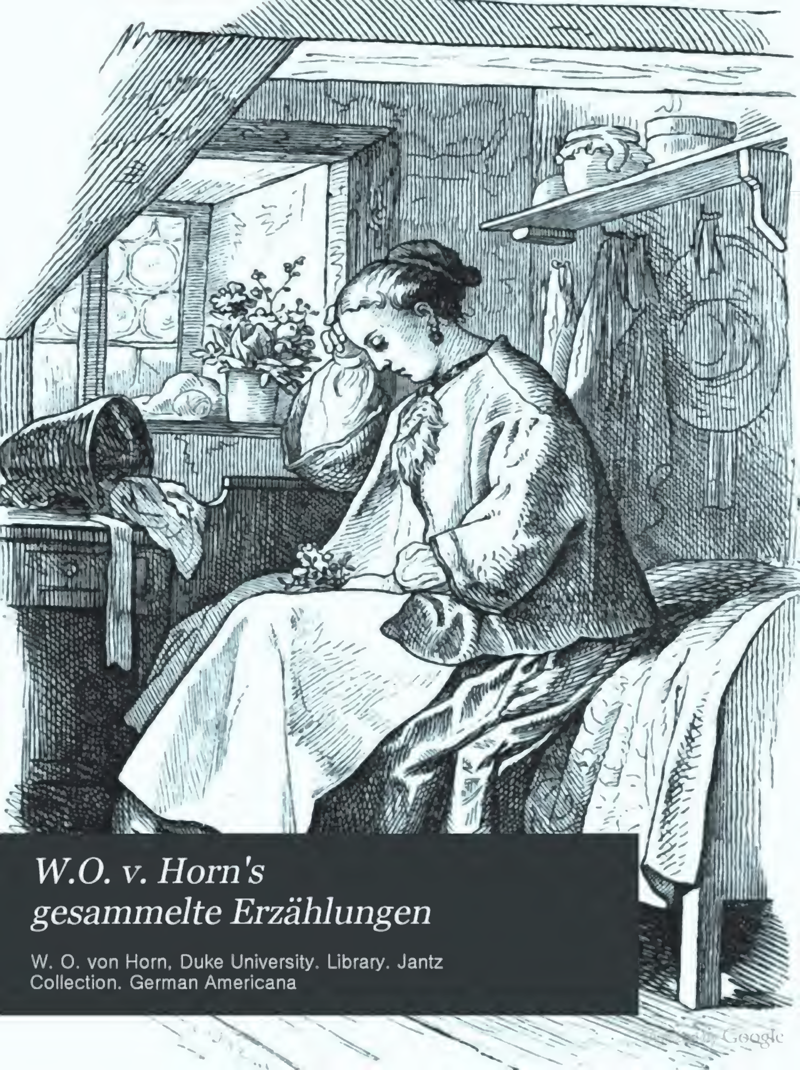


W.O. v. Horn's gesammelte Erzählungen

XI.



W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Elfter Band.

Mit einer Illustration.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Der Schatz im Thurme der Vögte von Hunoldstein.

Eine Volkssage aus dem Nahethale.

Eine Ferienfahrt durch das Nahethal im Herbst 1843 brachte mich auf eine gar ansprechende Stelle, deren ich hier aus mehr als einem Grund Erwähnung thun muß. Als ich die neue Heerstraße von Monzingen gen Weiler hinaufstieg, erreichte ich auf der Höhe des sogenannten „rothen Felsens" einen Punkt, dessen Schönheit mich überraschte. Bei Anlegung der Heerstraßen im Preußischen pflegt man an geeigneten, besonders eine schöne Aussicht bietenden Stellen Ruheplätze zu machen, die von einer kleinen, netten Anlage umgeben sind. Es ist dies nicht genug zu schätzen. Wahrlich, der müde Wanderer segnet die Behörde, welche so sinnig diese Plätzchen anordnet, und der dankbare Sinn des Volks ist ihr Schützer. An der gedachten Stelle ist nun auch neben der Straße eine breite steinerne Bank angebracht, beschattet von vier Akazien, und rings umgeben von theils blühendem, theils durch seine Blätter verschönerndem Gesträuche. Unwillkürlich wurde ich gefesselt durch die reizende Aussicht. Der westliche Himmel glänzte schon in tieferer Gluth, und goldumsäumte Abendwolken schwammen dem Punkte zu, wo die sie verklärende Königin des Tages hinabsinken wollte, die jetzt eben ihren segnenden Scheideblick in das liebliche Thal warf, das in einem Lichtmeere zu schwimmen schien. Sah ich links hinab, so lag das weite, vielfach gesegnete Thal in einer Ausdehnung von

nahe an einer Meile vor mir, ringsum von bedeutenden Bergen umschlossen, die links der Nahe, und theilweise auch rechts, vom frischen Grün der Reben bedeckt waren. Durch die Sohle des breiten Thales, das freilich jetzt schon seiner Pracht durch die Ernte entkleidet war, schlängelte sich die Nahe, hier und dort aus ihrer Erlen- und Weideneinfassung hervorblitzend. Im Baumesgrün verbargen sich theilweise stattliche Mühlen. Rechts der Nahe lag das freundliche Medderssheim, links das alte Sobernheim mit seinem schönen Kirchthurm, und tief unten sah Staudernheim hervor am Fuße des Disibodenberges, dessen Ruinen, herrlich beleuchtet, den Hintergrund malerisch abschlossen. Sah ich rechts, so lag oben unter Obstbäumen und im Schooße seiner vorzüglichen Weinberge das Dorf Weiler, und weiter hinauf blickten einige Häuser von Martinstein hervor am Fuße zweier öden, schwarzen Melaphyrkolosse, die wie die Pforte des Orkus erscheinen. Und im Vordergrunde stürzt sich tief unten die Nahe schäumend über ein breites Wehr, und drüben lehnt sich an das malerische Gebirge das schöne Dorf Merxheim auf homburgischem Gebiet. Es ist ein wohlstehender, stattlicher Ort, den eine fruchtbare Flur umgibt. Was mir besonders auffiel, war ein hoher, uralter, viereckter Thurm, dessen Entstehung tief in die Zeiten des Mittelalters hinabwies. Als ich so dastand, und etwas darum würde gegeben haben, wenn eine freundliche Menschenseele mir etwas Näheres über den alten Thurm gesagt hätte, kam ein alter Mann die Straße herauf. Ich redete ihn an, und mein gutes Glück ließ mich in ihm einen Bürger Merxheims finden, der nicht abgeneigt war, auf der Steinbank Eins mit mir zu plaudern. Meine erste Frage war nach dem Thurme.

„Das ist der Rest einer hohen und stattlichen Burg," sagte der Greis, „die einst hier stand und Schutz unserem Flecken verlieh. Die Burg gehörte den Vögten von Hunolstein, einer uralten Ritterfamilie, welche, weil sie Vögte über Merxheim waren, den

Titel in ihren Namen aufnahmen. Ueber die Geschichte der Burg wissen wir nichts Gewisses; aber über ihren Untergang in einer früheren Zeit, denn der letzte ist eine Heldenthat der Franzosen, als sie von Montroyal an der Mosel das Nahethal verwüsteten, lebt noch eine Sage."

Auf mein dringendes Bitten erzählte er sie mir, wie ich sie hier niederlege.

„Von den Hunoldsteinern," begann mein Alter, „wissen die Leute hier herum viel Arges zu erzählen. Es sollen grausame Schnapphähne gewesen sein, die nah und fern auf Straßen die Reisenden beraubten, die Klöster, wo sie konnten, brandschatzten, die Dörfer plünderten, und jahraus, jahrein mit anderen Rittern in Fehde lebten. Sie wissen, das war so die Art der Ritter! Einer aber muß doch wohl ein Ausbund dieser Art gewesen sein; denn an seinen Namen knüpfen sich die schlimmsten Ueberlieferungen. Er hieß Niklas Vogt von Hunoldstein, und war überall gefürchtet, nirgends geliebt. Kein Wanderer zog ohne Angst die Nahe herauf, und kam einer ungerupft an dem Engpasse, wo jetzt Martinstein steht, vorüber, so mochte er von großem Glücke sagen.

„Als sich die Kunde verbreitete, sein ehelich Gemahl sei gestorben, so trauerte Jedermann, denn sie war, wenn er ein Teufel war, gewiß ein Engel, und was er Uebels that, machte sie durch Wohlthaten wieder gut.

„Ebenso sehr beklagte man sein lieblich Töchterlein Hildegarde, die vierzehn Jahre zählte, und auch gut wie ein Engel war, aber nun in dem rohen und zügellosen Leben in der Burg unterzugehen drohte.

„Man pries es daher als die Eingebung eines guten Geistes, daß der Ritter Niklas sie in das Kloster Rupertsberg bei Bingen brachte, wo damals die heilige Hildegard Aebtissin war, und vieler adeliger Mägdlein Erzieherin wurde. Eigentlich aber war es das Werk der Amme des Fräuleins, einer betagten Frau, die nun des

Ritters Hauswesen versorgte, und die, weil er sie nicht mehr entbehren konnte, viel über ihn vermochte. Sie war eine verständige Frau, so das Fräulein lieb hatte, wie ihr eigen Kind, und war aus dem Dorfe Humbsbach gebürtig, das dort hinter dem Schwarzenberge liegt.

„Das liebliche Kind hatte wohl den Ritter noch in seiner Burg gehalten; auch wohl ihn davor behütet, daß er allzusehr der wilden Lust sich hingab mit seinen Gesellen; das Alles aber brach jetzt über Wehr und Damm hinaus, und wo ein Raubanfall ausgeführt, eine Schmach verübt, eine Schandthat vollbracht wurde, da war der Hunoldsteiner die Seele und der Mittelpunkt. Und so trieb er fort, was Gott leid that und die Menschen quälte; und den tausendfältigen Fluch konnte sein frommes Kind nicht wegbeten im Kloster zu Rupertsberg. —

„Auch der alten Amme wurde es nachgerade zu arg. Sie wußte den bösen Geist nicht mehr zu zügeln, und wünschte nichts dringender, als Hildegarden's Rückkehr. Auch der alte Ritter mochte wohl ein Verlangen nach seinem Kinde haben, das er in vier bis fünf Jahren nicht mehr gesehen — kurz — Hildegarde kehrte heim, ein Engel an Schönheit, und ein Engel an Milde und frommer Zucht. Die Sitten des Klosters brachte sie mit in die heimische Burg. Sie blieb in ihren Mauern und mochte keinen Verkehr mit der Welt — und waren einmal des Vaters Gesellen zum wilden Gelage vereint, so schloß sie sich ein und weinte über solches zügellose Treiben bittere Thränen.

„Dem Vater verhehlte sie ihre Mißbilligung nicht, und sprach die Bitte aus, wieder nach Rupertsberg zurückzukehren und Profeß zu thun für immer.

„Das wirkte wohl eine kurze Zeit; aber alte Gewohnheiten legt man nicht ab wie ein Kleid. Der Ritter fiel wieder allmälig in sein Thun zurück, nur mit dem Unterschiede, daß er seine Gelage draußen hielt. Da er nun gegen den Wildgrafen alten Haß nährte,

auch mit der Abtei Sanct Maximin bei Trier wegen eines Waldes in Spänne lag, so entschloß er sich um diese Zeit kurz, und fiel das Dorf Simmern unter Dhaun an, welches Sanct Maximin gehörte, und über welches der Wildgraf Vogt war, raubte es aus und brannte es nieder. Das war ein arger Frevel, ausgeübt unter den Augen des Wildgrafen. Die Mönche zu Sanct Maximin schrieen Rache, und der Wildgraf durfte nicht länger zögern, einen Feind zu bestrafen, der ihn höhnte, vor seiner Nase saß und nimmer ruhen mochte.

„Ein mächtig Ungewitter zog sich zusammen. Die Wildgrafen von Dhaun und Kyrburg, ihre Vettern von Oberstein, ihre Vasallen zu Stein=Callenfels, nebst den Raugrafen von Schmittburg schlossen Heerbann und sandten dem Hunolдsteiner den Fehdebrief. Dem Sendboten aber ließ der Hunoldsteiner einen räudigen Hund auf den Nacken binden, und zwei alte Weiber aus Merrheim mußten ihn mit Ruthen aus dem Dorfe peitschen.

„Sag' Deinen Herren, rief laut lachend der Ritter, so sollt's ihnen auch ergehen!

„Solche Schmach erbitterte Hunoldstein's Feinde nur noch mehr, und bald brach aus dem Engpaß von Martinstein ein Heer hervor, wie vorher niemals eins, und das Auflodern der Bannmühle war der erste Gruß an den Ritter, der nun wohl sah, woran er war. Er hatte aber wohl gesorgt. Die Vorräthe seiner Burg waren gut, und der Reisigen hatte er eine gute Zahl bei sich. Indessen war es ihm doch ein Hartes, sein geliebtes Kind in diesen Gefahren zu wissen. Er sann nach auf allerlei Weise, wie er Hildegarden schützen möchte, und wohin er sie bringen sollte.

„Eines Abends ließ er die alte Amme zu sich kommen und sagte: Hör', Grethe, ich weiß nicht, wie das enden wird, und möchte mein Kind in Sicherheit haben. Wie wär's, wenn Du mit ihr gen Hundsbach flöhest und Dich mit ihr bei Deinem Bruder, dem Weber, verborgen hieltest, bis der Strauß vorüber ist?

„Das gefiel der Amme wohl, und sie übernahm es, Hildegarden dazu zu bewegen, was ihr denn auch gelang. Der Ritter gab ihnen nun Geld und Geldeswerth mit, und führte sie in den alten Thurm. Dort deutete er auf eine Stelle in der Mauer, die durch einen schneeweißen Kiesel bezeichnet war, und sagte: Hier findest Du, wenn Du den weißen Kiesel herausbrichst, ein Käßtlein, worinnen ich meinen ganzen Reichthum verborgen habe. Merke Dir die Stelle wohl. Darauf geleitete er sie in den unteren Theil des Thurmes, hob eine Diele auf und stieg mit ihnen in einen geheimen Gang. Lange Zeit gingen sie in gerader Richtung fort; darauf aber stiegen sie auf feuchten Stufen aufwärts und kamen endlich an eine Stelle, wo frische Luft hereindrang. Alsbald warf der Ritter einige Steine weg, und sie traten an einer Felswand in's Dunkel des Waldes. Hier schied der Ritter von ihnen, nachdem er ihnen die Richtung gezeigt und die Merkmale der Stelle kenntlich gemacht, und unter Thränen verließ Hildegarde den Vater und wanderte mit dem sinkenden Abend in den dunkeln Forst hinein, welcher den Berg bedeckte.

„Während dies hier vor sich ging, hatten die Wildgräflichen einen heftigen Sturm gegen das mit Mauern bewehrte Dorf unternommen, und der Ritter, zu dessen scharfem Ohre der Lärm drang, verwahrte schnell von Innen den Ausgang und eilte zurück in die Burg.

„Tapfer wehrten sich die Merxheimer gegen die andringenden Feinde. Tapfer stritten der Ritter und seine Mannen auf den Mauern; aber die Uebermacht siegte, und bald überschwemmten die Feinde das Dorf, das an drei Orten zu brennen begann. Alles, was sich retten konnte, drängte sich nach der Burg; aber der Hunoldsteiner war arglistig und zog die Brücke zeitig auf. So waren denn die armen Leute in der Feinde Gewalt, die ihnen übel genug mitspielten; aber denen in der Burg ging es auch nicht nach dem Sprichwort: „Wie dem Pfaffen am Ostertage;“ denn die

Wildgräflichen stürmten mit Macht, und am dritten Tage gelang es ihnen, die Burg in Brand zu stecken und siegend einzudringen. Was mit dem Leben davon kam, wurde gefangen genommen. Ritter Hunoldstein war verwundet worden und fiel in der Feinde Hand, die ihn nach Dhaun in's Verließ warfen und die Burg ausbrannten, daß nichts übrig blieb, als der alte Thurm, der heute noch steht. Seine Rettung verdankte er dem Umstande, daß er zur Seite stand und nicht mit der Hauptburg zusammenhing.

„Von der Angst getrieben, es könnten Feinde ihre Spur finden, wanderten Hildegarde und ihre Amme so rasch fürbaß, als es ihnen in dem dunkeln Walde möglich war. Als sie, weit im Gebirge, aus dem Walde heraustraten, kam auch die Sichel des jungen Mondes aus den Wolken hervor und leuchtete ihnen. Die alte Grethe fand sich bald zurecht; aber erst gegen Mitternacht erreichten sie, bis zum Tod erschöpft, das Dörflein Hundsbach, wo sie der Bruder der Amme, der auch schon kein Knabe mehr war und als Junggeselle für sich lebte, freundlich aufnahm in seinem Häuschen, so zu äußerst am Dorfe lag.

„Als sich die Kunde verbreitete, Merrheim sei sammt der Burg niedergebrannt, fand es Niemand im Dorfe verwunderlich, daß des Webers alte Schwester bei ihm eine Zuflucht suchte und fand; — aber Hildegarden's Anwesenheit erfuhr kein Mensch, da sie sich heimlich hielt und vor Niemanden sehen ließ.

„Wie groß war aber ihr Kummer, als sie das Schicksal Merrheims erfuhr und die Gefangenschaft ihres Vaters! Grethe hatte ihr verheimlicht, daß er verwundet war, um ihr kein neues Leid zu bereiten; aber sie erfuhr es später doch, und ihr Leid war über die Maßen groß; dennoch mochte und durfte sie es nicht wagen, sich kund zu geben, da die allgemeine Erbitterung gegen ihren Vater zu groß war. In ihrer Einsamkeit lebte sie denn gar lange Zeit, ohne von ihrem Vater weiter etwas zu hören, und die Sorge um ihn quälte ihr Herz gar sehr.

„Ihre Angst wuchs täglich. Als endlich der lange Winter vorüber war, ließ sie dem Weber keine Ruhe, er mußte auf Kundschaft ausgehen. Was er heim brachte, war nicht gut. Der Ritter sitze noch immer in enger Haft, erzählte er, und leide an seinen Wunden. Die Wildgrafen aber forderten ein gewaltig Lösegeld, das er nicht stellen könne.

„Daß er keine Kunde sandte, konnte sie sich nur damit erklären, daß er ihre Zufluchtstätte nicht verrathen mochte an die Wildgrafen.

„Des Vaters Noth ließ aber fortab der guten Tochter Tag und Nacht keine Ruhe. Da fiel es ihr ein, was der Vater ihr und der Amme anvertraut von dem Schatz im Thurme, und sie sah hierin das Mittel, das Lösegeld zu erschwingen. Nun ließ es sie nicht mehr in der Hütte, und, da die Amme erkrankt war, mußte der Weber ihr einen Anzug verschaffen, wie ihn die Mägdlein in Hundsbach zu selbiger Zeit zu tragen pflegten, und an einem schönen Maitage stand sie vor Tages Anbruch auf, und ließ sich von dem Weber bis zu dem Walde geleiten, von wo sie dann selber den Weg suchen wollte zum Eingang in den unterirdischen Weg zum Thurm ihrer väterlichen Burg.

„Der alte Wildgraf von Dhaun, des Hunoldsteiner's grimmer Feind, hatte einen Sohn, so Conrad hieß, und ein Schmuck der Ritterschaft des Nahegaus war. Der junge Wildgraf zählte etwa vier und zwanzig Jahre, und war ein Mann von seltener Schönheit. Er liebte es wohl, mit Pfeil und Bogen hinauszuwandern in die Berge, wo das Wildschwein seine Lager hatte, um einen zarten Frischling zu erlegen.

„So war er denn auch an demselbigen Tage, noch ehe die Sonne über den Disibodenberg aufgegangen war, jenseit der Nahe die kahlen Höhen vor Martinstein hinaufgeklettert und hatte den Wald erreicht. Lange war er herumgestrichen im Forste, ohne ein Wild zu sehen. Endlich wollte er weiter abwärts eine Stelle

suchen, wo das Wild zu wechseln pflegte, und verbarg sich dort in einem Dickicht, des wechselnden Wildes zu harren. Hier, auf weichem Moose liegend, beschlich ihn der Schlaf. Plötzlich weckte ihn ein Rascheln in den Zweigen. Er spannt seinen Bogen, legt den wohlgeprüften Pfeil auf, und erharret knieend seine sichere Beute, denn sein Pfeil fehlte nicht.

„Immer näher kommt das Rascheln. Immer mehr pocht sein Herz in wilder Waidmannslust. Sein Auge sucht durch das Dickicht zu dringen. Da erblickt er einen dunklen Punkt. Schon schlägt er an mit dem Bogen, schon zieht seine Hand die straffe Sehne an — da sinkt sie plötzlich, und Schrecken und Staunen erfüllt ihn zugleich — denn — schlank wie eine Lilie, blühend wie eine frische Rose, und schön wie ein Engel Gottes, tritt ein Mädchen aus dem Gebüsche hervor und steht sinnend eine Weile vor seinem trunknen Blicke. —

„Schöneres hatte sein Auge nie gesehen. Wie pochte sein Herz, wie bebte es bei dem Gedanken, daß er den Pfeil hätte in dieses Engels Brust bohren können! Je genauer er sie betrachtete, je schöner er sie fand, und je tiefer der Eindruck bei ihm wurde, den ihre Schönheit bewirkte. Er wagte kaum zu athmen, weil er fürchtete, er möge sie verscheuchen.

„Sie hatte eine Weile sinnend gestanden; dann war sie seitwärts gegen den Fuß einer Felswand hinabgestiegen, und begann da einen Haufen bemooster Waldsteine auseinander zu legen. Immer emsiger arbeitete sie mit den schneeweißen, zarten Händen, und plötzlich verschwand sie in der Erde.

„Den Ritter überlief es eiskalt. Wurden die Mährchen seiner Kindheit wahr von schönen Waldgeistern und dergleichen?

„Er trat rasch aus seinem Verstecke hervor, und schritt dem Mädchen in die Vertiefung nach. Wie erstaunte er aber, als er hier eine viereckte Oeffnung fand, welche zu einem Gange führte, dessen Stufen vor seinem Auge lagen!

„Jetzt dämmerte ihm ein Licht. Hatte sich nicht das Gerücht verbreitet, des Hunoldsteiner's schönes Kind sei durch einen heimlichen Gang entflohen, und halte sich irgendwo verborgen?

„Der Schlüssel war gefunden. Das Räthsel war gelöst. Das war Niemand anders, als Hildegarde von Hunoldstein!

„Aber was that das Mädchen allein hier? — Er antwortete sich wieder: Hier ist des Fluchtgangs Oeffnung, die sie wieder gefunden. Sie will in die Burg. Die liegt in Trümmern, was sie vielleicht in ihrem Verstecke nicht einmal weiß. Wenn der Jungfrau etwas begegnete? Wer sollte sie schützen, retten? Sie ist ja ganz alleine!

„Diese Gedanken ergriffen seine Seele mit einer wahren Todesangst."

„Ohne sich weiter zu besinnen, und ohne weiter über etwas nachzudenken, steigt er in den Gang hinab und folgt der schönen Jungfrau. Einige Zeit steigt er in die Tiefe hinab in einer Finsterniß, die entsetzenerregend ist; er muß auf Händen und Füßen sich vorwärts arbeiten, bis er nun den Theil erreicht hat, welcher geradeaus führt. Nach einer höchst mühseligen Wanderung, bei der ihm unbegreiflich bleibt, wie ein so zartes Geschöpf sie wagen und überwinden konnte, sieht er endlich in der Ferne einen lichten Punkt. Allmälig wird er größer, und nun fällt ein mattes Tageslicht herein. Er kann nun aufrecht gehen, und bald tritt er an eine ebenso große Oeffnung, wie droben im Walde, steigt heraus, und erkennt schnell, daß er in dem Thurme der Vögte von Hunoldstein steht, der allein übrig blieb, als sie die Burg ausbrannten. Aber wo ist das Mädchen?

„Er horcht — und hört ein leises, fernes Knistern und Rollen, wie wenn Jemand den Bewurf einer Wand mit großer Vorsicht abmacht. Er horcht noch angestrengter, und ist nun außer Zweifel, daß er sie findet. Leise schleicht er die Stiege hinan, und tritt endlich in die Thür eines kleinen Gemachs, und siehe, da

steht sie und arbeitet an einem Steine, den sie aus der Mauer ziehen will, und es doch nicht vermag.

„Der junge Wildgraf machte ein Geräusch durch sein Eintreten. Hildegarde sieht sich um und taumelt mit einem Schrei des Entsetzens zurück, und bedeckt ihre Augen mit den Händen.

„Er sprang herzu und fing sie auf. —

„Erschrecket nur nicht, sagte Conrad sanft, ich bin ein Ritter, und nur die Furcht, es möge Euch ein Unheil begegnen, trieb mich an, Euch zu folgen, als ich Euch in den Eingang jenes Fluchtganges treten sah.

„Diese sanften Worte, gesprochen von einer wohllautenden Stimme, flößten Zutrauen in des Mädchens Seele. Sie that die Hände von den Augen, entwand sich seinem Arme und sah ihn forschend an.

„Sie sah in ein schönes, männliches, ihr unbekanntes Antlitz, in ein sanftes, gutmüthiges Auge, und die Ruhe kehrte ihr zurück. Sie fragte: Wer seid Ihr, Herr Ritter?

„Ich bin der Wildgraf Conrad, sagte der Gefragte mit ruhiger Würde. Ihr dürft Euch mir vertrauen!

„O mein Gott! rief mit Entsetzen das Mädchen, und rang die Hände — so bin ich verloren! —

„Habt Ihr je vernommen, daß ein Wildgraf seiner Ritterpflicht vergaß? fragte Wildgraf Conrad, näher tretend, und ihre schöne Hand ergreifend. Hildegarde von Hunoldstein hat nichts zu fürchten.

„Wie, kennt Ihr mich? fragte das Fräulein.

„Dies Gewand verhüllt Euch nicht, und jedes Auge wird sogleich entdecken, daß ein so grobes Kleid Euch nicht paßt, nicht immer Euch bekleidete, war des Wildgrafen Antwort. Hildegarde gerieth in eine grenzenlose Verwirrung.

„Habt Vertrauen zu mir, schönes Fräulein! bat der Wildgraf. Was wolltet Ihr hier? Laßt mich Euch helfen. Was der zarten Frauenhand mißlang, wird der meinen leicht zu vollbringen!

„Hildegard gewann wirklich Zutrauen zu dem edlen jungen Ritter. Wohlan, sagte sie, Ihr sollt Alles wissen!

„Die Kunde ist zu mir in meinem Verstecke gedrungen, mein alter, schwerverwundeter Vater liege siech in Euerem dunkelsten Verließe zu Dhaun. —

„So hat man Euch falsch berichtet, fiel ihr der Wildgraf in die Rede; Euer Vater ist geheilt von seinen Wunden und geht frei umher im Burghofe von Dhaun. Zwar ist er noch ein Gefangener — aber —

„Ach, um ihn zu retten, ihn loszukaufen, fiel ihm das Fräulein in die Rede, eilte ich furchtlos hierher; denn dort in der Mauer, wo der weiße Kiesel blinkt, hat der Vater einen Schatz für die Noth verborgen. Ihn wollte ich heben und ihn befreien.

„Des Wildgrafen Auge leuchtete, als sie so ihr Innerstes erschloß. Ich will Euch den Stein lösen, sagte er, damit Eures Herzens Wunsch erfüllt werde.

„Unverzüglich begann er den Stein herauszunehmen, was ganz leicht gelang. Mit noch weniger Mühe ließen sich einige andere herausnehmen, — und bald stand ein eisernes Kästchen bloß. Der Wildgraf hob es heraus und reichte es ihr dar.

Sie sprach innig ihren Dank aus, und er schlug ihr vor, sie nun nach Dhaun zu geleiten, damit sie ihr schönes Werk kindlicher Liebe vollenden könne.

„Hildegarde besann sich nicht lange und folgte ihm, denn er benahm sich ja edel und ritterlich!

„Als sie an die Furt von Martinstein kamen, blieb keine andere Wahl, er mußte sie hinüber tragen. Zwar sträubte sie sich heftig, allein es blieb keine andere Zuflucht übrig für sie. —

„Nie hatte der junge Wildgraf wonniger eine Bürde getragen, und wäre es seinen Wünschen nach gegangen, so wäre die Nahe unendlich breit gewesen.

„Unter lieblichem Kosen erreichten sie endlich Dhaun. Wie

staunte der alte Wildgraf, als sein Sohn ein so schönes Bauernmädchen an der Hand in den Burghof führte, wo er mit dem alten Hunoldsteiner in der Sonne auf einer Steinbank saß. Sein Staunen vermehrte sich aber noch, als Ritter Hunoldstein aufsprang mit dem Ausrufe: Meine Hildegarde! und das Mädchen weinend in des Vaters Arme flog.

„Der Wildgraf Conrad weidete sich an dem Anblick, und auch sein Vater sah nicht ohne Rührung den Erguß kindlicher Liebe.

„Der Wildgraf Conrad erzählte nun sein Abenteuer mit einer Wärme und Innigkeit, daß nicht selten Hildegarde das glühende Antlitz zur Erde senkte. Als er endlich bis dahin gelangt war, daß er den Schatz aus der Mauer des Thurmes gehoben habe, da erst bemerkte er, daß er das Kästlein noch in seiner Hand trug. Er stellte es schnell vor Hildegarden nieder.

„Da ist nun Euer Lösegeld! rief freudig das Fräulein. Nun seid Ihr frei, mein Vater!

„Mit nichten! hob da der junge Wildgraf an; Ritter Hunoldstein, ich weiß ein Lösegeld, das herrlicher ist als blankes Gold, das aber zugleich Euch löst und mich fesselt. Es ist Eurer Tochter Hand. Gebt sie mir zum Weib! Und Ihr, Fräulein, verschmäht meine Liebe nicht. Sie ist noch jung, aber ich glaube fest, sie wird ewiglich dauern!

„Bei dieser Rede lächelten die beiden Väter und sahen sich an. Sie waren aus bitteren Feinden Freunde geworden, und für Hunoldstein konnte kein Freiwerber willkommener sein, als der junge Wildgraf Conrad.

„Hildegarde saß da in einer Gluth, in einer Angst, in einer Verwirrung, daß sie meinte, in die Erde sinken zu müssen, und doch waren es Gefühle wohlthuender Art, die ihre Brust durchwogten. Sie schlang ihre Arme um des Vaters Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Nun, Hildegarde, sprach Hunoldstein, soll ich dem Wild-

grafen sagen. Du wolltest in's Kloster gehen, oder willst Du ihn lieb haben und sein ehelich Gemahl werden mit meinem Segen?

„Sie schwieg und drückte fester ihr Antlitz an seine Brust.

„Als nun aber der Wildgraf Conrad sich zu ihr beugte und um ihre Liebe bat und ihr sagte, wie er sie so herzig lieb habe, da ließ sie ihm gerne ihre Hand, und der leise Druck war die Bürgschaft für das Ja am Altar. —

„Und als es Hochzeit gab im Schlosse zu Dhaun, da sprach der alte Wildgraf in heiterer Stimmung zu dem jungen Gatten: Das war wohl das erste Mal, daß ein Wildgraf im eigenen Burghof ein schönes Bauerndirnlein aus Hundsbach freite!

„Und der junge Neuvermählte rief: „Der Thurm der Vögte von Hunoldstein" sei mir gesegnet! Ich habe in ihm einen Schatz gehoben, der höher ist, als alles Gold der Erde!

„Und er zog das liebliche Wesen an seiner Seite innig an seine Brust." —

So erzählte mein Alter aus Merrheim. Der Abendhimmel war glühender geworden. Die grauen und rosenrothen Abendwolken waren in tiefdunkeln Purpur übergegangen. Die Abendglocken von Merrheim, Weiler und Martinstein klangen lieblich in die feierliche Stille des Abends. Ich drückte dem Greise dankbar die Hand und schied von der schönen Stelle; denn mein Weg nach Kirn war noch weit, und die Nacht kommt schnell in den Herbsttagen.

Der Feldmarschall Blücher und der Pfarrer Kretzschmar.

Wer den Pfarrer Kretzschmar in Sulzbach, bei Höchst, gekannt hat, hat einen Ehrenmann gekannt und einen Geistlichen, der seinem Berufe treu vorstand, dessen Andenken noch heute im Segen bei seiner Gemeinde in Sulzbach steht. Viele von denen, die dies lesen, gehören zu denen, von welchen ich geredet, wie aber der ehrenwerthe Landpfarrer mit dem Feldmarschall Blücher zusammenkam, das wissen nicht Viele; ich weiß es aber, und zwar von einem Gewährsmanne, dem ich vertrauen darf, weil er auch ein Ehrenmann ist, und den ich hiermit herzlich grüße, und weil ich's weiß, möcht ich's auch den Uebrigen erzählen, denn es ist eine köstliche Geschichte.

Als die ersten Kugeln des siebenjährigen Krieges durch die Luft und um preußische und andere Köpfe pfiffen, da war eben ein junger Bursche aus dem Gebiete der Stadt Frankfurt flügge geworden und wollte hinausziehen, um am Quelle der Weisheit sich zu erlaben und recht satt zu trinken, und der war Niemand anders, als der nachmalige Pfarrer Kretzschmar von Sulzbach, der nachmalige Vater eines tüchtigen Frankfurter Arztes.

Kretzschmar war eben recht befunden worden, die Universität zu beziehen, als die gedachten Kugeln ihre absonderliche Melodie pfiffen. Er wollte in Halle an der Saale Theologie studiren und sich ausbilden zu einem rechten Prediger des Wortes Gottes und

Seelsorger. Nun war das damals eine schlimme Zeit zum Studiren, da der Krieg mit seinem Kanonenbaß zu brummen anfing und Keiner wußte, wann dies schlimme Liedlein ende. Zudem aber sah auch Keiner in des lieben Gottes Pläne und konnte sagen: Nach sieben blutigen Jahren wird's erst wieder Friede! Nun hätte Einer freilich, wenn er die sieben Jahre hätte abwarten wollen hinter dem warmen Ofen und bei den Fleischtöpfen Aegypti des Vaterhauses, das kanonische Alter erreicht vor seinem Triennium academicum, und das hätte auch so seine Bedenken gehabt.

Der junge Kretzschmar war gut und gottesfürchtig erzogen. Er hatte guten Muth zu dem, der alle Haare unseres Hauptes gezählt hat, und dachte: du wirst wohl heiler Haut nach Halle kommen! Hätte er freilich ahnen können die sieben Jahre der Dienstbarkeit, er wäre vielleicht nicht so eifrig gewesen, sein Ränzel mit der Eltern kleinem Sparpfennig zu schnallen, und hätte vielleicht es vorgezogen, das kanonische Alter daheim zu erwarten oder auf einer andern Universität sein Traktament Weisheit zu holen. Item, er hatte nun einmal einen mächtigen Zug nach Halle und überwand alle Bedenken, drückte Vater und Mutter und Angehörige an's ehrliche Herz und zog von dannen, Anfangs (wie's allzeit geht) mit schwerem Herzen und leichtem Beutel, dann aber später mit einem Herzen, das noch leichter war, als sein leichter Beutel, und mit fröhlichem Gesange oder Pfeifen, da das Gehen nach dem Takte gar mächtiglich fördert. So lassen wir ihn wandern bis hinein in's schöne, frische, bergige Thüringen; dort aber blicken wir in des Waldes Dickicht, das an der Heerstraße gen Halle lag.

Der König von Preußen brauchte damals Soldaten, und wenn der alte Montecuculi sagte, zum Kriege gehörten drei Dinge, nämlich erstens Geld, und zweitens Geld, und drittens abermals und erst recht Geld, so hat der alte Schnurrbart recht, aber es gehören ebenso gut auch Soldaten dazu, die man freilich damals

auch für Geld kriegte, heutzutage aber nicht, wenigstens nicht solche, die viel werth wären.

Der König, der damals freilich noch nicht gerade der „alte Fritz," aber doch derselbe war, der im alten steckte, ließ darum überall werben. Wenn aber diese Werber Einen erwischen und das Handgeld sich selber konnten ausbezahlen, so war ihnen das viel lieber, als anders, und um's so zu lenken, machten sie manchem Muttersohne ein X für ein U.

In jenem Waldesdickicht lagen nun Werber von Schmettau-Dragonern, stämmige Bursche, die sich auf das eben angedeutete Verwechslungsexempel verstanden.

Plötzlich kommt ein Dragoner zu dem Werbecorporal gesprungen und sagt: „Herr Corporal, dort hinten kommt Eener uf der Landstraße, der is schon von der Amme für 'nen Schmettauer jewickelt worden! Hab' ich recht geseh'n, so ist's so'n windlipsiger Student oder will's noch werden."

Der Corporal war aufgesprungen und war dem Soldaten gefolgt. Als er den jungen Mann so flink und lustig daherschreiten sah, mit seinem Käpplein keck auf dem Ohre, dem Ziegenhainer in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken, sagte er: „Jottfried, Du bist die pfiffigste Pommerseele, die jemals einen frischen Häring oder 'ne fette Jänsebrust jejessen hat! Druff, Junge! Deß jibt en Schmettauer, wie sie nicht Alle seind!

Derweile war unser guter Kretzschmar ahnungslos in den dichten Wald hineingetreten und sah sich plötzlich von Schmettau-Dragonern umgeben, die ihm fröhlich zuriefen: Er solle Soldat und in ihrem schönen Regimente Dragoner werden; das sei köstlich und es solle ihn gewiß nicht reuen, und dergleichen.

Kretzschmar versuchte es, ihren Irrthum gutmüthig aufzuklären und zu berichtigen, aber das war eine vergebliche Arbeit. Sie zogen ihn fort in den Wald, warfen ihn auf ein Pferd und, hast Du nicht geseh'n! ging's von dannen.

Das war ein Strich durch die Rechnung, der auch Einem hätte confus machen können, der das kanonische Alter gehabt hätte und noch mehr dazu. Wer wollte dem achtzehnjährigen Bürschlein verargen, daß er anfänglich tief erschüttert, ja fast ganz trostlos war. Indessen war er eine von den Naturen, die schnell wieder in's rechte Fahrwasser kommen, das heißt, die rechte Fährte aufthun und ihr folgen.

Er sah ein, daß da auch kein Jotachen zu ändern war, und dachte: Wer weiß, was Gottes Wille ist? Ueberdies sah er auch, daß in dem Punkte nicht viel gespaßt wurde und Fünf und zwanzig unfreiwillig zu fassen, war just seine Liebhaberei nicht, worin er denn noch viele Gleichdenkende finden dürfte, zumal Corporalstöcke ihr Eigenthümliches haben sollen. Er wurde daher ohne Weiteres zum Regimente gebracht, eingekleidet und einexercirt und war eine Pracht von einem Schmettauer und die Prophezeiung des Werbecorporals im Thüringerwalde traf bis auf's Tippchen auf dem I ein. Was ihn aber am tiefsten schmerzte, war das, daß er nun dem heiligen Drange nach höherem Erkennen Valet geben mußte und eine Vorbereitungsschule zu Kanzel und Seelsorge antrat, die damit nicht recht klappen wollte, auch bis dahin, als ungeeignet, nicht eingeführt gewesen war.

Seine Offiziere, denen ohnehin der nette, saubere, hübsche Mensch gefiel, merkten bald, daß er eine gute Erziehung genossen, und Kenntnisse habe, wie sie im Rocke eines Schmettau-Dragoners nicht herkömmlich seien. Ließen sie sich einmal herab, per Er mit ihm zu verkehren, da ihnen denn doch das Du im Halse stecken blieb, so sahen sie bald, daß dem andere Flügel gewachsen waren. Zudem war seine Aufführung so trefflich, daß sich nicht Alle im Regimente mit ihm messen konnten. Da blieb's denn nicht lange aus, daß er Unteroffizier wurde, und als einmal der Tanz im Schlachtendampfe losging und Kretzschmar bewies, daß auch hier Kopf und Herz am rechten Flecke saßen, da rückte er dann fast

ebenso schnell zum Wachtmeister auf, in welcher Stellung dann sein Avancement in's Stocken gerieth, aber auf eine Weise, die auch wieder nicht die gewöhnliche war, denn die kennen die betroffenen Herren und alle — Welt.

So hat denn Kretzschmar alle Schlachten des siebenjährigen Krieges mitgeschlagen und in rechten Ehren. Das Dragoner-Regiment von Schmettau wurde oft und viel mit Ehren genannt und seine Reihen waren oft recht lücke geworden nach heißen Affairen, wie sie jener Krieg so häufig hatte. Wenn aber eine Schlacht geschlagen wurde, oder wenn es galt, einmal hier und da einen tapfern Handstreich auszuführen, ein Piket aufzuheben oder dergleichen, dann war, wie im Schlachtgewühle, so auf den Parteigängerwegen der Wachtmeister Kretzschmar allemal Nummer I. Die Offiziere hielten ihn werth und die Soldaten hatten ihn lieb; aber zum Werben gab er sich nie her; darin hatte er ein Härchen gefunden aus eigner Leibeserfahrung.

Von seiner persönlichen Tapferkeit muß ich nun eine köstliche Probe geben, die uns der Ueberschrift der Geschichte näher bringt. Bei dem Obristen der Schmettau-Dragoner, von Belling, befand sich damals, nämlich gegen das Ende des siebenjährigen Krieges, der Lieutenant von Blücher als Adjutant. Der war freilich Husar seines Zeichens, aber er war eben entweder zu Obrist von Belling commandirt, oder dieser hatte ihn aus besonderen Verhältnissen zu sich gezogen — ich weiß das selber nicht genau, aber es ist eine ausgemachte, feststehende Thatsache, daß er von Belling's Adjutant war.

Für hinter den Ofen zu setzen war der Blücher nicht; auch nicht für das Schreiberhandwerk. Wo's puffte und knallte, wo ein Reitergefecht war oder ein rascher Angriff, da war er dabei und seine Nase war allzeit vorn dran. Was eben ein Dörnchen werden will, das spitzt sich früh.

Einmal, wo's auch wieder eine rechte Handtierung gab und

das Blut floß, wie Bächlein in den Wiesen, sah der Wachtmeister Kretzschmar von Schmettau-Dragonern, daß vier Panduren hinter dem Lieutenant und Adjutanten von Blücher drein sind und er sich ihrer kaum erwehren kann; daß endlich sein wundes Pferd stürzt, und nun die vier Panduren recht dran wollen, ihm den Garaus zu machen und seine Erbschaft ohne Testament anzutreten; da denkt der Kretzschmar: Wartet nur, Ihr sollt doch Eure Rechnung diesmal vor dem Wirthe gemacht haben! Und wie der Blitz ist er hinter ihnen. Seine Pistolen strecken zwei zu Boden und auf die anderen beiden dringt er von hinten her ein, und die, wähnend, er sei doch nicht allein, machen sich aus dem Staube. Nicht trauend, daß sie etwa wieder kämen, zog nun Kretzschmar den Lieutenant von Blücher unter seinem Pferde hervor, das ihm auf dem einen Beine lag, hob ihn zu sich auf's Pferd und jagte mit ihm zum ziemlich entfernten Regimente. Da hätten, ohne den Kretzschmar, die Franzosen lange warten können, bis der Blücher als Sieger Anno 14 in Paris eingezogen wäre, und Anno 15 noch einmal. Ja, ohne ihn hätte der treffliche Friedrich Wilhelm der Dritte es bleiben gelassen, den Blücher zum Feldmarschall und Fürsten von Wahlstadt zu machen. Die Panduren wollten ihm für's Einziehen in Paris und für den Feldmarschallstab schon thun. Da wär's ihm, mit nur etwas veränderten Umständen, gegangen, wie — dem Wachtmeister Kretzschmar, der auch Theologe werden sollte und die Werber machten ihn zum Schmettau-Dragoner. Es ist indessen sicherlich wahr, wenn's dort über den Sternen geschrieben steht, daß Einer in Paris einziehen und Feldmarschall werden soll, so hauen ihn keine Panduren in die Pfanne und ist zu rechter Zeit ein tapferer Wachtmeister Kretzschmar da — und wenn Einer zu einem tüchtigen Pfarrer ausersehen ist, und einen innern, heiligen Beruf dazu hat, so kann auch eine Schmettau-Dragoneruniform nicht hemmend in den Weg treten und wär's selbst die eines Wachtmeisters.

Blücher's Dankbarkeit war sehr groß, denn er wußte, was

hätte geschehen müssen, wenn der Wachtmeister nicht ihm zu Hülfe gekommen wäre; das Anerkenntniß des Obristen von Belling fehlte auch nicht, und in der ganzen Armee machte Kretzschmar's That ein ungeheures Aufsehen. Seine Beförderung zum Offizier war ausgemacht, hätte nicht, in der Furcht, es werde ihm dann schwerer, sich nach dem Frieden zurückzuziehen, Kretzschmar selber mit dürren Worten dafür sich bedankt. Vor seiner Seele stand nur Ein Gedanke mit siegender Kraft, und das war kein anderer, als der: nach dem Frieden seinen Abschied zu begehren, nach Halle zu gehen und mit desto größerem Eifer das Studium der Gottesgelahrtheit zu beginnen. Das hatte als Höchstes seiner Seele vorgeschwebt seit seinen Kindertagen und das blieb noch jetzt sein Ideal, dem er sich nicht so leicht nähern zu können glaubte, wenn er die Offiziersuniform seines Regimentes trüge. Viele waren unwillig, daß er Das von sich gewiesen, was Tausende als das höchste Glück erstrebten. Ohne gewichtige und heilsame Folgen sollte das Ereigniß jedoch für unsern braven Wachtmeister nicht bleiben.

Eines Tags, und es war nicht ferne von der Zeit des Friedensschlusses, was man jedoch damals im Heere noch nicht mit Bestimmtheit wußte, kam der edle Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder Friedrichs des Großen, oder, wie ihn unser liebes Volk in allen Gauen lieber nennt: „des alten Fritz“ in die Nähe der Orte, wo das Regiment von Schmettau sich befand, und ließ es die Revue passiren. Als dies geschehen war, ließ er dem Obristen von Belling sagen, er solle ihm den Wachtmeister Kretzschmar schicken.

Kretzschmar empfing die Ordre und eilte, sich dem edeln, vielgeliebten Prinzen vorzustellen. Heute, sagte er zu sich selbst, gibt's vielleicht eine Gelegenheit zu reden. Möge Gott mich kräftigen und des Prinzen Herz mir aufthun!

Dies Gebet wurde erhört. Des Prinzen Herz war aufgethan — aber eigentlich zu sagen, war das niemals recht zu. Mit einer

Freundlichkeit, die des Wachtmeisters ganze Seele gefangen nahm, redete ihn der Prinz an, lobte seine Tapferkeit, seinen Edelmuth, bewiesen bei Blücher's Rettung und mancher andern Gelegenheit, und erkundigte sich dann nach seinen früheren Lebensumständen.

Kretzschmar hatte als Soldat gelernt, wie wichtig es sei, den rechten Augenblick rasch, kräftig und entschieden zu benützen. Jetzt gilt's! dachte er. Wer weiß, ob dir je wieder eine solche Gelegenheit wird! Und er faßte sich ein Herz und begann in aller Bescheidenheit, aber auch mit unverhaltener Offenheit und ungeschminkter Wahrheit, dem Prinzen zu sagen, wie er vor mehr denn sechs vollen Jahren in der Absicht, ein rechter Diener am Worte des Herrn zu werden, gen Halle gewandert sei; wie aber dann die Werber ihn überfallen, ihn gewaltsam fortgeschleppt und seinem theuern Beruf entrissen hätten; wie er seitdem alle Schlachten des Krieges getreulich mitgefochten, aber immer die Sehnsucht im Herzen gehegt habe, zu diesem heiligen Berufe zurückzukehren, weil er mit Gottes Hülfe hoffe, das Versäumte nachzuholen. So wolle er dann den hochherzigen Prinzen bitten, in Gnaden für ihn zu sorgen, daß er seinen Abschied empfange, wenn es thunlich sei.

Der Prinz hörte ihm mit großer Theilnahme zu. Ihm gefiel dies, selbst durch das rauhe Kriegsleben nicht unterdrückte höhere und edlere Streben. Das ganze männlich feste und doch so bescheidene Auftreten des so gewaltsam aus seinem Berufe herausgerissenen jungen Mannes machte auf den Prinzen einen ersichtlich wohlthuenden Eindruck.

Der Prinz reichte ihm in seiner Milde und Freundlichkeit die Hand, belobte seine Tapferkeit und die Treue, welche er seinem Lieblingsberuf erhalten, und sagte ihm dann, der Friede sei nahe seinem Abschluß; er werde seine Verabschiedung so bald als möglich zu bewirken suchen, aber er gebe ihm sein prinzliches Wort, daß er ihm für die Mittel sorgen werde, sein so innig ersehntes Studium vollenden zu können.

Himmel! Wie durchzuckte die Freude die Seele des wackern Wachtmeisters, in dem der wackere Pfarrer noch so unbekümmert und unverdorben vom Pulverdampfe steckte! Wie hat ihm das Herz in der Brust gepoppelt und wie mögen seine Augen geglänzt haben! Aber wie dankbar hat er auch hinaufgeblickt zu Dem, der die Herzen der Fürsten lenkt wie Wasserbäche.

Nun ist vielleicht mancher, der's macht, wie heutzutage Viele, die an etwas Rechtes und Aechtes nicht mehr glauben wollen, und denken bei sich: Ja, wart ein Bischen! Du guter Wachtmeister bist arg blamirt mit deinem Vertrauen! So ein Herr redet viel, wenn die Tage lang sind; dreht er sich aber dreimal herum, so ist das Alles rein vergessen!

Gottlob, daß ich, vollkommen der Wahrheit gemäß, sagen kann: Diesmal hast du Dalk (wie die Tyroler sagen) fehl und neben die Scheibe geschossen! Prinz Heinrich hat's nicht vergessen, sondern der Friede war nicht sobald geschlossen, so ließ eines Tages der Obrist von Belling den Wachtmeister Kretzschmar zu sich bescheiden und händigte ihm mit den Worten, daß er einen so braven Mann nur sehr ungerne verliere, seinen förmlichen ehrenvollen Abschied ein und — ein Röllchen dazu, darin Füchse waren, die den Californischen auf's Haar ähnlich waren, und die man damals wie heute Dukaten nennt, und ihrer genug, um mit einem noch leichtern Herzen nach Halle gehen zu können, als sieben Jahre früher.

Da hat er voll Freude dem edeln Prinzen und dem lieben Gott gedankt und hat nicht mehr lange Federlesens bei Schmettau-Dragonern gemacht.

So hätte denn unser Student das kanonische Alter vollkommen erreicht gehabt, und wäre, wenn er damals daheim geblieben wäre, gerade so weit gekommen; aber es sollte einmal nach Gottes Willen also sein, und unser in einer gar reichen Lebensschule gereifter

Kretzschmar zog fröhlich in das Thor von Halle ein und fingen ihn diesmal keine Werber auf.

Bei einem so festen, frommen Willen, wie ihn Kretzschmar hatte, und bei so tüchtigen Kräften und Gaben konnte es nicht fehlen, daß er das Versäumte bald nachholte und das auffrischte, was er in den Stürmen des wechselvollen Kriegslebens vergessen hatte. Sein treuer Fleiß überwand alle Hindernisse und Schwierigkeiten, und sein tadelloses Betragen zeigte es klar, daß der edle Prinz Heinrich seine Wohlthat nicht weggeworfen hatte.

Nach beendigtem Studium kehrte er heim, machte ein vorzügliches Examen und empfing die Pfarrei Sulzbach, auf welcher er lange Jahre in Treue und Segen für das Reich Gottes wirkte; aber er leistete auch durch seinen persönlichen Muth und seine militärische Sachkenntniß in den Zeiten der französischen und spätern Napoleonischen Kriegsstürme seiner Gemeinde manchen ersprießlichen Dienst in weltlichen Dingen, den sie hoch anschlug.

So hätt' ich meinen lieben Lesern denn einmal nachgewiesen, wie Kretzschmar und Blücher zusammen kamen; allein die Ueberschrift lautet: der Feldmarschall Blücher und der Pfarrer Kretzschmar, und das waren beide damals, als Kretzschmar die Panduren traf und Blüchern rettete, noch nicht. Das weist also auf noch etwas Anderes hin und das will ich so wenig schuldig bleiben, wie das Erste.

Welche Führungen und Fügungen lagen zwischen jener Stunde und der Anno 1813, als des Himmels wunderbare Leitung beide wieder unvermuthet zu einander brachte!

Wie gesagt, es war Anno 1813. Kretzschmar war ein Greis geworden, dem des Alters Schnee auf dem Haupte lag, und der Feldmarschall Vorwärts, der Fürst Blücher von Wahlstadt, hatte, als er in Höchst am Main in dem Bolongaro'schen Hause saß, auch einen schneeweißen Schnurrbart und einen greisen Kopf und

die Jugendtage lagen auch weit hinter ihm, so weit wie hinter dem ehrwürdigen Pfarrherrn zu Sulzbach. Blücher wußte nicht, wie nahe ihm sein einstiger Lebensretter war, und diesem fiel's nicht von fern ein, jenen glücklichen Handstreich jetzt aufzuwärmen und sich geltend zu machen.

Der Feldmarschall saß im Bolongaro'schen Hause zu Höchst, und um ihn seine Kriegshauptleute aller Art, und die Preußen und Russen, welche bestimmt waren, am 1. Januar 1814 bei Caub am Rhein hinüber auf's linke, damals leider noch französische Ufer zu gehen, rückten massig heran und legten sich dick wie Schneeflocken.

Da geschah es denn, daß so ein Pulk Kosacken, die bekanntlich an den Fingern hin und wieder ein Glied mehr haben, als andere ehrliche Leute, welches man damals das „Mause-Glied" nannte, nach Sulzbach kam und dort zu wirthschaften anfing, als sei das Nassauerland Feindesland. Höflich und zart waren die bärtigen Bursche nicht, und der dies schreibt, hat sie auch nicht aus der Beschreibung, sondern vom Augenschein kennen gelernt, und weiß ganz genau, daß das wahr ist. So kamen sie denn mit den Bauern tüchtig aneinander; aber die Sulzbacher vermochten nichts gegen die Menge des asiatischen Volkes. Vergeblich legte sich der kräftige Pfarrer Kretzschmar in den Riß, wie man zu sagen pflegt. Die Geschichte wurde mit jeder Minute ärger, und Kretzschmar sah endlich ein, daß nichts übrig blieb, als Hülfe in dieser stets wachsenden Noth bei dem Feldmarschall im Hauptquartier selbst zu suchen. Ohne Zaudern warf sich der rüstige alte Mann auf ein Pferd und jagte spornstreichs nach Höchst.

Kretzschmar dachte nicht im Entferntesten daran, irgendwie zu sagen, wer er sei und was er einmal da und da dem Feldmarschall gethan, sondern er wollte nur die Gewaltthätigkeiten der Kosacken zu den Ohren des Oberfeldherrn bringen und für seine liebe Gemeinde Abhülfe begehren.

Damals brauchte man nicht zu fragen: Wo ist der Feldmarschall? Man durfte nur dem ab- und zufluthenden Strome der Offiziere jeden Grades folgen, so kam man sicher in das Vorzimmer des alten Helden.

Gerade so machte es auch Kretzschmar. Im Vorzimmer redete er einen der diensthuenden Adjutanten an, nannte ihm seinen Namen und Wohnort und erzählte ihm die schmählichen Streiche der Kosacken. Er bat ihn, ihm eine Audienz bei Seiner Excellenz zu erwirken.

Der Adjutant geht nun schnell hinein und läßt hinter sich die Thüre halb offen, an der ganz nahe Kretzschmar steht. Er hört, wie der Adjutant seine Bitte vorträgt, aber auch, wie Blücher, zornig über die Störung, ausruft: Sagen Sie dem Pastor, er solle zum — gehen und mich mit solchen Lappalien nicht behelligen!

Das war so eine rechte Husarenweise und des Alten Art, wenn er durch irgend eine häufiger vorkommende Beschwerde über zu starke Belastung mit Einquartierung oder dergleichen behelligt wurde.

Kretzschmar, von der Noth seiner Gemeinde und der heiligen Gerechtigkeit seines Begehrens erfüllt, hört es für eine Lappalie erklären und sich zum — Kukuk weisen. Das ging ihm denn doch an das Leben und — er war ein Mann, dem wohl leicht, wie man zu sagen pflegt, der Topf überlief und die Laus über die Leber, — jetzt wallte sein Zorn gluthig auf. Ohne den Adjutanten abzuwarten, purrte er fort, die Stiegen hinab und zum Hause hinaus. Nahe dabei stand, wie noch heute, ein Wirthshaus. Dorthin stürmte er, rief dem Wirthe: Geben Sie mir Tinte, Papier und Federn! und setzte sich in voller Aufwallung an einen Tisch.

Nun will ich Dir's auch sagen, rund und dick vor den Kopf! brummte der hitzige Alte in den Bart.

Der Wirth brachte das Verlangte und Kretzschmar setzte sich dran und schrieb etwa Folgendes:

„Excellenz!

Vor so und so viel Jahren hab' ich Sie da und da, als ich noch Wachtmeister bei Schmettau-Dragonern war, aus den Händen der Panduren gerettet. Heute, wo ein Pulk Kosacken in meiner Pfarrgemeinde schlimmer hausen, als Kroaten und Panduren, komme ich zu Eurer Excellenz und bitte um Hülfe für meine arme Gemeinde, die sich nicht mehr zu helfen weiß, und Sie schicken mich zum —! Ist das vergolten? Ich bitte nochmals und erwarte als einen Gegendienst von Eurer Excellenz, daß Sie meine armen Bauern aus den Händen der Kosacken retten!

Kretzschmar."

Als der Brief geschrieben war, legt ihn ruhiger der ehrwürdige Greis zusammen, siegelt ihn, schreibt die Adresse und gibt ihn dem Aufwärter mit der Weisung, ihn dem langen Adjutanten im Vorzimmer zu geben mit der Bitte um augenblickliche Abgabe an den Feldmarschall.

Als der Bote nun mit dem Briefe fort war, zieht, ruhig den Erfolg abwartend, Kretzschmar seine Pfeife heraus, stopft sie und zündet sie an. Aber kaum hat er zwei, drei behagliche Züge gethan, so stürzt schon, ehe der Aufwärter noch zurück ist, der Adjutant herein und sagt: Er habe Befehl, den Herrn Pfarrer sogleich zu Seiner Excellenz, dem Herrn Feldmarschall, zu führen.

Lächelnd übergibt der Pfarrer dem Wirthe seine Pfeife zum Aufheben, steht auf und folgt dem Adjutanten durch das Gedränge im Vorzimmer zum Kabinette des Feldherrn, das, wenn auch geräumig, doch jetzt durch die Menge hoher Offiziere zum Erdrücken voll war.

Kaum wurde Blücher Kretzschmar's ansichtig, als er ihn trotz der Macht der Jahre wiedererkennt, aufspringt, ihm entgegeneilt und vor den vielen hohen Herren ihm um den Hals fällt.

Ja, ja! ruft er aus, ich erkenne Dich wieder, Kamerad, Du bist mein Lebensretter Kretzschmar! Und dann faßt er ihn bei der Hand und führt ihn mitten vor den Halbkreis von Generalen, Obristen und Offizieren von allen Graden in der Armee und stellt ihn vor: Sehen Sie, meine Herren, hier den Mann, der mir das Leben gerettet hat! Und nun erzählt er mit einer höchst seltenen Kraft des Gedächtnisses jeden Einzelumstand jenes Ereignisses, und wie ihn Kretzschmar damals aus den Panduren herausgehauen, deren Hieben er keine Minute länger mehr habe Widerstand leisten können.

„Weißt Du aber auch," sagte er dann zu Kretzschmar, der in tiefer Rührung neben ihm stand, „wie es in Deinem Sulzbach steht? Es ist ein Adjutant hingeflogen, und ich stehe Dir dafür, daß jetzt schon kein Kosacke mehr in Sulzbach ist. Hoffentlich bist Du so mit mir zufrieden?"

Kretzschmar dankte innig und herzlich und wollte sich beurlauben, aber Blücher hielt ihn fest. „Nein!" rief er aus, „so schnell geht das nicht! Heute bist Du mein Gast!"

Da konnte nicht widersprochen werden. Er mußte gehorchen und bleiben. Blücher schien nur Augen und Ohren für ihn zu haben. Mit all der glänzenden Generalität redet er nun kein Wort mehr. Kretzschmar muß ihm seine Lebensgeschicke seit seinem Abschied erzählen.

Endlich wird zur Tafel geläutet.

Kretzschmar wird von Blücher in den Speisesaal geleitet und muß sich dort an seine Seite setzen und tüchtig essen und trinken, und das Kostbarste legt ihm Blücher selbst vor und schenkt unaufhörlich vom herrlichsten Weine seinen Becher voll.

Kretzschmar war fast von seinem Gefühl übermältigt, als ihm Blücher um den Hals fiel, und er mußte sich gewaltig zusammennehmen, daß es ihn nicht übermannte.

Allmälig erst gelingt es, das Gespräch an der Tafel zu einem allgemeinen zu machen und auch die anderen zahlreichen Gäste hineinzuziehen.

Blücher kam dabei oft wieder auf Scenen des siebenjährigen Krieges zurück, wobei auch die Schmettau-Dragoner thätig gewesen waren, und innig freute es ihn, wenn er seines Retters Auge im Feuer solcher Erinnerungen lebhafter glühen sah.

Endlich war die Tafel zu Ende.

Kretzschmar dankte warm und innig dem Feldmarschall, dieser aber sagte lachend: „Vergib, mein lieber Lebensretter, wohin ich Dich, ohne Dich zu kennen, habe schicken wollen. Ich bin unendlich glücklich, daß ich Dir einen so kleinen leichten Dienst habe leisten können, der doch nicht im Entferntesten des Nennens werth ist gegen den, welchen Du mir geleistet.“ Darauf umarmte er ihn nochmals, wünschte ihm Alles, was gut und heilbringend war, und Kretzschmar eilte voll tiefer Eindrücke heim, nach Sulzbach, wo ihn seine dankbare Gemeinde erwartete und im Triumphe zu seinem Hause führte. Der andere aber ging am 1. Januar 1814 bei Caub glücklich über den Rhein, schlug noch manche Schlacht auf des Feindeslands Boden und flocht sich den Lorbeer der Eroberung von Paris um das Greisenhaupt. Und als 1815 der Friedensstörer noch einmal kam, und der alte Held bei Waterloo siegen half, da hätte er fast noch einmal seines Retters Kretzschmar bedurft.

Beide sind nun längst hinüber.

Mein Wort ist gelöst, Blücher, der Feldmarschall, und Kretzschmar, der Landpfarrer, sind noch einmal in Höchst zusammengetroffen. Und wenn der alte, ehrwürdige Kretzschmar zu Sulzbach

am Ofen saß im weichen Sessel und seine Pfeife schmauchte, dann pflegte er den Seinen die Abenteuer seiner Pilgerfahrt zu erzählen; aber bei keinem Ereignisse weilte er mit größerer Liebe, keines erzählte er mit größerem Vergnügen und ausführlicher, als das, welches ich hier nach der Mittheilung eines glaubwürdigen Mannes erzählt habe, der es selbst noch aus Kretzschmar's Munde vernommen hatte, und mehr als einmal.

Dreie und Eine.

Eine Geschichte.

1.

Es ist eine helle Lust und Herrlichkeit um ein fröhliches Wanderleben! Aber es wird alle Tage seltener, weil die Dampfer und Eisenbahnen die letzten Reste der Poesie des Wanderns zu Grabe tragen, von dannen keine Auferstehung ist. Durch die Welt rasen, Alles nur im Fluge betrachten, haschen und weiter eilen, ist jetzt an der Tagesordnung. Das ist ja eben das Charakteristische des heutigen Treibens, daß es aller Tiefe, Innigkeit und Gemüthlichkeit ermangelt; daß alles nur auf Oberflächlichkeit und Schminke hinausläuft; daß es genügt, sagen zu können: ich bin da gewesen, daß englische Touristenart im ordinärsten Sinn überall gilt.

Das Paradies ist immer ein verlornes; das goldene Zeitalter liegt immer in der Vergangenheit und das Sehnen, das sonst in die Zukunft ging, wendet sich heute rückwärts. Nicht einmal ein Januskopf ist einen Pfifferling oder Fettmännchen werth!

Miserable Zeit! Miserable Welt! Miserables Treiben! In meiner Jugendzeit sah man noch überall Leute mit dem Ranzen auf dem Rücken wandern. Wo's schön war, weilte man und genoß. Man sah den Dingen in die Augen und nahm einen bleibenden Eindruck mit. Heutzutage sieht man selbst die Maler, die noch Poesie im Leibe haben sollten, nur sehr selten wandern; selbst die Studenten, die verkörperte Jugendpoesie, die noch auf Mondschein, Vergißmeinnicht und Mai, inclusive Nachtigallen, Maßliebchen und Veilchen etwas hielt, sie sind Philister geworden, tragen Fracks,

Glacéhandschuhe und rauchen Cigarren. Noch eine Sorte ist übrig geblieben aus dem großen Schiffbruch des poetischen Lebensgenusses und des Reisens, kennbar an der bescheidenen Redensart: Erlauben Sie, ein armer Handwerksbursch! — Da rufen die glacébehandschuhten Poeten: Goethe sagt: der Lump allein ist bescheiden — und der Schluß ist: der Handwerksbursch ist ein Lump.

Es mag sein, daß es Stromer genug gibt in dem Handwerksburschen-Stande, die Lumpen sind; aber wenn man die ächte Signatur der Lumpen und Stromer aufstellen wollte — o —! wie weit hinauf reckten sich die Polypenarme dieser Zunft und in den Glacéhandschuhen steckt eine so überwiegende Mehrzahl dieser Rage und Sorte, daß es Einem bange werden könnte, und, bei meiner Treu! schon das Goethe'sche Wort stempelt eine schöne Portion! Ich meine den Mangel der Bescheidenheit.

Dreh' den Krahnen zu, Schenkmädchen, es läuft trübe! — Wahrlich, diese sprüchwörtliche Redensart kommt zur rechten Zeit, denn — am Schreibtische kann Einem auch die Galle überlaufen! Wozu? frag' ich mich — ruhiger geworden. Wozu? Ist's denn nicht genug, wenn noch Eine Menschensekte übrig ist, als Erbe des poetischen Wanderlebens? Komm an mein Herz, du Rest der bessern Zeit, du Universalerbe einer schönen Vergangenheit, der du noch die Wahrzeichen der alten, trauernden Wittwen aus der Zeit des heiligen Reichs aufsuchst, ich meine der Reichsstädte ihre, und hineindämmerst in die Welt ohne Sorgen, und fidel bist nach Altersbrauch! Ob da ein Mal ein Loch im Aermel ist — der alte Marbel war ein Narr! Ob eine Sohle hungrig und durstig die Zunge herausstreckt — was thut's? Ob Du einen feinen Herrn anranzest mit dem bescheidenen Wort: Erlauben Sie ꝛc., das gilt gleich. Du lebst noch im Reisen, und reisest voll Leben; Du bringst noch eine Mähr heim und keine erlogenen Reisenovellen; Du bist noch, wie Du warst und es ist Hoffnung, daß Du sein wirst, wie Du bist.

Wenn ich mir den rechten Wanderburschen ansehe, so

überkommt mich allemal ein Herzeleid, daß ich alt bin und nicht wandern kann; denn ich würde gleich Einer. Welch' ein Gewinn!

Leichtes Herz und leichter Beutel, leichter Ranzen, leichter Sinn! Er singt aus frischer, freier Brust: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt," oder: „Nun komm' ich an's Brünnelein," oder: „So viel Stern' am Himmel stehen," oder dergleichen Lieder, die frisch in Wort und Weise aus des Volkes Seele hervorquollen und darinnen Sitz und Heimath haben, bis die letzte deutsche Seele nach Amerika ausgewandert ist und dann — selber mit auswandern an den Ohio oder einen anderen eio im Yankeelande; er singt solch' ein Lied aus frischer Brust; taucht sein Gesicht in die frische Morgenluft; bleibt, wo es ihm gefällt; nimmt den frischen Eindruck mit; schreibt's hinter's Ohr, was er gesehen und in kein perlgesticktes Notizbuch, diese zerstörbaren Gedächtnisse der fashionablen Welt — und wandert weiter in's Grüne und Blaue hinein, und lächeln ihm unterwegs ein Paar schöner Augen zu, so singt er: „Geh' du nur hin, du hast dein Theil; du führst mich nur am Narrenseil; ohn' dich kann ich schon leben, ohn' dich kann ich schon sein!" — Aber er schaut vielleicht doch noch ein Mal zurück und denkt: Hübsch sind sie! — Doch Lischen's Augen sind hübscher! O du süße Heimath! Und der Gedanke an die Liebe in der Heimath zieht wie der leise, wunderbar sehnsüchtige Ton einer Aeolsharfe durch seine Seele. Das ist sein Paradies, das er hienieden wiederfindet. Er hat doch noch Eins! Und alle anderen fürnehmen Weltbürger und Gelbschnäbel haben keins! Und den nennt ihr Lump?

Seh' ich mir den Wanderburschen an, so wird mir's klar, er allein ist der Glückliche. Das Leben, die Verhältnisse, dieser Alp des Lebens, pressen ihn nicht. Er ist weder Salons- noch Courfähig. Zu den literarischen Thees kommt er nicht, höchstens zu Lindenblüthe oder Flieder, wenn er's im Halse hat. Das Leben macht an ihn keine Ansprüche und er — er incommodirt's mit den seinen nicht — als höchstens mit den Worten: Erlauben Sie ꝛc.

um einen Zehrpfennig und das will nichts sagen, wenn nicht etwa ein Bettelvogt ein Querkopf ist und seit Anno 1850 wieder Courage gekriegt hat, ihm auf den Leib zu rücken. Die Dampfer und Locomotiven mit ihrem Schweife; die Eilwagen mit den dumpfen Kasten und gepreßten Insassen; die Omnibusse, die wie die Arche Noah's allerlei Gethiere einschließen, sie ziehen ihn nicht an. Er wandert. Die großen Gasthöfe mit dem leidigen Gezüchte der zudringlichen Kellner, die einen ehrlichen Mann nicht einmal in Frieden nießen lassen, sondern zu Sieben herbeistürzen und nach den Befehlen fragen; mit den ekeligen Lohnbedienten, die Einem das Besehen der Herrlichkeiten vergällen; mit den ellenlangen Rechnungen, den lügenhaften Weinkarten, die den absoluten Rachenputzer Rüdesheimer taufen; mit den Trinkgeldern vom Herrn Oberkellner zum Zimmerkellner, von diesem zum Salonkellner, von diesem zum Portier, Hausknecht, Küchenmagd herab; mit den Lastträgern, die eines ehrlichen Mannes Gepäcke wie Schund behandeln und doch noch bezahlt sein wollen — von diesem Reisekreuze weiß er nichts. Alle diese Qualen des Daseins, diese Muskito's der Civilisation und des Comforts kennt er nicht. Ich frage: Wer ist glücklicher? Ja, wenn nur das Geld nicht wäre! seufzt eine Philisterseele. Geld? O Ihr traurigen Mitbürger, sagte der Revolutionsagent von Heimbach, als er eine Dekadenrede hielt und alle Leute wegliefen. O Ihr traurigen Mitbürger, sag' ich, die Ihr um des Geldes willen an keine Poesie mehr glaubt, wär's umgekehrt, wär's besser; aber seht auf meinen Schützling! Je weniger Geld, je fideler, je fröhlicher und seliger ist er. Ist's ihm ausgegangen, so sucht er Arbeit; fehlt's und er findet keine Arbeit, — nun, so bleibt die achte freie Kunst, zu der er Magister ist, wenn auch Leipzig diese Würde in den anderen versagen müßte, ich meine die freie Kunst des — Fechtens. Ein Lump bettelt, ein ächter Handwerksbursche ficht. Schon der erste Gang jagt Hunger, Mangel und Elend über die Mensur. Ein Kreuzer! Freilich für Euch Feinschmecker, die Ihr nach Mock-turtle lüstern seid, reicht der nicht

aus; aber mein Schooßkind ist auch keiner von Euerer verkommenen Zunft, denen die Seele im Gaumen sitzt und die Geister der Kochkunst irgend eines Don Quixote oder sonst fahrenden Ritters von jenseit der Pyrenäen, studirt, als sei der Weisheit Quelle drin. Sattwerden ist seines Essens Zweck, nicht wie bei Euch, dessen Qual. Wenig verlangt er im Ganzen; Ihr, wenig von vielen Schüsseln. Ist aber der glücklich, der möglichst bedürfnißlos ist, so ist er allein der Glückliche, denn an das Comfort macht er wenig Ansprüche. Ihm genügt nach langer Wanderung die harte Herbergsbank oder ein Bündel Stroh oder der Heuschober.

Regnet's nicht, ist er gesund — so hängt ihm der Himmel voller Geigen und sein Lauf ist helle Lust.

Sorgen, diesen niederziehenden Ballast des Lebensschiffleins, kennt er nicht. Der Abend bringt die Ruhe, und ist er schon Mittags müde, so hält ihn kein Amtsurlaub vom Ruhen unter dem belaubten Schirmdache des Baumes ab. Er allein ist freier Herr seiner Zeit. Er legt sich nieder, das Ränzel als Kopfpfühl untergelegt, und schläft ein Stücklein Zeit herunter, träumend von der Heimath und seiner Liebe. Wer ist glücklicher? —

Nach dieser Standrede für einen ehrenwerthen Stand komm' ich zu einem Worte meines Spezials, des Doctoris Philosophiae Martinus Zipfel, eines vielgereisten und weltklugen Mannes, der sagt: Zwei Menschensorten findet man selbst im verborgensten Coin du monde (ich würde sagen: Flecklein Erde), nämlich Juden und deutsche Handwerksburschen. Richtig, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Ersten setzen und die Letzten wandern. Selbst auf einer mit Dünenhafer grünbekleideten Düne an den Gestaden der Nordsee hab' ich einmal Dreie belauscht, sagt er, und will eben sagen, was er da für Geschichten gehört. Da fall' ich ihm in die Rede und sage: Spezial, spare das für ein späteres Kapitel, denn die Dreie sind Nachbarkinder von mir und ich kenne sie, wie meinen Schlafrock, und ehe ich das niederschreibe, was Du damals gehört, muß ich mancherlei noch mittheilen, damit meine lieben Leser die

Bursche erst kennen lernen und vielleicht einigen Antheil an ihnen nehmen. Ich wünschte herzlich, daß ich zusetzen könnte: Soviel, wie ich selber.

Ja, ich muß es sagen, es waren drei Jungen von siebzehn Jahren, als sie aus meinem Wohnort, ihrer Vaterstadt, einem altersgrauen Städtlein am Rhein, am 11. März Anno 1845, auszogen, wie man sie prächtiger nicht finden kann, Staatsjungen sagten alle Leute, die sie sahen und kannten. Da war frische Blüthe der Gesundheit, Kraft und Schönheit der Gestalt, frischer Muth und heiterer Sinn, und Tüchtigkeit rechtschaffener Gesinnung, die Frucht christlicher Hauszucht. Sie zogen nicht hinaus, wie Buben, die der strengen Hauszucht mit dem Trost entweichen, sich in toller Wildheit, wie junge Fohlen auf der Waldweide für den Pferch des Stalles, schadlos zu halten; sie gingen nicht von dannen mit dem Herzen voll toller Hoffnungen, die keine Scheidethräne in's Auge kommen lassen; sie waren nicht froh, der Heimath Joch abzuschütteln um des losen Zügels der Fremde sich zu erfreuen. Sie wußten, was sie draußen sollten, und wollten es ehrlich, und die Rückkehr zur Heimath, an Kunst und Erfahrung reich, der Achtung und des Vertrauens würdig, stand als schönes Ziel vor ihren Seelen. Das kam daher: sie waren braver, wohlstehender, christlicher Familien Söhne aus dem schlichten, körnigen Bürger- und Handwerkerstande, wie sie sich, Gottlob, noch finden, wenn auch allmälig als seltene Vögel.

Sie zogen aus, nicht auf einen Tag, nicht in Einer Richtung. Der Eine wandte sich der „heiligen" Stadt Cöln zu; der Andere dem „goldenen" Mainz; der Dritte ging durch das rheinische Paradies, den Rheingau, nach dem Paradiese aller Handwerksbursche und Dienstmädchen, nach Frankfurt, das bei „Bernem" liegt, wo die Lust und Herrlichkeit daheim ist, sonderlich an den Sonntagen, wo die Tanzmusik klingt, und der Schein, der von solchem Sonntag in „Bernem" ausgeht, macht in der Regel den Montag himmelblau und den Dienstag — bläulich.

Das kam aber keineswegs zufällig, noch weniger war es das Ergebniß feindseliger Gesinnung, die etwa sich gegenseitig abgestoßen hätte, sondern gerade eine innige Herzenseinigkeit hatte das bewirkt.

Die Dreie waren Nachbarskinder und wohnten sich so nahe, daß einer des anderen Wiege hätte können knarren hören, wenn sie in der Wiege daran hätten denken können, oder eine Mutter hätte alle Dreie durch ihr Eio popeio einschläfern mögen, wenn es die Dreie so hätten verabreden wollen. Wer nämlich in dem altersgrauen Rheinstädtlein die Rheingasse von Nord gen Süd durchwandert bis an die südliche Stadtmauer, die unten mit dem Wendelsthore gegen den Rhein endet, und sich rechts, an dem Ziehbrunnen um die Ecke schlägt, der steht in der Wendelsgasse, die gegen den Berg läuft. Bleibt er an der Ecke stehen, und sieht sich um, so erblickt er vier ganz stattliche Bürgerhäuser, mit alten, spitzen Giebeln aus Holz gebaut und die Jahrzahl des einen über der Hausthüre zeigt 1507. Das mag der Geburtsschein auch für die drei Anderen sein, denen er fehlt, denn ihre Bauart ist dem von 1507 gleich, wie ein Ei dem anderen. Die Balken sind hochroth angestrichen mit einem schwarzen Einfassungsstreifen und die Gefachspiegel weiß, aber nicht von heute und gestern, sondern es mag auch von 1507 sein, und nur, wo der Kalkbewurf vom Gefachlehm sich einmal gelöst hatte, mag die sorgsam erhaltende Hand späterer Insassen erneuernd, im Einklange mit der ersten Färbung, nachgeholfen haben. Jedes dieser Häuser trägt einen alten Spruch in die Pette des ersten Geschosses vom Zimmermanne künstlich, wenn auch nicht eben orthographisch richtig, eingehauen.

Das erste an der Ecke rechts, wo der Winzer Rechtling wohnt, zeigt folgende Worte: „Ich steh' in Gottes Hand; er behüt' mich vor Wasser und Brand." Das gegenüber, wo der Klempner Dobel wohnt, trägt die Schrift: „Wie Gott will, so halt' ich still; er wird's in allen Sachen wohl mit mir machen." Das Haus neben Rechtling's, wo der Schmied Lichtenauer wohnt, hatte den Spruch: „Erbaut bin ich, doch steh' ich fest, wenn Gottes Schutz

mich nie verläßt," und das neben dem Blechschmied Dobel bekannte: „Das ist das Fundament am Haus, wenn Gott hier gehet ein und aus." Darin wohnte der Schneider Riffel.

Wenn der Geist, der aus solchen Reimlein sprach, in den Häusern allezeit wohnte, so stand's gut um sie und ihr Fundament. Damals, als aus dreien die Buben in die Fremde gingen, konnte man sagen, die Bewohner waren ihm nicht fremd oder entfremdet.

Oberhalb dieser vier Häuser war in der Wendelsgasse eine große Zahnlücke, und die füllten Gärten aus. Es ging eine Sage, daß 1689, als die Franzosen das Städtlein, so damals pfälzisch soll gewesen sein, anzündeten, an dieser Stelle die Häuser wegbrannten. Am Ende dieser Zahnlücke, oben gegen den Berg standen enggedrängt wieder kleine Häuser auf beiden Seiten, deren Bewohner aber mit den vier Haushaltungen da unten wenig nachbarliche Gemeinschaft hatten. Desto mehr aber hatten diese sie untereinander. Es war auch ein ganz ander Volk da droben, wie überhaupt in der ganzen Ober- oder Berggasse.

Wenn sie sich da droben als einmal aus dem Fundamente hänselten und kappelten, erst piano, dann forte und endlich fortissimo und mitunter pizzicato, wie Meister Riffel sagte, der ein Musikus und unter den Stadtpfeifern war, zuerst die Frauen mit stechender Zunge, und dann als getreue Reserve die Männer in's Vordertreffen rückten, wie Lichtenauer sagte, der bei den Husaren Anno 1813 gedient, so herrschte zu „Vierhausen," wie man spottweise die vier Häuser nannte, wegen ihres getreuen Zusammenhaltens, ein ewiger Friede, nicht wie ihn die Könige schließen, bis zum nächsten Krieg, sondern ein wirklicher.

Aus dreien dieser Häuser stammten die drei Wanderbursche, welche dazumal der Doctor Zipfel auf der Düne belauschte, und von denen ich erzählen wollte.

Der Winzer Rechtling am Brunneneck hatte mehrere Kinder. Er sagte daher, als der Gabriel, sein Aeltester, confirmirt war, zu seiner Frau: Margareth, für Zweie reicht das Gut nicht aus.

Dem Elias bleibt, wie billig, das Haus, wenn wir sterben; er kann Wingartsmann werden, wie ich; der Gabriel muß aber ein Handwerk lernen. Nun hat der Meister Dobel drüben ein gut Geschäft. Der Bub wär' unter unsern Augen, bliebe an unserm Tisch und es kostete wenig Lehrgeld. Wie meinst Du? Ihr war's schon recht und Meister Dobel nahm den braven Jungen gern.

Der Schmied Lichtenauer hatte nur Ein Kind, also wurde der starke Gerhard Schmied und blieb bei seinem Vater. Kiffel's hatten auch nur Einen Sprößling, den Joseph, der mußte natürlich Schneider werden und sein Vater war sein Meister.

Das gute Einvernehmen der Alten schien sich in den Kindern abspiegeln zu wollen, nach dem Sprüchwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen," oder dem anderen: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme." Die Buben hielten aneinander, wie Kletten im Haar. Als sie noch Kinder waren, da waren's ihrer vier, denn Dobel's hatten ein Mädchen, das trug den Namen Röschen auch nicht für den blauen Nebel. Das bildhübsche Kind war nur ein Jahr jünger wie die Buben, die in einem Jahre jung geworden waren. Sie spielten den ganzen Tag mit einander und haderten nie, und wenn die befreundeten Mütter als einmal zum Fenster herausfahen, ob die Kinder nicht am Brunnen wären, und sie so fröhlich und einig spielen sahen, sagten sie sich mit lachenden Augen: Mein Lebtag hab' ich keine so einigen Kinder gesehen! Es ist merkwürdig! Das kleine Mädel aber herrschte unter den Buben wie eine Königin. Sie gehorchten ihm blind. Was es wollte, geschah, und man hätte sich todtlachen mögen, wenn man zusah, wie sie ihm alle schmeichelten und liebkosten und wie Einer den Anderen in zarter Schonung, Rücksicht und Gehorsam überbot. Das Mädel aber beherrschte alle gleich, zeichnete keinen aus und hatte sie alle lieb. Freilich änderte das sich mit den Jahren; denn als die Kinder in die Schule gingen, sagte die Mutter Röschens zu ihr: Kind, nun darfst Du nicht mehr mit den Buben spielen!

Warum denn nicht? fragte das Kind weinerlich.

Es schickt sich nicht mehr. Du bist zu groß, sagte die Mutter. In Deinem Alter heißt es: Buben bei die Buben, Mädel bei die Mädel.

Ei, so wollt' ich, ich wär' auch ein Bub! rief das Mädchen. Die Mutter wandte sich ab und lachte, daß Röschen es nicht sehen sollte, und es blieb dabei, da dieser Wunsch des lieblichen Kindes natürlich unerreichbar blieb. Sie mußte sich Mädchengesellschaft suchen; aber wie oft stand sie am Fenster und sah betrübt und sehnsüchtig den gemeinsamen Spielen der drei Knaben zu, und wenn sie ihr winkten, zu ihnen zu kommen und mitzuspielen, schüttelte sie betrübt den schönen Kopf und winkte nach der Stube zurück, als wollte sie sagen: die Mutter leidet's nicht, und ich muß stricken.

Das war Trübsal für beide Theile und es trat zum ersten Mal eine jener bittern Schranken hervor, an denen das Leben so reich ist. Desto treuer hielten fortab die „Vierhäuser Buben" oder das „Vierhäuser Kleeblatt" zusammen, wie sie die anderen Stadtbuben nannten.

Ich wollt's Keinem gerathen haben, der einen von ihnen angetastet hätte. Einer für Alle, und Alle für Einen, war ihr Wahlspruch, von dem sie keine Linie wichen. Da sie nun alle Dreie handfeste und unerschrockene Bursche waren, so hatten auch die Anderen den Muth nicht, ihnen an den Krips zu gehen und es blieb in der Regel beim drohenden Faustmachen und dem Zuruf: Komm, wenn Du das Herz hast! Auch wohl beim Schimpfgefecht, das die Zunge anhebt, bisweilen auch beendet, wenn es die Faust nicht thut.

Die Lehrzeit gab dem Verhältniß eine neue Gestaltung. Mit dem Spielen war's aus; aber nun gingen sie Sonntag Mittags auf das „Spitzköpfchen," wie eine Felsenkoppe vor der Stadt hieß, wo eine herrliche Aussicht war. Da stand ein alter, wilder Birnbaum und gab Schatten. Der Boden war mit Moos bedeckt, wo sich's herrlich sitzen und liegen ließ, und hier plauderten sie, machten

Pläne und sangen schöne Lieder, wo es sich denn gar schön machte, wenn die drei schönen reinen Stimmen im Dreiklange sangen. Hier sang der Joseph Riffel allemal die erste, Gabriel Rechtling die zweite Stimme und der derbe Schmied, Gerhard Lichtenauer, sang seinen köstlichen Baß.

So blieben sie denn eng, innig und treu verbunden durch die ganze Lehrzeit und solche gute Kameraden waren nicht wieder in der Stadt. Dem Röschen waren sie alle Dreie herzlich gut, aber Keiner nahte sich dem immer reizender sich entfaltenden Mädchen. Die Beiden, Joseph und Gerhard, beneideten wohl manchmal den Gabriel, daß er viel mehr um das Mädchen sein konnte, als sie, aber Keiner sagte das dem Anderen oder ihm selbst. So meinte am Ende Jeder, er liebe das Mädchen allein und ahnte nicht, daß dasselbe holdselige Bild in des Anderen Seele stehe. So züchtig, wie ein Heiligthum, wurde das Mädchen gehalten, daß sie es selbst vermieden, unter einander von ihr zu reden. Wenn die beiden Anderen aber einmal auf den Gabriel neidisch waren, so hatte das auch nicht die geringste Folge für ihre Freundschaft. Es lag in der Natur des Lehrverhältnisses. Uebrigens war der Neid auch ohne allen Grund; denn Gabriel sah Röschen oft kaum einmal am Tag und dann bewies sie ihm nicht ein Haarbreit mehr Freundlichkeit, als den beiden Anderen. Für ihn war nur die eine Folge daraus hervorgegangen, daß er, der sie wenigstens hörte, wenn er sie auch nicht sah, mehr an sie denken mußte, als die Anderen; daß sich ihr Bild tiefer in seine Seele drückte; daß er sie heißer und inniger liebte, als sie vielleicht. Indessen war seine Lage dennoch nicht beneidenswerth. Er hatte auch öfter Grund zu Aerger und Unzufriedenheit; wenn sie in die Werkstatt kam und kalt wieder ging, oder wenn er sie liebreich um etwas fragte und sie antwortete so gleichgültig und kalt. Das schnitt ihm allemal tief in das Herz und er litt dadurch viel mehr, denn die Anderen. Manchmal war sie auch wieder so lieb und zutraulich gegen ihn, daß er sich für den Glücklichsten auf der weiten Erde hielt, aber

näher kamen sie sich nicht. Gabriel sah übrigens recht gut, wie das Mädchen täglich rosiger und schöner wurde, und das Mädchen hätte blind sein müssen, wenn es nicht hätte sehen sollen, wie auch der Gabriel schöner wurde und — sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht hätte bemerken sollen, daß, wenn sie in der Werkstatt ihm recht nahe stand, seine Hand bei der Arbeit gar nicht so fest war, als sonst, und wenn sie etwas in der Küche zerbrochen hatte und hereinspringend sagte: „Geh, lieber Gabriel, löthe mir das doch gleich," daß dann eine Flammengluth sein Gesicht bedeckte. Mädchen von sechzehn Jahren wissen weit besser, wo das hinaus will, als Jünglinge dieses Alters, die dann noch oft entsetzliche Tollpatsche sind. Daß sie das ungerne gesehen, konnte nicht behauptet werden, aber zur eigentlichen Liebe kam's doch nicht, höchstens verglich sie die Dreie einmal mit einander, um zu wissen, welcher der Schönste von ihnen sei; aber damit kam sie doch nicht in's Klare. Ob sie später in's Klare kam, das war schwer zu errathen. Endlich kam das Jahr 1845, wo denn Aller Lehrzeit ein Ende hatte und sie, wie es die Väter wünschten, auf die Wanderschaft gehen sollten.

Es war ein schöner Frühlingssonntag, der siebente März selbigen Jahres. Sie waren auf das „Spitzköpfchen" gegangen unter den lieben alten Birnbaum, dessen Blüthenknospen schwollen. Sie waren alle Dreie so still und wehmüthig, als sie den schmalen Bergpfad hinauf klommen. Das Scheiden und Meiden, das einem deutschen Herzen viel weher thut, als einem anderen, lag auf ihnen wie eine recht schwere Last und Keiner wollte es doch dem Anderen sagen, weil er sich schämte, weich zu erscheinen. Als sie nun da oben saßen, preßte es dem Joseph schier das Herz ab, daß Keiner von der rechten Farbe reden wollte. Er platzte endlich heraus und bezwang ritterlich das Gefühl, welches ihn überwältigen wollte.

„Nun geht's bald an's Scheiden, Ihr Brüder," sagte er. „Das wird uns schwer werden! Ich hab' mir's so ausgedacht, es

wäre doch schön, wenn wir, die wir uns so an einander gewöhnt haben und so treue Kameraden sind, auch zusammen fortgingen und draußen überall bei einander blieben, so nämlich, daß wenn von uns Einer keine Arbeit kriegte, wir Anderen auch keine in selbiger Stadt nähmen."

„Das sagte ich auch zu meinem Vater," erwiederte darauf Gerhard. „Ihr wißt, der ist viel gereist. Wißt Ihr, was er sagte: Dummes Zeug! sagte er. Das könnt Ihr nicht ausführen, und es geht auf die Dauer nicht. Gesetzt, Du bekämst gute und lehrhafte Arbeit und die beiden Anderen auch; aber der Eine hätte zufällig einen schlechten Meister, mit dem nicht zu leben wäre; soll der sich todt ärgern Deinetwegen? Sollst Du die gute Stelle verlassen seines schlechten Meisters wegen? Dummes Bubenzeug! Ihr kennt die Welt nicht. Steckt's auf!"

„Dein Vater hat da gewiß Recht," sagte Gabriel, der sich allewege durch Besonnenheit auszeichnete. „Nehme ich an, Ihr Beide fändet irgendwo gute Arbeit und ich keine; wie könnt' ich Euch zumuthen, um meinetwillen die Arbeit fahren zu lassen? So schön es auch ist, Joseph, es geht nicht.

„Ich hab' mir's anders ausgedibstelt. Wenn wir überall zusammensein könnten, und es ginge schon, so wär's doch Nichts. Wir sähen überall dasselbe und wenn wir einmal als Meister die Nachbarschaft „Vierhausen" ausmachten und da Abends oder Sonntags Mittags zusammen auf Dobel's Bank säßen, so könnten wir nur dasselbe erzählen und vor Langweile käm' uns das Gähnen. Nein, Jeder zieht eine andere Straße, und zwar Einer nach Cöln, Einer nach Mainz und Einer muß in's Reich, so nach Frankfurt oder daherum. Wir wandern, wohin es uns gefällt, aber eine Erzpläsir hab' ich mir ausgedacht; nach zweien Jahren nämlich machen wir uns verbindlich, uns in einer Stadt, wo's auch sein mag, wiederzufinden. Denkt's Euch einmal!"

„Das ist prächtig!" riefen die Beiden aus.

„Wenn's Euch denn so recht ist, so geh' ich noch weiter und

schlag Euch vor, damit's Keinem Leid macht, wohin er etwa ziehen möchte nicht hinzukommen, und wir am Ende uns nicht einigen können: wir wollen loosen. Das Loos fällt, wie der Herr will."

„So ist's recht!" riefen die Zweie. —

„Aber," sagte Gerhard, der aufgestanden war und einige dürre Grashalme gerupft hatte und eben daran war, sie in dreifacher Abstufung zu schneiden; „wie das Loos fällt, so muß es pünktlich gehalten werden, das bedinge ich mir aus."

Die beiden Anderen gaben nun ihr Wort darauf und Gerhard hielt die Loose hin und sagte:

„Hört Ihr's, wer das Kleinste zieht, muß den Rhein hinunter, wer das Mittlere zieht, den Rhein hinauf, und wer das Längste bekommt, muß in's Reich.

„Ja, so soll's sein," sagten wieder die Anderen, und Joseph, der gerne mit der Nase vorn war, zog zuerst und das Kleinste.

„Aha, Du mußt nach Cöln!" sagte Gerhard. „Glück auf! Zieh', Gabriel!"

Gabriel zog das Längste.

„Du mußt in's Reich und ich muß gegen den Strom schwimmen, rheinaufwärts."

Das Gottesurtheil hatte entschieden und alle Dreie waren mit der Entscheidung zufrieden.

„Nur gefällt mir," hob Gerhard wieder an, „auch das nicht, daß wir alle Dreie auf einen Tag weg sollen von daheim."

„Das ist gegen den Brauch. Ihr wißt, wir Vierhäuser haben keine Kameradschaft außer uns. Gingen wir auf Einen Tag, so würde Keiner von uns begleitet, und es ist doch die alte, schöne Sitte, daß die Kameraden den Scheidenden begleiten. Wer zuerst von uns geht, den begleiten die beiden Anderen und tragen ihm den Ranzen. Wer zum Zweiten fort muß, den begleitet der Dritte, und nur der Letzte muß allein gehen. Ist's Euch recht so?"

Alle Zweie stimmten dem praktischen Schmiede zu.

„So soll das Loos abermals entscheiden!“ sagte er, und ging etwas zurück, um wieder Halme zu pflücken.

Sie zogen und wieder traf Joseph das Loos des ersten Weggangs, Gerhard war der Zweite und Gabriel mußte alleine seinen Wanderstab in's Reich setzen, ohne daß ihm ein Freund das Geleite gab.

So hatte das zweite Gottesurtheil entschieden, und Keiner sprach darüber ein Wort des Mißvergnügens aus.

Eine lange Weile saßen sie still und in sich versunken neben einander. Jeder dachte an das Scheiden von den lieben Eltern, von dem geliebten Röschen, von der trauten Heimath, und das lag auf dem Herzen wie eine drückende Last. Sie sollten hinausgehen in eine fremde Welt, wo sie keinen Menschen, kein Mensch sie kannte, das machte den unerfahrenen Herzen bange.

Nach einiger Zeit sagte Gabriel: „Das steht nun Alles fest, aber Ihr lieben Kameraden, wo sollen wir uns denn nach zweien Jahren wieder finden? Das war ja auch Eure Meinung . .“

„Freilich,“ erwiederte Joseph.

„Das kannst Du bestimmen,“ sagte Gerhard zu Gabriel, „denn Ihr habt das große Buch mit den vielen Bildern drin, darin Du alle Sonntag studirt hast, und kennst schon die halbe Welt, ich meine das Buch von dem Sebastianus Munsterus, welches Kosmographie heißt. Weißt Du nicht?“ —

„Gewiß weiß ich's,“ versetzte Gabriel; „aber soll's nahe, soll's weit sein, das müßt Ihr mir sagen.“

„Wart!“ rief Joseph, dem in der Erinnerung an seines Vaters Erzählungen der Kamm schwoll.

„So will ich Euch die Stadt Hamburg vorschlagen, und will Euch auch nach dem Buche den Weg dahin aufschreiben, daß Ihr nicht fehlen könnet,“ sagte Gabriel.

Es war ihnen wieder genehm, was er vorgeschlagen. Sie gaben sich Wort und Handschlag und auch das war in Ordnung.

Ein Gefühl überkam jetzt die Dreie mit Macht, das sie durch-

rieselte, wie mit einem kalten Schauder. Sie hatten über wichtige Dinge ihres kommenden Lebens entschieden, und es war eine der letzten Stunden, die ihnen auf diesem ihrem gemeinsamen Lieblingsplätzchen vergönnt waren.

Sie wurden wieder still und Gabriels Auge wurde feucht, denn dort unten, am grünen Saume des Rheines, ging Röschen. Er erkannte sie an der Farbe des Kleides, an dem ganzen Wesen und der Haltung. Ob sie die Anderen auch erkannt? Keines Auge sah so scharf, als das Gabriels. Sie bewegte Anderes. Die Stelle, wo sie saßen, war unbestritten die schönste in der Umgebung der Vaterstadt. Links lag diese mit ihren Thürmen und Mauern; oben drüber die halbzerstörten Mauern der Burg, die sie einst beherrschte. Kein Thurm war mehr da, aber einzelne Mauerbruchstücke ragten noch in die Lüfte. Drüben über dem Rheine strebte ein rebenbepflanzter Berg hoch empor. An seinem Fuße brandeten des Rheines Wellen in weißem Gischt, denn, durch Klippen beengt, trieb des Stromes Macht die Masse des Wassers durch das enge Bette. Weiter aufwärts reichte der Blick auf mehrere Stunden in das Rheinthal. Mehrere Ortschaften lagen da so friedlich in der Sabbatruhe; Burgtrümmer ragten hoch empor hier und da. Auf dem Strome brauste ein Dampfer hinab mit fliegender Hast, reich besetzt von Reisenden; ein anderer arbeitete stöhnend mit seinen Schaufelarmen gegen den Strom, während ein Segelschiff von Halfterpferden gezogen, langsam und träge, das Bild einer untergegangenen Zeit, dem siegenden Repräsentanten der Neuzeit folgte. Kähne mit weißen Segeln schifften hinüber und herüber und durchschnitten quer den Strom, wie weiße Möven.

Drunten zu ihren Füßen lustwandelten theils auf der schönen Landstraße, theils am grünbesäumten Strande die Bürger, lustwandelten die Jünglinge und Mädchen. Und darüber war der Himmel so rein und blau, die Luft so mild und wohlig, daß sie die Brust mit Lust einathmete.

„Sagt," hob Gerhard an, „was sitzen wir hier und machen

Kalender? Hängen trüben Gedanken nach? Es muß geschieden sein, und der ist der Mannhafteste, der's am Kräftigsten überwindet. Ein Lied thut wohl zu solcher Stunde, laßt uns Eins singen."

Und alsbald stimmte er an: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus, Städtle 'naus, und du mein Schatz bleibst hier &c." Und sie stimmten ein, wie's mit ihrer Stimmung im Einklang stand, und sie sangen's so schön, und es klang so wundervoll in der reinen Luft hinaus in's Thal, daß alle Lustwandelnden stehen blieben, wie bezaubert, und dem Gesange lauschten, bis er wehmüthig und leise verklang.

Da standen sie auf und gingen stille den steilen Bergpfad hinab.

Daheim, das war die Abrede noch vor dem Stadtthore, sagten sie kein Wörtlein von dem, was da droben auf dem „Spitzenköpfchen" ausgemacht worden war. Nur Joseph erklärte seinen Eltern, in acht Tagen wolle er auf die Wanderschaft gehen. Da wurde denn für den lieben Sohn gesorgt nach allen Richtungen; unter heißen Mutterthränen das Ränzel gepackt; das Wanderbuch geholt, und jetzt, acht Tage nach jener entscheidenden Stunde, trat er mit rothen Augen in die Stuben der getreuen Nachbarsleute, um ihnen zum Abschied die Hand zu schütteln.

Als er in Meister Dobel's Stube trat, und Röschen an der Bibel saß, um dem Vater das Kapitel zu lesen, darinnen der Text der heutigen Morgenpredigt stand, da pochte ihm das Herz, als wär's ein Eisenhammer, der von Wassers Gewalt getrieben auf den Ambos fällt. Sie drückten ihm, Segen wünschend, die Hand, und als sie ihm Röschen reichte, da zuckte es ihm bis in's Herz hinein, und sie lächelte ihn an, daß ihm sogar Hören und Sehen verging.

Den Blick vergeß ich nicht, und wenn ich hundert Jahre alt werde, sagte er zu sich, und das Bild des schönsten Mädchens der Stadt war damit in seine Seele auf's Neue hineingeprägt, daß es nimmer entschwinden konnte.

Den Abend saß er alleine bei seinen Eltern und der Vater gab ihm gute Lehren und die Mutter weinte. Als aber am anderen Morgen die Sonne in's Rheinthal strahlte, zogen Dreie zum Unterthore hinaus, denen das Herz recht schwer war. Geredet wurde nicht viel, bis der erste gewaltige Schmerz des Scheidens überwunden war. Eine Stunde oder zwei begleiteten ihn die treuen Kameraden und trugen ihm das Felleisen. Und als sie schieden, war's ja für zwei lange Jahre, und bis jetzt waren sie nicht zwei Tage von einander getrennt gewesen. War's ein Wunder, daß ihre Thränen flossen? War's ein Wunder, daß sie sich einander zuwinkten, bis ein Bergvorsprung zwischen sie trat, wie die trennende Nothwendigkeit? —

Röschen stand am Fenster und dachte an Joseph, dem sie lange so nahe nicht gestanden hatte, und sagte sich selber: Er ist doch ein stattlicher Junge, und schöner geworden, als ich gedacht! Was sind das ein Paar flammender, brennender Augen, so braun, wie eine reife Kastanie, die aus der stacheligen Kolbe springt! —

Der Vater aber meinte, es könne einst ein tüchtiger Meister aus ihm werden; aber er werde viel Lehrgeld in der Fremde zahlen müssen, denn Leichtsinn sei ein Hühnchen, das Jeder rupfe, und ein Vögelein, das auf jeder Leimruthe leicht hängen bleibe, und das sei schlimm!

Röschen aber wollte es bedünken, als die Mutter lächelnd dem Vater zunickte, die Eltern urtheilten da doch zu hart.

Acht Tage später stand der alte Lichtenauer neben seiner Frau mit der dampfenden Pfeife. Sie packte des Sohnes Reisebündel, und manche Thräne wurde mit hineingepackt. Der Alte zuckte mit dem Gesichte, preßte die Augen fest zu und biß auf die Pfeifenspitze, bis das Gefühl bemeistert war, das er nicht wollte merken lassen, und sagte dann: „Thrine, mach' mir dem Bub das Herz nicht schwer und weich! Ein Schmied muß hart sein, wie sein Ambos! Ich werd' ihn mehr vermissen als Du: denn der Lehrling, den ich nun angenommen hab', ist ein Nesthutsch', der noch kein

Armschmalz hat." Als er das heraus hatte, machte er sich hinaus und stellte sich in die Hinterthür und die Thränen poppelten aus den Augen, wie die der Dachtraufe, wenn's geregnet hat. „Hol's dieser und der," sagte er. „Das Lügen taugt doch allerwegen Nichts, und das Hartmachen, wenn Einem das Herz blutet, ist doch auch eine purinzige Lüge." Während das in der Schmiede vorging, war Gerhard in die liebe Nachbarschaft, Adjes sagen.

Dobel's wußten's, daß er käme.

„Man meint, die Dreie hätten's so abgekartet, daß je nach acht Tagen Einer scheidet," sagte Dobel. „Gebt Acht, die nächste Woche rüstet der Gabriel."

Da fuhr Röschen ordentlich erschreckt auf und sagte: „Meint Ihr, Vater?"

„Freilich, meine ich's," entgegnete Dobel, „und das Meinen kommt mir schier so schwer an, als wärst Du ein Bub und gingest wandern. Ich hab' mich an den Jungen so gewöhnt, daß ich ihn schwer vermissen werde, und lieb hab' ich ihn im Herzensgrund."

„Er ist auch so fleißig, so still und so brav!" sagte die Mutter. Da klopfte es, und Gerhard trat herein.

Er war ein bildhübscher Junge von athletischer und doch schöner Gestalt. Das schwarze Rabenhaar hing lockig um den schönen Kopf und aus dem strahlenden Auge blickte Verstand, aber auch tiefe, innerliche Gluth.

Der Meister gab ihm gute Lehren, und Röschen reichte ihm die Hand und drückte sie wärmer als sie wollte, und lächelte wieder so wunderbar und sah ihm in die Augen, daß leicht so ein junges Blut toll werden konnte.

Der Gerhard mochte auch so Etwas spüren, denn er machte sich rasch von dannen.

Und Röschen dachte: Er ist wahrlich der Schönste von allen Dreien. Wie's in den Augen lodert! Und die Hand hat er mir gedrückt, daß sie mir morgen noch weh thut. Vom Herzen kam's,

aber es war doch hart! „Schade, daß er ein Schmied ist!“ Das letzte Wort hatte sie ahnungslos laut gesagt.

„Warum denn?“ fragte ihr Vater. Und sie erröthete und konnte vor Schrecken kaum antworten; doch sammelte sie sich und sagte: „Es ist ein wüstes, unreines Handwerk!“

„Aber Ein's, das seinen Mann ernährt und Frau und Kinder dazu.“

„Ein's, denk' ich,“ sagte er dann zu seiner Frau sich wendend, „was Gerhard meiden muß.“ —

„Was denn?“ fragte sie.

„Ich meine das Trinken!“ versetzte Dobel und ging hinaus.

Als Gabriel von der Begleitung zurückkam und in die Werkstatt am anderen Morgen trat, kam das Bewußtsein des Alleinseins, des Getrenntseins von seinen liebsten Freunden über ihn mit Macht. Er war ohnehin eine weiche Natur, die Alles tief empfand.

Er nahm eine runde, gelbe Blechtafel und den Rundhammer und begann sie zum Löffel zu schlagen, aber alle paar Minuten mußte er eine Thräne wegwischen, die darauf herabrieselte. Er saß allein da, denn der Meister war zum Kaufmanne nach Blech gegangen.

Röschen hatte etwas in der Werkstatt zu thun oder that auch wohl nur so. Sie grüßte ihn mit der glockenhellen Stimme. Sonst sah er beim Gegengruß ihr immer in die wundervollen Augen; heute nicht; vielmehr bückte er sich noch tiefer auf seine Arbeit. Das fiel dem Mädchen auf. Sie sah scharf auf ihn und gewahrte eine fallende Thräne, die er schnell wegwischte.

„Du weinst?“ fragte sie, und sie mochte es fühlen, wie es ihm um das Herz war, denn der Ton, in dem sie die Frage aussprach, war wehmüthig, sanft und theilnehmend.

Indeß richtete er das feuchte Auge zu ihr auf.

„Warum sollt' ich's verhehlen, daß mir das Scheiden der treuen Kameraden, die mich so lieb haben, wie ich sie, an das Herz geht? — Ich hab' sie begleitet, und mir ist's gewesen, als

hätt' ich sie zu Grabe geleitet, so weh thut mir's. In acht Tagen muß ich auch fort!" setzte er hinzu.

„Du auch?" fragte sie noch in demselben Ton, und nach einem einige Augenblicke währenden Schweigen, setzte sie hinzu: „Und Du mußt? Wer zwingt Dich, Gabriel?"

„Ich hab' mein Wort verpfändet, und das Loos ist so gefallen!" sagte er.

„Ei, dann wird's ja ganz still in der Wendelsgasse, wenn Ihr Alle fort seid!" sagte sie so kalt, so eintönig, ja fast gleichgültig, daß es Gabriel durch's Herz fuhr wie ein zweischneidig Schwert. Wie Wasser, das in's Feuer gegossen wird, wirkte diese Rede auf ihn. Es wallte ein Zorn in seiner Seele auf, der Luft haben wollte; aber er bezwang sich. Sie war die Meisterstochter, wenn auch tausendmal das Nachbarskind und die Jugendgespielin.

„Na," lachte er in einem Tone, der deutlich genug seine Empfindung verrieth, „es wird auch nach Gerhard und mir zu „Vierhausen" geklopft und gehämmert werden, denk' ich! Du solltest froh sein, daß es nicht mehr so arg ist."

Röschen sah ihn betroffen an, denn in einem so gereizten Tone hatte sie ihn nie reden gehört.

Zum Glücke kam ihr Vater die Treppe schnell herauf und sie ging eben so schnell in ihre Wohnstube.

Das Wort des Mädchens hatte Gabriels Seele wieder in's volle Gleichgewicht gebracht. Ruhig und fest sagte er dem von ihm sehr geliebten Meister, er wolle, da seine Lehrzeit zu Ende sei, nun auch keine Stunde länger daheim bleiben. Er möge ihm doch den Lehrbrief schreiben. Nächsten Montag wünsche er von dannen zu ziehen. Der Meister sprach sein Bedauern aus, daß er so sehr damit eile.

Gabriel aber verhehlte es nicht, daß er nun, wo seine Freunde fort seien, hier sich nicht mehr geheuer fühle, und sagte es dem Meister auch ohne Hehl, daß sie sich verabredet hätten, es so zu machen.

Der Meister versprach den Lehrbrief und Gabriel setzte, wie immer, stille seine Arbeit fort.

Röschen aber saß drüben am Fenster und die Nadel ruhte, weil andere Gedanken ihre Seele beschäftigten.

Wie kam er denn zu dem Tone? fragte sie. Nun, fuhr sie in ihrem leisen Selbstgespräche fort, es war auch eine dumme Rede von mir, recht dumm! Und ich hab's auch so gleichgültig ihm gesagt, ohne eigentlich Etwas dabei zu denken. Es geht Einem einmal so, und er hätte auch nicht gleich es so spitzig zu nehmen brauchen. Es ist garstig von ihm! —

Freilich, fuhr sie nach einigen Augenblicken fort, mußte es ihn verbrießen, daß ich zu ihm das Wort sagte, als er von seinem Fortgehen sprach. Da hätt' ich ihm wohl etwas Anderes sagen können und müssen. — Wahrhaftig! — Sie sann. — Ehrlich gestanden, sprach sie weiter, bin ich daran Schuld, und übel nehmen kann ich's ihm nicht. Ich muß es wieder gut machen! Er verdient's. 'S ist doch ein lieber — guter — und — hübscher Junge —! Und bei dem Worte blickte sie zufällig in den Spiegel und sah, daß sie roth wurde. Wie einfältig! rief sie. Roth werden, weil's ein hübscher Junge ist! — 'S ist ja doch wahr, und noch gestern sagte Merkel's Annchen, er gefiel ihr am Besten vom Kleeblatte! — Mag's sein! — Mit dem Worte schloß sie, aber sie fühlte dennoch ihr Unrecht und nahm es sich vor, heute Abend, wenn er sich zu ihnen auf die Bank setze, wie er's alle Abende that, recht freundlich und herzlich zu sein, weil das Sprüchwort sage: „Ende gut, Alles gut."

Der Abend kam und war frühlinglich mild. Nach dem frühen Nachtessen gingen die Dreie hinab auf die Bank. Rechtling's kamen auch herüber, aber Gabriel nicht!

„Wo ist denn unser Gabriel?" fragte Dobel.

„Gott weiß, was dem Bub ist," sagte Rechtling. „Seit die zwei Anderen fort sind, ist alles Leben, alle Freude in ihm wie todt, und seit heute ist er noch stiller und redet kein Wort, selbst mit dem Eliaschen nicht, den er doch so lieb hat."

Da flammte es in des Mädchens Gesicht, daß sie es tief herabbeugen mußte.

„Nun," sagte Dobel, „Scheiden und Meiden thut weh."

In dem Augenblicke trat Gabriel aus dem Haus und es schien als nähme er die Richtung zur Bank, wie sonst auch; als er aber Röschen da sitzen sah, grüßte er freundlich und ging nach dem Rheine hin.

Aha, dachte sie, er spielt den Verdrossenen!

„Dem Gabriel ist das Herz schwer," sagte Dobel. „Laßt ihn gehen, es will das auch sein Recht haben!"

Aber es war kein Spielen bei Gabriel. Das Wort des Mädchens klang immer widerlicher in seinen Ohren und verwundete immer tiefer sein Herz. Er hätte jetzt nicht in ihrer Nähe sein können und auch das freundlichste Wort hätte ihm wehe gethan, weil er's für unwahr hätte halten müssen.

Röschen war auch stille den ganzen Abend, und an ihrem Laden stand sie lauschend, als er heim ging. Es war leer und still in der Straße. Er blieb an seiner Thüre stehen und blickte lange nach ihrem Fenster herauf, das der Laden schloß. Endlich schüttelte er den Kopf und ging in's Haus.

Was mag er gedacht haben? sagte zu sich das Mädchen, und warum mag er den Kopf so ernst geschüttelt haben? —

Sie lag noch lange schlaflos und in stillen Gedanken da, bis sie verworren unter einander flossen und der Schlaf sie umfing.

Ruhe hatte sie am anderen Tage nicht. Es drückte sie, daß er ihr bös sei und so still und betrübt da saß. Sie ging mehrmals durch die Werkstatt, aber er war nicht allein. Und so war's fast alle Tage. Er sah auch gar nicht auf und sie hätte ihn doch so gerne in's Gesicht recht freundlich angesehen; aber dazu kam's nicht und mit jedem Augenblicke drückte es sie schwerer, daß die letzten Stunden so trübe sein sollten.

So ein Mädchen ist aller Praktiken voll. Sie zerbrach absichtlich einen Schaumlöffel und legte ihn hin, und paßte auf,

wie eine Katze vor einem Mäuseloche, bis ihr Vater einmal hinab in's Höfchen ging.

Da huschte sie herein in die Werkstatt.

„Ich bin doch ein rechter Tollpatsch," sagte sie heiteren Tones, „da hab' ich den neuen Schaumlöffel zerbrochen. Gelt, Du machst mir ihn, lieber Gabriel? —"

Und in die Worte legte sie den ganzen, bewältigenden Schmelz ihrer herzgewinnenden Stimme.

Er durchzuckte Gabriels Seele, und er war nahe daran, aus der Rolle zu fallen, die er sich recht mühsam einstudirt. Kalt erhob er die Hand, ohne sie anzusehen, nahm den Löffel und sagte: „Das Uebel ist ja leicht zu heilen!"

Er legte einen Löthkolben in die Esse, und sie stand noch da, jetzt selber verlegen werdend.

„Wer wird mir nur das Alles machen, was ich zerbreche, wenn Du fort bist?" sagte sie, und es klang fast wehmüthig.

„Der Vater, oder sein künftiger Geselle!" sagte ruhig, fest und kalt Gabriel darauf, und wieder sah er sie nicht an.

Ihr Vater war schon auf der Stiege. Sie hörte ihn kommen.

„Bist Du mir bös, Gabriel?" sagte sie hastig.

„Nein;" war seine kalte Antwort; und sie ging schnell.

Als der Löffel fertig war, nahm er ihn, drückte die Küchenthüre ein wenig auf und legte ihn auf die Anricht.

Sie sah's, sprang herzu und flüsterte leise: „Ich danke Dir."

„Gern geschehen," sagte Gabriel und ging.

Da stand das Mädchen in der Mitte der Küche und wurde bleich wie Schnee. Es zitterte Etwas in ihrem Auge, wie eine Thräne, aber es war eine Thräne des Unwillens.

„Was hab' ich ihm denn gethan, daß er so — so — kalt und unfreundlich ist?" sagte sie. Dann warf sie das Köpfchen in die Höhe, und den schönen Mund auf und rief unwillig aus: „Mag er! Was liegt mir dran? —"

Aber es mußte ihr doch Etwas dran liegen, denn sie war

mürrisch und kam nicht mehr in die Werkstatt bis zum Samstag. Da saß er allein da und arbeitete.

„Gabriel," sagte sie, „gehst Du wirklich am Montag?"

„Ja," sagte er kurz.

„Du willst im Hader von mir gehen?" fragte sie.

„Ich? Nein!" war seine Antwort; „ich weiß nichts von Hader."

„Nun denn, ich auch nicht," schloß sie trotzig und ging hinaus.

Gabriel sah ihr nach. „Besser, ich stähle mein Herz, sagte er zu sich selbst, als daß ich dem Gedanken Raum gebe, sie sei mir gut und sie ist's doch nicht. — Wenn's mir auch schwer wird.

Von da an sah er sie fast nicht mehr. Drüben im Vaterhause war Trauer. Hier in Dobel's war's kaum anders, denn dem Meister that Gabriel leid; die Meisterin war ohnehin eine stille Frau, und Röschen war's auch so trübe zu Sinn, wie kaum je in ihrem Leben.

Sonntags Mittag erwarteten sie ihn frühe; aber er kam nicht, denn er war hinauf auf das Spitzköpfchen gegangen, noch einmal stille der Zeit zu gedenken, die er hier so glücklich verlebt.

Röschen blieb zu Haus; aber um drei Uhr kamen drei Freundinnen, die ihr nicht Ruhe ließen, mit ihnen spazieren zu gehen auf ein nahes Dorf. Sie wollte absolut nicht. Doch endlich redete selbst die Mutter zu und sie ging.

Als sie vor das Thor kamen, blickte sie hinauf zum Spitzköpfchen und sah ihn da stehen, gelehnt an den Birnbaum. Das bewegte ihr Herz. Aber die anderen Mädchen scherzten und lachten und sie ging ein in ihre Scherze, wenn es ihr auch nicht so recht um das Herz war.

Gabriel hatte sie nicht gesehen.

Er kam herunter und ging den schweren Gang, dem Meister sein treugemeintes: „Behüt' Euch Gott!" zu sagen.

Herzlich nahm er ihn auf. Herzlich waren seine Ermahnungen und Lehren, herzlich sein Handdruck und Lebewohl.

Die Meisterin wünschte ihm Gottes Segen, und daß er gesund wiederkehren möge.

„Wo ist denn Röschen?“ fragte er.

„Spazieren!“ sagte die Mutter.

Das fuhr wie Eisluft durch seine Brust.

„Grüßet sie herzlich,“ sprach er, „und ich wünschte ihr alles Gute!“ —

Er ging, gebeugt, traurig, gedrückt.

Es ist aus, sagte er zu sich. Ich war blind, als ich meinte, sie sei mir gut.

Kaum war er übrigens aus Riffel's und Lichtenauer's heimgekehrt, wo er länger sich verweilt, so kam Röschen erhitzt und eilig heim, und ihr erstes Wort war: „Ist Gabriel dagewesen?“

„Er läßt Dich grüßen und wünscht Dir alles Gute!“

„Sagte er nicht, daß er wieder käme?“ fragte sie.

„Nein!“ war der Mutter Antwort.

Da ging Röschen langsam auf ihre Kammer, setzte sich unten auf ihr Bett und weinte.

Was ist's denn, was zwischen uns getreten ist? fragte sie. Er war mein Gespiele und nun scheidet er, wer weiß wie lange, und sagt mir nicht Adje und ich bin wieder die Ursache und er muß meinen, ich ging aus dem Wege! —

Das that ihr leid.

Sie kleidete sich aus, ging in die Küche, wusch sich die Augen und begann für das Abendbrod zu sorgen. Das Fenster der Küche, wie das ihres Kämmerleins, ging auf Rechtling's Thüre. So oft sie in die Nähe des Fensters kam, reckte sie sich in die Höhe und sah hinaus; aber sie sah ihn nicht. Er saß bei den Eltern und hatte sein Brüderchen auf dem Schooße.

Röschen dachte, er kommt doch gewiß auf die Bank heute Abend. Allein er kam nicht, und nicht seine Altern. Sie mußten frühe zu Bett gegangen sein, denn man sah kein Licht.

Röschen ging verstimmt zu Bett.

Ihr Vater hatte ihm aber noch eine Lobrede gehalten und gesagt: Ich preise den Vater glücklich, der solch' einen Sohn hat.

Sie konnte nicht einschlafen, denn es lag ihr schwer auf der Seele, daß sie ihn nicht mehr sehen sollte. Und manches heimliche Thränlein floß dem Mißverständnisse der letzten Tage. Sie hatte es ja doch so nicht gemeint, wie er's genommen! Und daß sie gerade gestern wegging, daran war doch die Mutter Schuld, und sie eilte sich auch, früh wieder zu kommen. Warum war er denn auch so aufnehmisch? — Er hätte ja auch Abends auf die Bank kommen können! — Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen! — So erwachte am Ende der Mädchenstolz mit aller Stärke, und die Schuld lag jetzt allein auf ihm! Sie zürnte ihm und — schlief ein. Aber sie träumte die ganze Nacht von ihm. Bald war er todtkrank in der Fremde und Niemand pflegte ihn; bald sah sie ihn in großer Lebensgefahr; bald kam er und brachte eine schöne Braut mit; bald sah sie ihn todt. Da fuhr sie auf und erwachte. Es dämmerte in Osten. Sie sprang auf und kleidete sich an. Drüben in Rechtling's war Licht. Er war noch da. Sie schlich die Treppe hinab; öffnete leise ihre Hausthür und harrte hier.

Jetzt hörte sie, wie der alte Rechtling das Gebet vor der Reise aus dem Gebetbuche vorlas. Einige Augenblicke war's stille. Dann hörte sie, wie ihm der Vater mit gebrochener Stimme seinen Segen gab, wie die Mutter laut weinend ihn dem Herrn befahl, wie das Eliaschen weinte. Dann knarrte drüben die Thüre und Gabriel trat heraus. Er trocknete seine Thränen, stand auf dem breiten Auftritt und sah lange hinauf nach ihrem Fenster und sagte dann leise, nur ihrem Ohre vernehmbar: „Leb' wohl, Röschen, leb' wohl! Gottes Engel mögen Dich behüten!"

Da trat sie in die offene Thüre, weil sie sich nicht mehr halten konnte, reichte ihre Hand hinüber und sagte: „Gabriel, mögen sie auch Dich behüten!"

Wie vom Donner gerührt, stand er da.

Aber der Zauber löste sich schnell.

Er ergriff ihre Hand und hielt sie mit seinen beiden umschlossen.

„Du hier?“ fragte er.

„Sollst Du scheiden, ohne daß ich Dir ein Lebewohl gesagt? Ach, Gabriel, geh' nicht fort im Unwillen! Ich hab' Dir nicht Leides thun wollen! Leb' wohl! Gott behüte Dich!“

Aber er ließ die Hand nicht los, die sie zurückziehen wollte und doch konnte er nicht reden. Da drückte er seinen Mund darauf, ließ sie los und war um die Ecke verschwunden.

2.

Die letzten vierzehn Tage mit ihren Ereignissen waren für die Nachbarschaft von großem Erfolge begleitet. Es war gerade so gekommen, wie Röschen zu Gabriel gesagt, es war stille geworden. Nicht als ob die drei Jünglinge Unruhe in die Nachbarschaft gebracht hätten; nein, dafür waren sie zu ordentlich, zu bescheiden und anständig; nicht, als ob die Hämmer in Lichtenauer's Schmiede nicht von Morgens bis Abends hellgellend geklungen oder Dobel's Werkstätte nicht wiedergehallt hätte von seinen Hammerschlägen. Das war Alles sich gleichgeblieben und doch war's stille; denn die Nachbarn waren traurig und Keins rief dem Anderen ein fröhlich Wort zu; man hörte keinen heitern Gesang — das Einzige, woran vielleicht Röschen bei dem Worte gedacht, das Gabriel so schmerzlich getroffen hatte. Es war in der That stille geworden.

Auch auf Dobel's Bank; denn da saßen Abends die drei Jünglinge bei den Alten, und Scherz und Ernst wechselte. Die Alten meinten, ihre Weisheit ziehe das junge Blut an, und es war ganz verwunderlich, daß sie so blind waren oder sein wollten. Nur Röschen ahnete so etwas von der Wahrheit, als die Neckereien ihrer Freundinnen sie trafen und sie fragten: Wem sie denn den Preis gäbe? Verliebt seien sie doch alle in sie bis über die Ohren.

Die hatten ihr eigentlich die Augen geöffnet in der letzten Zeit und noch am Sonntag Abend, auf dem Spaziergange, hatten sie sie geneckt, weil sie so heim eilte. Gabriel gehe morgen weg, hatte sie in ihrer Unschuld gesagt, dem müsse sie doch Adje sagen. Da kam's wie eine Sturmfluth über sie von allen Seiten und die Meisten meinten, der schöne, blonde, sinnige Gabriel sei wohl doch am Ende das Herzblättchen.

Solcher Mädchenwitz hatte übrigens auf Röschen den Einfluß, daß sie sich selber einmal prüfend gegenüber trat. Sie wog ab, was hier zum Vortheil, dort zum Nachtheil war, und sie fand, daß doch so recht eigentlich Keiner der Dreie den Vorrang hatte. Das gestand sie sich: die letzten Auftritte mit Gabriel hatten sie tief bewegt. Der Kuß brannte noch auf ihrer Hand und hätte sie sich nicht geschämt, sie hätte die Stelle küssen mögen; aber die Zeit hat wunderliche Kuren in der Welt gemacht, wunderlichere, als alle Wunderdoctoren der Welt. Das Mädchen dachte so ziemlich an alle Dreie gleich lebhaft, wenn auch Gabriel, schon durch das Zusammenleben, ihr etwas näher stand.

Ihr Vater nur urtheilte anders. Er hatte an Joseph und Gerhard viel auszusetzen. Gabriel war einmal sein Liebling.

Auf der Bank Abends wurden die drei Wanderburschen mannichfaltig besprochen und die Elternliebe Riffel's und seiner Frau, Lichtenauer's und der Seinen, strich ihre Söhne weiblich heraus. Rechtling's, überhaupt stille, demüthige Leute, schwiegen von ihrem Gabriel, dessen Partie dann aber Dobel als ein guter Advocat übernahm und mit Wärme führte, was dann Röschen dennoch allemal mit besonderem Wohlgefallen anhörte.

Man zählte wahrhaft die Stunden, bis sie einmal schrieben; aber die jungen Leute, die noch nie weiter, als ein paar Stunden von ihrer Heimath weggekommen waren, hatten noch so viel zu sehen und zu betrachten, daß sie zum Schreiben eigentlich noch nicht kommen konnten.

So verging der März und der wetterwendische April und erst im

Mai brachte der Postbote den ersten Brief in Riffel's an. Abends kam triumphirend der alte Schneider, der noch heute den windbeuteligen Charakter seiner Zunft nicht abgelegt hatte, auf die Bank.

Ich hab's doch gleich gesagt, hob er an, Meiner schreibt zuerst; denn der hat's dick hinter den Ohren, und gewandt ist er in der Feder wie ein Schulmeister.

Nun, Nachbar, fragte Dobel nicht ohne Unmuth über den Schneider, so zieht einmal vom Leder! Was schreibt er denn? Ei, sagte der Schneider, Ihr könnt Alles hören. Es ist nichts incognito, wie man sagt. „Seit ich hier bin,“ schrieb Joseph, „hab' ich schon den zweiten Meister.“ — Halt! rief Dobel, das ist eine bedenkliche Geschichte und ich denke dabei immer an den Buben, dem die Mutter immer sagte, als er auf die Wanderschaft ging: Du kriegst gewiß keinen Meister! Um ihr nun zu zeigen, wie Unrecht sie gehabt, schrieb er im ersten Brief, er habe in den ersten vierzehn Tagen schon sieben gehabt.

Lichtenauer lachte, daß er schockelte. Riffel aber fühlte den Stich und sagte: „Laßt mich doch erst lesen, wie's kam!“ Und er las weiter. „Das kam aber daher, daß der erste ein Lump war, der eigentlich gar nicht für einen Gesellen Arbeit hatte, aber um die Leute weis zu machen, er habe viel zu thun, sich einen halten wollte. Da dacht' ich: Laß mich laufen, und ging los. Wo ich jetzt bin, da ist's gut. Wir arbeiten auf's Stück. Da wird Geld verdient, wie Bach, weil wir auch den ganzen Sonntag arbeiten. Herzliebste Eltern, es kostet Einen hier aber auch Geld wie Bach! Unser Einer muß sich flott kleiden und das hat etwas Anderes auf sich, als daheim, wo ich im Confirmirrock drei Jahre herumlief. Mein Geld ist all und ich thue Euch bitten, mir im nächsten Brief Etliches zu schicken. Was die Stadt betrifft, so ist die entsetzlich groß und ich bin heut noch nicht in allen Gassen gewesen, die eng und so schmutzig sind, wie daheim das Spurgäßchen. Mein erster Meister, der Windlips, wohnte in der Schildergasse; mein

allerweiliger aber wohnt dem Jülichsplatze gegenüber, wo Alles nach ächtem kölnischen Wasser riecht. Kirchen sind so viel hier, daß das halbe Land dran genug hätte, ich glaub', daher hieß auch in der alten Zeit die Stadt die „hillige" oder heilige, nicht vom Hineingehen. Da ist Euch eine verwunderliche Wirthschaft im Dom. Das muß ich sagen, es ist ein erschrecklich und grausam Gebäu, und noch begreife ich nicht, warum die alten Narren den Thurm so weit davon hingesetzt haben und oben drauf einen Krahnen. Wenn der die Schiffe aus- und einladen sollt', so müßt ja das Wasser über die ganze Stadt gegangen sein, denn er steht grausam hoch droben. Gebaut wird immer, aber uns Allen thut auch kein Zahn mehr weh, wenn der mal fertig werden soll. Item es ist auf dem Domplatz ein Geklopfe und Gehämmer, daß man sein eig'nes Wort nicht hört. Im Dom ist's lebendig. Mir gefällt's besonders, daß da Einer im rothen Rock mit einem tüchtigen Stecken herumgeht, der den Leuten in die Rippen stößt, die nicht beten wollen. Das hilft aber blutswenig; denn sie gehen herum, gucken und gaffen nach Gusto, wie's ihnen gefällt. Es hat mir leid gethan, daß ich ein Bischen zu spät gekommen bin zu dem sogenannten Carneval. Das soll, wie unser Obergesell sagt, der Latein kann wie Pulver, heißen: „Leb' wohl, Fleisch!" da sie zur Fastnacht keins hier essen. Dann ist bei unserer Garküche das ganze Jahr Carneval, aber Knochenluft alle Tage. Das mag, wie sie sagen, von der Schlachtsteuer kommen und es ist schlimm. Ich kriege alle Tage Heimweh nach der Mutter Küchenschrank. Sie essen hier gern was Gutes, aber unser Einer kriegt's nicht. In der Zeitung zeigen sie's sich einander an, wo's was der Art gibt, und trinken können sie prächtig; aber ich wollt', es gäb' hier eine Räsonnirsteuer. Die brächte was ein: Nein, herzliebste Eltern! daheim wird auch als einmal räsonnirt, aber hier geht's über's Bohnenlied. Da wissen sie Alles besser, und wenn einmal der König Minister bräuchte und wüßte nicht, wo sie hernehmen, hier könnte er blind hineingreifen. Cöln ist die erste Stadt der Welt

und wenn sie sich nicht allein drum herumdreht, so ist das ein alter Fehler, der reparirt werden müßte.

„Um wieder auf die Fastnacht zu kommen, so soll da ganz Cöln verrückt gewesen sein — man merkt's heut' noch; da sollen sie Alles gehänselt haben, und das thun sie heut' noch; da sollen die Leute ihr Bett selbst versetzt haben, um sich lustige Tage zu machen, das geschieht aber auch heut' noch; da sollen sie sich vor lauter Lustbarkeit Löcher in die Köpfe werfen, die man aber auch heut' noch kriegen kann. Mit Erbsen sollen sie sich werfen, daß sie Schuh hoch liegen; gäben sie sie den Armen, an denen es nicht mangelt! Und mit Mehl sollen sie sich die Kleider bewerfen, daß die Leute aussähen wie lebendige Mehlsäcke. Was gäb' das Brod! Ein grausam lustig Leben ist hier im Sommer; alle Sonntag hat eine Gasse Kirchweih. Da geht's herrlich zu und wer keine Prügel kriegt, war nicht dabei. Die Gassenbuben treiben's nach Gusto, schießen und knallen auf der Gasse. Das sollt' einmal bei uns geschehen! Der Bürgermeister sollt' sie gescheidt machen. Man sieht dran, daß nur die kleinen Diebe gehenkt werden. Aber Geld kostet's, wenn man das Alles sehen will. Darum seid so gut, und vergeßt mich nicht!

„Was mir extra gefällt, ist das, daß sich die Herren nicht schämen, die Handwerksbursche aufzuklären. Da hört man's, wie's in der Welt aussieht, und was Deutschland, von dem ich daheim nichts hörte, Noth ist; wie die Uebelstände, daß es nur Reiche und Arme gibt, abgestellt werden müssen. Da stehen Einem die Haare zu Berge; aber die Leute verstehen's und wissen Alles rund zu machen. Das sind Kapitalkerle! Nun will ich aber mein Schreiben schließen, und thue Euch viel tausendmal grüßen und alle Nachbarn und gute Freund' und wer es getreulich mit mir meint, besonders das Röschen. Ich hab' mir die Mädels von Cöln alle angesehen, aber keins ist so schön wie Röschen, das könnt Ihr ihr sagen. Nun gehabt Euch alle wohl und vergesset mir nicht, Geld zu schicken. Meine Adresse lautet u. s. w. u. s. w."

Als der Brief gelesen war, sah Riffel die guten Nachbarn nach der Reihe an und sagte: „Gelt, das ist ein Brief! Ich hätt's dem Teufelsbub mein Lebtag nicht zugetraut. Und macht auch noch Reime, der Strick!

Röschen war roth geworden bis hinter die Ohren, aber, daß er in der großen Stadt an sie dachte, daß er sie über alle Mädchen von Cöln stellte, wo doch gewiß hübsche waren, das gefiel ihrer Eitelkeit nicht wenig und es that ihr im Herzen gut. Wenn auch der Joseph allerlei tanzmeisterige Streiche im Kopfe hatte, so viel blieb doch, er hatte sie recht lieb. Sie hätte ja kein Mädchen sein müssen, wenn ihr der Weihrauch nicht duftig in das Näschen gestiegen wäre, und Weihrauch lieben sie alle, besonders wenn hübsche Jungen das Rauchfaß außer der Kirche gegen sie schwingen.

Meister Dobel saß stille da und schüttelte nur leise den Kopf.

„Nun, Nachbar Dobel," fragte Riffel, „warum schüttelt Ihr den Kopf so bedenklich?"

„Wenn Ihr's wissen wollt, Nachbar, so sag' ich's," entgegnete Dobel. „An dem Brief gefällt mir Vieles nicht. Erstlich das nicht, daß er da meinem Mädel mit einfältigem Geschwätze, denn weiter ist's nicht's, den Kopf verbrühen will. Das soll ein ordentlicher Mensch nicht 'thun. Das ist so ein Geschäft für Windbeutel. Und er ist auf gutem Weg, Einer zu werden. Sodann das nicht, daß er schon den heiligen Sonntag vergessen hat. Das ist schmählich. Wär' ich sein Vater, ich riebe ihm den Kümmel, daß es oben stünde. Drittens, daß er so leichtfertig plaudert und sich mit den Aufwieglern einläßt, denn das sind sie alle, die thun, was er da schreibt; endlich aber, daß er schon Geld braucht und Ihr habt ihn doch nicht wie eine Kirchenmaus gehen lassen; auch muß er ja viel Geld verdienen. Wißt Ihr, Nachbar, was ich an Eurer Statt ihm schickte?"

„Was denn?" fragte Riffel betreten.

„Einen Katechismus mit einem Eselsohr bei dem Gebet:

„Gedenke des Sabbattags, daß Du ihn heiligest," und einen Rüffel. Das wär auch ein Reim auf ihn.

Riffel war betroffen. Unrecht hatte Dobel nicht, aber es war doch sein Kind, in das er, wie in einen Spiegel blickte. Endlich sagte er: „Nachbar, Ihr nehmt's auch zu spitz. Es liegt ja doch auf der flachen Hand, daß es lauter Jugendübermuth sei und auf lauter Faren hinauslaufe, wie er denn all sein Lebtag ein Farenmacher gewesen sei. Einen Spaß in Ehren solle man doch, meine er, der Jugend nicht wehren. Man sei doch auch einmal jung gewesen."

„Meinetwegen macht, was Ihr wollt, aber das, was ich von meinem Röschen gesagt, das schreibt ihm."

Soviel ergab sich aber doch aus dem gemeinsamen Hin- und Herreden, daß auch Riffel auf andere Gedanken kam und Manches begriff, was er nur von der Scherzseite genommen. Er war entschlossen, ihm kein Geld zu schicken und den Bart zu scheeren, was er denn auch redlich that.

Etwa vierzehn Tage später brachte auch Lichtenauer einen Brief von Gerhard, der lautete so:

„Herzliebe Eltern, ich bin nun lang genug allhier in Mainz, daß ich die Stadt und ihre Gelegenheit ziemlich kenne und Euch einmal schreiben kann. Ich stehe bei dem Meister Rinnappel in der Kerbengasse in Arbeit, schlafe und esse im Haus und hab's ziemlich gut, verdiene auch hübschen Lohn. Es ist tüchtig Arbeit da, und ich hab' zum Faullenzen keine Zeit. Was mir nicht gefällt, ist das, daß unser Handwerk gar nicht estimirt ist unter den Gesellen. Sie heißen uns Rußfinken und gestern Abend noch hab' ich einem Schneider so eine Rußfinke auf's Maul gegeben, daß er genug dran hatte. Man hat ja das Zuschlagen am Ambos auch nicht umsonst gelernt! Was die Stadt betrifft, so gefällt mir's gut da, ob's gleich lauter Gäßchen sind, bis auf ein Paar, wie die Ludwigsstraß' und die Bleiche. Aber, liebster Vater, ich wollt', ihr wärt mal hier bei mir im „Rössel" oder in so einem Haus in der

Gaugaß, wo sie die grünen Tannen- oder Fichtensträuße heraus- stecken. Im Rössel gibt's Euch ein Bierchen! Granaten! Das schmeckt immer nach mehr. Und man muß sich hüten, sonst kriegt man einen Dusel, wie ich am Sonntag! Da war's ein Glück, daß die Gassen eng waren, denn ich rumpelte immer von einer Haus- wand an die andere, daß mir die Rippen krachten. Bin aber doch endlich heimgekommen, weil mich ein Kamerad führte, der zum Glück nüchtern war. Und in der Gaugaß, rechts neben dem Hutmacher, der den großen Bonapartshut neben der Thür hängen hat, da gibt's für ein Spottgeld ein Weinchen, so süffig, wie ich kaum einmal getrunken. Bei uns daheim kriegt man für das Geld kaum absoluten Rachenputzer und Kühlesit. Da erquick ich mich als einmal am Feierabend und Sonntags. Die Mainzer sind liebe, gute Leute, aber der Wein ist ihr Einmaleins. Sie reden nur von ihm vom 1. Januar bis 31. December. Es sind auch Soldaten hier, blauröckige Preußen und weißröckige Oesterreicher. Sie machen nicht viel mit einander, außer, wenn sie sich einmal prügeln. Die Stadt ist eine Festung und Bundesfestung. Was das aber für ein Bund ist, weiß ich nicht. Man merkt auch nichts davon. Nicht weit vom Dom steht auch Einer aus Erz, der Gutenberg, der soll erfunden haben, wie man die Bücher druckt, und hat so ein Schlafkäppchen auf. Mir kommt's immer vor, als wollt' er von dem Ding herunter, auf das sie ihn gestellt haben. Es ist auch so puppig klein, daß er schwindelig werden könnte. Er soll aus Mainz sein; aber damals, als er auf der Welt war, müssen sie Latein geredet haben, denn unten steht's lateinisch, wo er herstammt. Schade, daß er kein Grobschmied war! Der hat Fäuste! — Den Dom sieht er von hinten an, und soll doch ein frommer Mann gewesen sein. Das mach' mir Einer rund!

„Es ist ein recht vergnüglich Leben hier, besonders Freitags und Dienstags; da ist in der neuen Anlage Musik. So schöne Tänze hab' ich mein Lebtag nicht gehört, aber man könnt' sie doch nicht alle tanzen. Da ist Euch aber ein Menschenspiel! Man

sollt' nicht denken, daß so viele in der Welt wären, außer Türken und Mohren, von denen ich aber noch keine gesehen habe. Da ist ein Staat! Von dem, was da die Weibsleute überflüssig haben, könnte man die halbe Welt glücklich machen und manch fein Schöpplein trinken. 'S ist halt curios ausgetheilt. Es wimmelt da von Offizieren, und es wird Einem Angst und Bang, die Lieutenants brächen in der Mitte durch, wenn der Wind geht, so dünn sind sie um die Hüften. Ich bräch' ein Dutzend mit einer Hand rack ab.

„Nun wünsch' ich Euch alles Liebs und Guts und verbleibe Euer getreuer Sohn

Gerhard Lichtenauer, Schmied."

„Nachschrift: Grüßet mir alle guten Freunde und Nachbarn, auch das liebe Röschen nicht zu vergessen."

„Dem schmeckt's in Mainz," sagte Dobel, und Röschen wurde abermals roth, daß er ihrer besonders gedacht und sie lieb Röschen genannt hatte. Freilich machte es Joseph besser!

Der Lichtenauer lachte zu Dobel's Wort. „Es ist halt eine durstige Zunft und das macht, daß sie viel bei'm Feuer arbeiten!"

„Ein guter Grund ist Geldes werth!" sagte Riffel.

Jetzt gab's gutmüthige, scherzhafte Sticheleien auf den Nachbar Lichtenauer, weil der bisweilen auch am Durste litt. Dieser nahm's lachend hin und sagte, „wenn es ein Fehler von ihm sei, so trage seine liebe Frau die Schuld, ob sie gleich sonst eine Krone der Weiber sei, sie salze immer zu stark."

„Warum uns der Gabriel allein nicht schreibt?" fragte Dobel, der es kaum abwarten konnte.

„Wir müssen's abwarten," sagte Rechtling. „Er ist ja so ein stiller Bub' immer gewesen und hat's mehr innerlich."

Endlich kam aber doch Einer und da ließ es sich Dobel nicht nehmen, den auf der Bank vorzulesen. Er lautete:

„Gott zum Gruße, geliebte Eltern!

„Wenn Ihr noch wohlauf seid mit meinem lieben Brüderchen, so will ich Gott danken; ich bin's auch und hat mir noch kein Härlein weh gethan, seit ich allhier in Frankfurt bin. Ich verhoffe, daß auch mein lieber Meister und seine lieben Hausgenossen noch frisch und gesund sind. Grüßet mir sie alle fein und saget meinem lieben Meister, daß mein hiesiger Meister neulich gesagt hat: Rechtling, sagt' er, wenn Er heimschreibt, so grüß' Er mir seine braven Eltern und seinen Meister. Vor dem Manne hab' ich Respect. Der hat Ihn etwas Tüchtiges gelehrt und das ist aller Ehren werth. So hat er gesagt und saget's ja meinem Meister. Er wird sich drüber freuen, wie ich mich auch drüber gefreut hab'. Ueberhaupt ist mein Meister ein braver Mann, bei dem man auch noch Manches lernen kann; besonders in Lampen. Da machen wir jetzt ganz sonderliche, die brennen herrlich und sind gar schön. Wenn's mein Meister einmal erlaubt, mach' ich in den Feierstunden Eine und sende sie Euch. Er hält viel drauf, daß seine Gesellen keine Läufer und Windlipse sind; auch wird der Sonntag ehrlich gehalten. Die Herbstmesse ist auch gewesen. Das ist ein Spektakel! Man ist vor lauter Georgel, Gesinge und Gedudel schier ganz rappelköpfisch geworden! Und auf den Straßen ist man schier umgerannt worden. Da ist unser Martinimarkt nur eine taube Haselnuß dagegen. Am Main war vor lauter Kramläden kein Ende. Und zu sehen war Allerlei. Mein Meister sagte: Rechtling, geh' Er auf den Roßmarkt in die vierte Bude rechts. Das ist allein sehenswerth, das Andere ist Fickelfackel. Ich folgt' ihm auch und hab' da alle das Gethier gesehen, das in Noah's Arche war und wovon der Sebastianus Münsterus in unserer großen Kosmographie schreibt: Elephanten, Löwen und dergleichen. Auch Schlangen, daß mir eine Gänsehaut über den Leib lief. Ach, was gibt's doch Vieh in der Welt! Ich wollt' nur, Ihr und Meisters wäret hier gewesen: Ihr hättet Euch die Augen weit gesehen! — Auf demselbigen Roßmarkt steht auch Einer, der Goethe geheißen

hat und ist in Erz gegossen. Prächtig! Er soll allerlei Lieder gemacht haben, wie sie im Gesangbuche stehen. Er war aus Frankfurt. Ein Schneider, der bei mir war, als ich ihn besah, meinte: der das Bild gemacht hat, hat auch Nichts von unserer Zunft verstanden!

„Warum? fragt' ich.

„Ei, sagt' er, dann hätt' er doch die Knöpfe am Rock nicht auf die linke Seite gesetzt!

„Jetzt sah ich's auch. Nun, man muß so Etwas mit Zunftaugen ansehen, sonst sieht man's nicht.

„Der Goethe muß ein grausam großer Mann gewesen sein, denn ich bin doch auch kein Däumling und stehe doch wie ein Bübchen vor ihm. So ist auch jetzt keiner mehr in Frankfurt, obgleich Einem rechte Schlingel begegnen; wächst auch so leicht keiner mehr so da.

„Was ich Euch noch vermelden wollte, ist, daß ich auch in die Sonntagsschule für Handwerksgesellen gehe. Das ist eine schöne Einrichtung. Da lerne ich Zeichnen, was mir nichts schaden kann, und sonst noch Manches, was gut ist, und man kommt nicht in Versuchung, in ein Wirthshaus zu gehen. Nach Bernem geh' ich nicht. Da geht's oft wüst zu. Aber heim denk' ich oft, — besonders an den letzten Morgen! Doch hab' ich das Heimweh überwunden.

„Nun will ich mein Schreiben endigen. Gott behüte und bewahre Euch, und nehme Euch, meinen lieben Meister und seine Familie und die ganze Nachbarschaft in seinen heiligen und gnädigen Schutz! Amen.

„Grüßet mir Alle viel tausendmal. Euer getreuer Sohn

Gabriel."

Der Meister Dobel wischte sich die Augen, als er den Brief wieder zusammenlegte. „Da," sagte er, „das ist doch ein Brief, da steckt Etwas drinne! Glaub' wohl, guter Junge, daß Du an den letzten Morgen denkst. Scheiden und Meiden, was man lieb hat, das thut Einem weh!"

Röschen, obwohl es sie ein Bischen kränken wollte, daß der Gabriel ihrer nicht namentlich gedacht, beugte sich doch tiefer herab mit dem Köpfchen, wie bei den anderen Briefen, als Gabriels Worte gelesen wurden: er denke oft des letzten Morgens, und noch tiefer, als es ihr Vater auslegte. Sie allein verstand, was das zu bedeuten hatte und sie legte die kleine Hand auf die Stelle, die sie wohl kannte. Auch grüßte er sie nicht namentlich, gerade, als ob er sich scheute, den Namen, der ihm der theuerste war, vor den anderen Leuten auszusprechen, und doch war es ihr, als klänge der Name „Röschen" glockenhell durch, wenn er des Meisters „lieber Familie" gedachte. So ein Mädel hat ein feines Näschen! —

Richtig war's, wie sie's verstand, denn als Gabriel den Brief schrieb, stritt er mit sich selbst; die Feder wollte allemal Röschen schreiben, aber sein Gefühl ließ es nicht zu, und als er das von dem Morgen schrieb, da wurde er so roth, wie sie, als sie es lesen und auslegen hörte.

Und was wollte er eigentlich mit dem Worte? — Röschen wollte er sagen, wie ewig jung und ewig neu die Erinnerung an sie in ihm lebe, und sagen wollte er's ihr, daß es Niemand verstehe, als sie allein.

Sie verstand's.

Abends sagte Meister Dobel zu seiner Frau, da er noch nicht schlafen konnte: „Annsiwelchen, nun hab' ich die drei Briefe gelesen und weißt Du, welcher mir allein gefällt?"

„Das ist doch wahrlich gut rathen," sagte seine Frau. „Zunft läßt nicht von Zunft!"

„Meiner Seel' nicht! Annsiwelchen, wenn Du meinst," sagte er, „der Gruß vom Meister habe mich bestochen, so bist Du fehl gegangen. Gefreut hat er mich, weniger aber meinet= als des Gabriel wegen. Nein, so schief hat mich meine selige Mutter nicht gewickelt. Daß der Gabriel gut gerathen ist, das ist meine Freude. Die Anderen faseln herum; aber die rechte Lieb' zu den Eltern reckt nirgends die Nase heraus. Das ist Eins. So recht heim

denkt Keiner. Ich halt's für sehr schlimm, wenn so ein junger Kerl nicht das Beste in der lieben Heimath sieht und gleich mit dem fremden Strome schwimmt. Ein gutes Herz spricht sich bei Allen aus, das laß ich gelten; allein ein frommes Gefühl tritt bei Keinem heraus, wie bei dem Gabriel, das mußt Du doch selber sagen?"

„Das ist richtig," sagte die Frau trocken.

„Der Gerhard wird ohne Fehl ein Becherer, der Joseph ein Windlips, wenn er's nicht schon wäre. Ja, endlich sag' ich Dir, Annsiwelchen, mich hat's von dem Joseph grundwüthig geärgert, daß er unserem Kinde Würmer in die Nase setzt. So was ist heutzutage noch nöthig? Sie werden ohnehin früh reif!"

„Mach' doch keinen Elephanten aus einer Mücke!" sagte die Frau. „Man meint, der Hanskasper, der nur Possen macht, hätte das Kind kapitaltoll gemacht! Dazu ist's zu klug."

„Mach' mir den Gaul nicht scheu!" rief Dobel. „Ich kenn' Deine Sorte! Gleich steigt's zu Kopf und Morgens stellen sie sich vor den Spiegel, lächeln und sagen: Er hat Recht!"

„Mach's noch ärger, Jacob!" sprach die Frau halb zornig.

„Nun, werd' nicht bös, Annsiwelchen," sagte Dobel. „Es ist so, wie ich sage. Eigentlich dacht' ich dran, daß sie doch alle Dreie das Mädchen lieb haben."

„Merkst Du das jetzt erst?" fragte Frau Dobel. „Das weiß ich schon lange."

„Mag sein!" versetzte Dobel, „aber wie steht das Kind zu Ihnen? Das ist die Frage."

„Nun, wie wird's stehen?" fragte Frau Dobel. „Ich denk', es hat sich darüber noch keine graue Haare wachsen lassen."

„Weiß es Röschen denn?" — fragte er.

„Nun hör' 'mal Eins!" lachte die Frau. „Meinst Du denn, unser Kind wäre blinder als wir? Meinst Du, so ein Mädchen merkt' es nicht, wie's um ein Bubenherz aussieht? O Du Pfiffikus! Sie

hätt's ja, wenn sie's nicht gewußt hätte, aus den Briefen merken müssen!"

„Halt!" rief Dobel. „Der Gabriel allein hat ihren Namen nicht genannt!"

Da lachte aber die Frau laut auf.

„Warum lachst Du denn so?" fragte er. „Es ist mir ohnehin so vorgekommen, als wären sie in der letzten Zeit frostig gegen einander gewesen."

„Da haben wir's wieder!" rief Frau Dobel lachend aus. „Du willst das Gras wachsen sehen und tappst doch neben die Schüssel am hellen Tage. Was sich lieb hat, kippelt einmal!"

„Aber sie sagte ihm nicht Adje?"

„So? Da hat sie Dich wohl gerufen? Du hast's nicht verstanden, was das Wort in Gabriels Brief sagen wollte: Er gedenke oft an den letzten Morgen. Das ist mehr als all' die Grüße der anderen Zweie, und Röschen hat's wohl gemerkt, so gut wie ich. Siehst Du, Du schliefst, wie ein Sack, als sie drüben in Nachbar Rechtling's Abschied machten. Es ging Einem an's Herz. Ich stand auf und sah durch den Laden und weinte leise mit den lieben Leuten. Da war mir's, als hört' ich Röschens Thüre knarren. Ich schlich hinaus und — richtig, sie war angelehnt und das Bett leer. Wo mag das Kind hin sein? dachte ich. Da kam ein scharfer Luftzug von der Hausthür' herauf. Ich schlich die Stiege hinunter. Da stand sie angekleidet in der Thür und weinte. Und als er heraus kam, da reichte sie ihm die Hand. Sie redeten wenig, aber es kam doch vom Herzen.

„Ich ging zurück, aber als Röschen wieder im Stübchen war, hört' ich sie schluchzen."

„Du hast einen Stein von meinem Herzen genommen, Annsiwelchen," sagte Dobel, legte sich herum und sagte mit leichtem Herzen: „Gute Nacht!"

Morgens frühe fing Dobel wieder an, als Röschen auf den Wochenmarkt gegangen war.

„Wenn sie nun wieder kommen, Annsiwelchen,“ sagte er mit sorgenschwerem Herzen, „wem meinst Du, daß Röschen den Vorzug gäbe?“

„Ei Dobel,“ erwiederte sie, „wie fragst Du doch kurios. Wer könnte das sagen? Drei Jahre sind eine halbe Ewigkeit. Röschen könnte ja mittlerweile einen anderen braven Freier kriegen. Das Mädchen bleibt uns nicht sitzen. Darüber kannst Du ruhig schlafen; denn erstlich ist es hübsch und dann haben wir doch auch so viel erspart, daß wir unser Kind so gut ausstatten können, als irgend ein Bürger der Stadt.“

„Das ist Alles gut,“ versetzte Dobel; „aber ich komme von dem Gedanken nicht los, daß Einer der drei Jungen unser Schwiegersohn wird. Wer aber?“

„Nun,“ sagte Frau Dobel, „ich will Dir da über meine Meinung klaren Wein einschenken. Unser Eins sieht weiter, als die Kinder, die eben nur von ihrem Herzen sich leiten lassen. Man wägt so ein Bischen ab, so rechts und links, und kommt dann mit sich auf's Reine. Riffel's und Lichtenauer's Jungen sind allein Hähne im Korb. Riffel's haben ein hübsches Vermögen, ein schönes Haus, den großen Garten dran und drei Wingerte in der Wolfskehl, der besten Lage der Gemarkung. Außerdem hat er auch Geld ausgeliehen. Lichtenauer's sind ärmer und, so brav auch der Alte ist, er hat Durst und Manches geht von seinem schönen Verdienst ab. Rechtling's haben zwei Kinder und man munkelt so her und hin, als seien auf manche ihrer Güter noch stattliche Sümmchen zu zahlen. Da kommt mir's vor, als wär' der Joseph die beste Gelegenheit für unser Kind, zumal es den Schmied nicht sehr in den Vorzug gesetzt hat, ob er gleich der Schönste von allen Dreien ist.“

„Das Alles läßt sich hören,“ sprach Dobel; „aber ich frage: Hast Du nichts übrig für ein tüchtig Handwerk, wie das meine? Gesetzt, der Mann hätte nichts, gar nichts zu erben, so ist sein Wissen und Können sein Kapital, und was er damit verdient, das sind die Zinsen von diesem seinem Kapital. Und solch ein

rechtes Kapital hat der Gabriel und das beste Herz dabei. Mir will der windbeutelige Geldverthuer Joseph gar nicht in den Kopf. Sein Brief hat mir Galle gemacht, ich will's nicht leugnen. Den am wenigsten möchte ich zum Eidam. Der Gerhard ist auch ein guter Junge; aber er hat eine gute Anlage zum Trinken und Bechern. Das kann mit den Jahren schlimm werden und unser Kind könnte in's Elend kommen und recht tief."

„Ich seh's schon," sagte verdrießlich Frau Dobelin, „wir kommen nicht an's Land an Einer Stelle. Das ist schlimm. Du zielst dahin, wohin ich nicht ziele."

„Laß es in Gottes Willen gestellt sein, Annsiwelchen," sprach Dobel. „Wir wollen's ihm im Gebet anheimgeben. Er mach's, wie es ihm wohlgefällt, und dann wollen wir uns in Demuth fügen. Du bist eine gottesfürchtige, gute Frau. Das wird Dir recht sein; aber das wollen wir uns vor Gott geloben, nichts, auch nicht das Geringste, zu thun, um unseres Kindes Sinn hier oder dorthin zu lenken. Willst Du mir das vor Gott geloben, wie ich es Dir gelobe?"

Frau Dobelin besann sich kurz. Sie reichte ihrem Manne die Hand und gelobte es ihm feierlich und er ging beruhigt in die Werkstatt, denn er wußte, daß seine Frau von dem Gelöbniß nicht ein Haar breit weichen würde.

An demselben Abend aber, da die Eltern ihr Gespräch begonnen, das sie Morgens fortgesetzt hatten, lag Röschen auch da und konnte nicht einschlafen, weil sie immer an die Erinnerung an den Scheidemorgen denken mußte. Es war eine stich=sack=dunkle Nacht. Da traten die drei Gespielen vor ihr inneres Auge: der Gerhard mit seiner kräftigen, schönen Gestalt; mit dem dunkelschwarzen Haar und den schwarzen, leuchtenden Augen, über denen sich die Brauen im mächtigen Bogen schwangen; mit dem frischen Mund und dem dunkeln Schnurrbärtchen. Alle Mädchen in der Stadt sahen ihm nach, wenn er über die Straße ging. — Und dann der Joseph mit seinen schelmigen, lachenden, braunen Augen, und dem braunen

Lockenkopfe; dem feinen, fröhligen Gesichte; dem leichten tanzmeisterigen Gange, der so süß reden und schmeicheln konnte; und endlich der blondlockige und blauaugige treue, sanfte Gabriel, mit der stattlichen Gestalt und dem zarten Gesichtchen, um das noch kein Flaum sich kräuselte. Die Wahl, die Qual! Eigentlich konnte sie sich gestehen, daß sie alle Dreie gleich lieb hatte. Aber — sie wurde brennend roth im Dunkeln — alle Mädchen von Cöln hat er drauf angesehen, und keine schöner, als ich —! Da sieht man doch, wie lieb er mich hat! Der Gerhard ist allewege der Schönste von Allen. Doch der Gabriel — wie hat er meine Hand ge — drückt und — ge — küßt. Ja, ich hätt' nicht ruhen können, ohne ihm ein: Behüt' Dich Gott, gesagt zu haben. Ich — mußte — ihm — die Hand — rei — chen — ich mußte — und mit dem Worte fielen die schönsten Blauaugen zu, die jemals Revue gehalten im Dunkeln über drei Jünglinge, von deren Liebe das Herzchen überzeugt war, und der süße Schlaf legte seine weiche Hand leise, leise darauf.

3.

Wenn auch die beiden Väter, der Schneider Riffel und der Schmied Lichtenauer, äußerlich sich den Anschein gaben, als legten sie auf das, was Dobel gesagt, keinen sonderlichen Werth, so war's doch aus zwei Gründen dem nicht so, obwohl Keiner dem Anderen es äußerte.

Unter den Nachbarn der Wendelsgasse oder, wie die vier Häuser in der Stadt spottweise genannt werden, zu Vierhausen, war Dobel durch seinen sittlichen Ernst, durch seine lautere Gottesfurcht und strenge Rechtlichkeit, durch die rücksichtslose Freimüthigkeit, womit er es strafte, was ihm mißfiel, eine wahre Macht. Ohne es zu wollen, übte er durch sein Wesen einen solchen Einfluß aus, daß sein Wort wie ein halbes Evangelium galt. Die drei anderen Nachbarn thaten nichts Entscheidendes ohne ihn. Sie fragten ihn in allen

Dingen um seinen Rath, der stets einsichtsvoll und wohlmeinend war. Sie hüteten sich, etwas zu thun, was er strafen konnte; denn das that er immer, zwar in möglichst schonender, dennoch aber nachdrücklicher Weise. Selbst Lichtenauer hätte manchem Schoppenglase mehr auf den Boden gesehen, wenn er sich nicht im Stillen gefürchtet hätte, Dobel möge seinen wankenden Schritt sehen und ihn dafür treffen. Der zweite Grund war, daß Jeder von den Zweien darauf aus war, das holdselige und vermögende Kind Dobel's zur einstigen Schwiegertochter zu kriegen, und es darum nicht im Mindesten mit ihm verderben und dadurch den Plan zu nichte machen mochte. Darum wurde denn in Wahrheit den beiden Söhnen der Kümmel gerieben, das heißt, der Marsch ordentlich geblasen.

Die besahen die sieben Ellen lange Nasen!

Erstlich sagte seinem Joseph der Meister Riffel, was Dobel gesagt, und knüpfte daran sehr faßliche Bemerkungen. Zweitens bekam er kein Fettmännchen Geld zu sehen und der Alte sagte ihm gerade heraus: Es sei eine Schande, bei solchem Verdienste noch den Vater und also das eigene Erbtheil zu strippen. Auch die Sonntagsentheiligung und den leichtfertigen Ton strafte er derb.

Der Lichtenauer schlug drauf in seinem Briefe, als schlüge er mit seiner großen „Schlage" auf den Ambos. Das klippte und klappte und die Funken sprühten weg. Das „Rössel" und das Weinhaus in der Saugasse bekam sein Theil gehörig. Wie willst Du brau denken, Röschen einmal zur Frau zu kriegen, wenn Du ein Sausaus wirst? sagte er ihm geradezu unter die Nase. Merkt so was der alte Dobel, so streich' Dein Segel und laß Deinen Blasbalg ruhen!

Riffel hatte dasselbe gesagt, nur verblümt; aber die beiden Jungen verstanden's ohne Dolmetscher, daß es in „Bierhausen" seit ihren offenherzigen Briefen nicht sonderlich für sie stand, und Beide waren zu gut und unverdorben, als daß nicht solch' väterlich

Mahnwort, das ohnedem einen für Jeden so bedeutsamen Hintergrund hatte, Frucht hätte tragen sollen.

Beide prüften sich selbst und fanden, wie richtig Dobel's und des Vaters Worte seien, und legten sich eigene Bußen auf.

Joseph blieb ein halbes Jahr bei seinem Meister, dann ging er nach Minden, wo er bald Obergesell wurde. Sein Meister war ein sehr achtbarer und sehr wohlstehender Mann. Joseph wohnte bei ihm im Haus und wurde ganz zur Familie gezählt. Sein Betragen war, seit er in Cöln die Gesellschaft mied, in die er gerathen war, ein ganz anderes und geregelteres geworden. Daher kam es denn auch, daß Meister Sebald den heimlichen Wunsch hegte, wenn sein Minchen, das bei einer alten Tante in Hannover war, zurückkäme, ihm und er ihr gefalle. Er schrieb auch deßwegen, ohne den Grund anzugeben, daß Minchen kommen möge. Das aber verzögerte sich fast um ein halbes Jahr. Endlich kam das Mädchen, dessen Gestalt zwar minder reizend, als die Röschens, dessen städtische Gewandtheit und Manieren aber viel Einnehmendes und Gewinnendes hatten. Der schöne Joseph Riffel gefiel dem Mädchen auf der Stelle, und es war ihr eine sorgliche Angelegenheit, seine Liebe zu gewinnen. Das war freilich nicht leicht; denn in seinem Herzen wohnte Röschen. Und dennoch — der tägliche Umgang, das liebenswürdige Benehmen, die feine Gefallsucht — Joseph fühlte, es nahe ihm eine Gefahr. Zu Tändeleien war ihm Minchen zu gut und er selber zu ehrlich. Auch würde es sein Vater nie zugegeben haben, daß er in Minden sich setze. Er sah es ein, daß da nur ein Ausweg war — der, wegzuwandern. Und das that er, obgleich das Leid Minchens und ihres Vaters gleich groß war, und Meister Sebald ihm seinen Wunsch sehr nahe gelegt hatte.

Sein Weg führte ihn nach Berlin, wo er bald Arbeit erhielt. Mit Gerhard hatte es auf des Vaters bittern, blitzenden und donnernden Brief auch eine bessere Wendung genommen. Der letzte Punkt seines Briefes, das klare Heraussagen einer Sache, die Gerhard im Schreine der eigenen Brust verborgen glaubte, war

am wirksamsten. Er litt zwar keinen Durst, wie der reiche Mann im Evangelio, aber er hielt Maß und fand es heilsam für seinen Geldbeutel und sich. Gleich mit dem Briefe seines Vaters kam des Meisters kurze Verabschiedung. Das gab dem Briefe einen schlimmen Nachdruck.

Er war in der letzten Zeit in mehrere Händel gerathen, was ihm des Meisters Unwillen zugezogen. Einige Male war er, wie man am Rheine für das Betrunkensein zu sagen pflegt, nicht allein nach Haus gekommen. Er brachte einen mit, der mächtiger war, als er selbst, und ihn nicht nur zum Wanken, sondern selbst zum Falle gebracht, und zwar auf das Straßenpflaster, was blaue Male gab; sodann hatte er in der Saugasse Händel und Klopffechterei angefangen, war trotz seiner Stärke weidlich gebroschen und dann von der Polizei gefaßt und eingespundet worden bis zum anderen Tag. Er mußte eine tüchtige Strafe zahlen und hatte die Prügel als Zugabe frei in den Kauf gekriegt.

Das gefiel dem Meister übel, und eines Samstag Abends sagte er: Lichtenauer, wir Zweie thun nicht gut zusammen, wegen des Dritten, der regelmäßig mit Ihm Abends nach Hause kommt. Such' Er sich anderswo Arbeit!

Das wirkte praklisch zu dem geschriebenen Wort. Er schnallte sein Ränzel und ging. Da aber in seinem Wanderbuche die üble Bemerkung von dem Polizeimanne war gemacht worden, so mußte er eine schöne Strecke wandern, ohne Arbeit zu kriegen. Das Geld ging auf und er mußte zur Fechtkunst greifen, die er noch nie geübt und die ihm schwerer ankam, als irgend etwas in der Welt.

Nach langem Umherziehen und nicht im lieblichsten Zustand, erhielt er endlich in einem abgelegenen Ort auf dem Thüringerwald Arbeit bei einer Wittwe, bei der aus dem Grunde selten ein Geselle lang hielt, weil sie geizig und boshaft war, wie nur Jemand sein konnte. Er trug aber dies Leid in der Stille und Geduld, denn er mußte bleiben, da er des Fechtens und Stromens müde war und Kleidung brauchte; denn heim hätte er nicht um

Geld geschrieben, und wenn die Wellen des Elends ihm über dem Kopfe zusammengeschlagen wären. Unabweisbar wäre er ja dann als tagediebender Säufer gestempelt worden. Das war aber eine Buße für den armen Gerhard, bei dieser alten Hexe auszuhalten. Was aber noch kein Geselle fertig gebracht, das gelang ihm. Er duldete und hielt aus. Bei jämmerlich schlechter Kost, geringem Lohn und schwerer Arbeit gönnte das abscheuliche Weib ihm kaum die Stunden des Schlafs in der Nacht. Sie weckte ihn, ehe der Tag graute, schon wieder zur Arbeit.

Als aber die Schäden seiner Kleidung geheilt waren und einiges Geld erübrigt hatte werden können, zog er ab. Der Bürgermeister gab ihm das trefflichste Zeugniß, das dem Mainzer die Wage vollständig hielt, und nun hielt ihn aber auch keine Macht. Die Alte bot höhern Lohn — aber er ging und schüttelte den Staub von seinen Füßen.

Im Weimarischen fand er eine gute Stelle, und nun beschloß er auch zu bleiben, bis das zweite Jahr käme, wo ihn das gegebene Wort gen Hamburg riefe.

Anders war es mit Gabriel geworden. Sein Meister würde ihn zeitlebens behalten haben; aber ihm stand der Wunsch in der Seele, die Welt zu sehen. Ungerne ließ ihn sein Meister scheiden, und selbst Gabriel verließ ihn ungern. Er hatte sich ein schönes Geld erspart, mit dem er schon eine weite Reise machen konnte.

Auf seines Meisters Rath ging er durch Baden über den Bodensee in die Schweiz, wo die großartige Natur ihn gewaltig anzog. Er durchreiste die ganze Schweiz, kehrte dann durch Württemberg zurück und durchwanderte Bayern, wo er in München eine längere Zeit in Arbeit stand, weil seine Barschaft zusammengeschmolzen war. Von München zog er nach Wien, und weilte auch hier wieder eine längere Zeit. Erst mit dem Anfange des zweiten Jahres verließ er Wien, um in das mittlere Deutschland sich zu wenden, und traf dann im August des zweiten Jahres in Hamburg ein, wo er sogleich in Arbeit trat.

Es war sein erstes Geschäft, sowohl auf der Herberge der Schmiede und Schneider, als auf der Polizei Erkundigungen nach den beiden Freunden einzuziehen; allein seine Nachforschungen waren vergeblich. Noch hatte keiner von ihnen die Stadt betreten, und es fiel erst jetzt ihm auf die Seele, und zwar recht schwer, daß sie auf dem schönen Spitzköpfchen den Zeitpunkt festzusetzen in jugendlicher Unkenntniß vergessen hatten, in dem sie sich in der Hansestadt treffen wollten. Er bezweifelte aber nicht im Mindesten, daß Beide, sofern sie noch lebten, ihr Wort getreulich einlösen würden, und harrte deßwegen geduldig, aber dennoch mit heißer Sehnsucht, des Kommens der treuen Kameraden.

Mit der Heimath waren die beiden Ersten in nicht immer regelmäßiger Verbindung geblieben. —

Nach den väterlichen Herzensergießungen hatten sie Beide sogleich herzliche Abbitte gethan und eine tiefeingehende Besserung gelobt. Diese Briefe waren aber auf der Bank nicht als Gemeingut der lieben Nachbarschaft behandelt worden, sondern waren alleiniges Besitzthum des Vaters und der Mutter geblieben.

Später hatten sie dann geschrieben, und Alles wohl vermieden, was Anstoß hätte geben können, ob sie es sich gleich nicht versagen zu dürfen glaubten, Röschens besonders Erwähnung zu thun. Mit den Briefen war Dobel schon zufrieden und sprach die Hoffnung aus, daß doch die verständige Lebensrichtung den Sieg zu gewinnen scheine.

Von Gabriel kam regelmäßig alle Vierteljahr ein Brief. Röschens Namen wurde von ihm nie genannt, aber in der Regel fand sich eine Andeutung darin, die sie wohl herausfand und die des Eindruckes nie verfehlte. Als er den Vorsatz aussprach, um, wo er sich Geld gesammelt und gespart, durch die Schweiz zu wandern und so weiter, über Stuttgart, München, Wien wieder zurück, dann nach Hamburg, und daß er dann lange nicht schreiben werde, sagte Dobel, indem er auf seinen Schenkel schlug: „Das ist ein Kapitalbursche! Laßt sehen, was da Einer wieder heimkehrt?

Er will die Welt sehen; er will seinem Geiste reichere Nahrung geben; aber das Stromern will er nicht treiben. Mit Geld will er reisen und mit selbstverdientem. Proficiat! Da wird die Bürgerschaft reicher um Einen, den sie einmal wird brauchen können, und meine Zunft um einen grundgescheidten und erfahrenen Menschen! Geb's Gott, daß es die anderen Zweie ihm gleich thun! Heutzutage fehlt's an gesunden, tüchtigen, kernhaften Bürgern, die im edlen Bürgerstande bleiben und nicht hinauf wollen zu den fürnehmen Lumpen und Windbeuteln. Ich könnte toll werden, wenn ich sehe, wie so viele Leute ihre Kinder Schreibergesellen werden lassen. Das ist die miserabelste Zunft auf Gottes Erde, wenn's eine ist. Die sind die Ferkelstecher und Winkeladvocaten, die heimlichen Ankläger ehrlicher Leute, die Ränkeschmiede und Prozeßhetzer, die Briefschreiber und Rechtsverdreher, die die Gesetze auslegen, bis die Leute bis über die Ohren in der Patsche sitzen. Da geht's aber gerade wie mit den Quacksalbern. Die haben mehr zu thun, als die ordentlichen, studirten Aerzte, und ein docternder Schinder gilt tausendmal mehr als ein Physikus und Doctor. Zu diesem verzweifelten Schreibergesindel läuft Bauer und Bürger, und wenn sie sie noch so sehr durch selbsteigene Dummheit in den Nebel führen. Zu einem tüchtigen Handwerke thun sie sich nicht, und die Buben wollen nicht, weil's da Arbeit, ehrliche, aber sauere kostet. Das ist das Unglück unseres Bürgerstandes und — unserer Zeit — Arbeitsscheu und Hochmuth. Alles Uebel kriecht aus diesen Eiern, die elterliche Dummheit ausbrütet. Wenn nur der liebe Gott die Jungen gesund an Leib und Seel' erhält!"

So sprach der erfahrene Mann, und das klang wie heller Glockenton in Röschens lauschende Seele.

Ein andermal ließ er sich scharf aus über die Weltverbesserer, die ihre Weisheit aus Frankreich holten; namentlich aber die, welche in Cöln dem Joseph versucht, Flöhe in's Ohr zu setzen, insbesondere über Reich und Arm und rechte Vertheilung der Arbeit, über die Regierung und ihre Gesetze, Steuern und Ordnungen, über Freiheit

und Staatsverfassung. Da laufe Alles auf's Theilen hinaus, auf eine Urspitzbüberei. „Was verstehen davon die jungen gelbschnabeligen Kerle?“ fragte er. „Mir geht's über meinen Gesichtskreis so weit hinaus, daß mir Alles im Nebel verschwimmt, und ich denke, das Alter hat doch mehr Ueberlegung, als die heißblütige Jugend? Der Joseph ist da auch in einer guten Schule zu Berlin, da ist auch des Zeugs genug, und er schwindelt gerne. Für den Gerhard ist mir's nicht bange, der ist zu handfest und praktisch, als daß er sich von den Seelenverkäufern in ihre Netze locken läßt.“

„Aber“ sagte Riffel, „der Gabriel läuft ihnen ja gerade in das Maul hinein. In der Schweiz, da ist ja ihr warmes Nest, wie man hört?“

„Für den hab' ich ausgesorgt,“ sprach der Meister Dobel mit der ganzen Kraft einer abgerundeten, gutbewurzelten Ueberzeugung. „Der hat den Harnisch Gottes an, Riffel. Lest 'mal nach, was der heilige Apostel Paulus in dem Brief an die Epheser am sechsten, Vers 10 bis 17 schreibt, da steht's, und dann ist seine Seele so klar, daß man durch die Augen bis auf den Boden sieht. Da gelingt's so einem Imtrübenfischer nicht, das Klare muddelig zu machen; endlich aber ist er zu verständig, um mit solchen tollen Redensarten sich den Kopf toll machen zu lassen. Ich will kein Prophet sein, aber ich sag' wie der Jekuf: Nu — wart's ab!“

Von alle dem nahmen sich die beiden Väter so Eins und das Andere, und trugen's in ihren Briefen warm den Söhnen zu. Das wirkte hier und da. Joseph wurde ärgerlich über die spießbürgerliche Dummheit des alten Dobel, der doch kein Zeitbewußtsein, noch weniger Gesinnungstüchtigkeit habe. Ein alter Zopf sei's am Ende doch, der sich für das Königthum todtschlagen lasse. Pah, das seien verrostete Dinge, und der scharfe Zahn der Zeit habe sie zernagt. Dachte er dann wieder 'mal ruhiger darüber nach, so erschien ihm dann doch die Sache in milderem Licht und er wurde an der eingesogenen Weisheit zweifelhaft. Bei Gerhard schlug's durch. Er war Einer von denen, die sich im ruhigen Genusse des

Lebens nicht gerne stören lassen; war er aber einmal in Flammen, dann stand's schlimm. Zu diesen Flammen war noch keine Veranlassung gewesen und bei der alten Hexe hielt er sich selber den Zügel strenge, weil er seinen Ruf im Wanderbuche von dem Flecken aus Mainz zu reinigen sich vorgenommen hatte.

Allmälig rückten sie Hamburg näher und trafen endlich dort alle Dreie zusammen.

4.

Es war an einem Sonntage des Jahres 1847, spät in den Octobertagen, als auf einer grünbewachsenen Düne am Strande der Nordsee drei Männer standen. Ihre Gestalten hoben sich gegen den an diesem Tag ungemein reinen und klaren Himmel scharf ab. Es waren kräftige Gestalten, eine darunter schlanker, eine breiter und stammhafter. Sie waren gut gekleidet und nichts als ihre Reisestöke bezeichnete sie als Reisende.

Sie hatten einen glücklichen Tag gewählt, um das Auge schauen zu lassen die Wunder des Meeres. Die Luft war rein. Der Himmel klar. Ein scharfer Nordwind blies. Die unendliche Fläche war sehr bewegt. Jetzt gerade kam die Fluth und wälzte ihre Wellenberge dem Lande zu, und mit den weißen Kämmen sahen die Fluthen aus, wie Ungeheuer, die sich auf das Land stürzen wollen, um es zu verschlingen. Der Anblick war großartig und ergreifend.

Keiner der Dreie, welche auf der Düne standen, jetzt aber, um nicht von den Stößen des Windes umgeworfen zu werden, sich niedergesetzt hatten, sprach ein Wort, so überwältigend war der Anblick des Meeres für sie, den sie heute zum ersten Male genossen.

Möven flogen kreischend über ihre Häupter; Boote hoben sich mit ihren weißen Segeln hier und da und versanken wieder in's Wellenthal, um schnell wieder auf eines Wellenberges weißer Kuppe

ein paar Secunden zu schweben. Darauf hafteten ihre Blicke mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Da kam aus dem nicht fernen Nordseehafen mit vollen Segeln ein mächtiges Kauffahrteischiff, das mit dem mächtigen Uebergewichte der Größe und der Segel dahintanzte über die Wellen, die sich an seiner Brust brachen. Ein Ach entrang sich der Brust eines Jeden dieser Dreie. Alles Andere verlor seine Anziehungskraft. Ihre Blicke folgten dem mächtigen Gebäude der Menschenhand, dem Wind und Wogen dienstbar waren. Lange Zeit folgten ihre Blicke seiner Bahn, und immer weiter hinaus strebte es; immer kleiner erschien es. Bald verschwand es fast gänzlich, bald sah man es wie ein Boot, zuletzt wie eine streicheude Möve — dann wie einen weißen Punkt, bis es völlig verschwand.

Es war eine geraume Zeit, der ganze Morgen fast, über solchem stillen, staunenden Schauen hingegangen, und ein Jeder hatte seinen Empfindungen freien Lauf gelassen.

Jetzt hob endlich Einer an und sagte, auf das Schiff deutend: „Wer doch da mit hinaussegeln könnte in die Weite!" und dabei stieg ein tiefer Seufzer aus seiner Brust auf. Bestätigte er den Wunsch oder strafte er ihn Lügen?

Es war Joseph Riffel, der die Worte an seine Freunde gerichtet hatte. „Meiner Getreu!" sagte Gerhard, „das wär' so was für eine Zeit von einem Jahre! Wär' auch dabei!"

„Du nicht?" fragte er Gabriel, der noch in tiefem Sinnen dasaß.

„Warum nicht?" entgegnete dieser.

„Aber sag' 'mal, Gerhard," hob der Schneider wieder an, „wohin segeltest Du?"

„Nach Amerika!" erfolgte blitzschnell die Antwort. „Die in Bremen haben mir schier den Kopf toll gemacht."

„Amerika ist groß," sagte Gabriel. „Es reicht vom Südpol bis zum Nordpol hinauf, und das ist eine schöne Länge. Ich möcht' sie nicht auswandern."

„Das versteh' ich nicht," entgegnete der Schmied. „Ich ginge, wenn Eins nicht wäre, nach Nordamerika, wo sie die Eisenbahnen bauen. Da ist schöner Verdienst und es regnet Dollare in des Arbeiters Schooß. Arbeiten kann ich und will ich; aber so ein Lohn wird dem Fleißigen hier nicht. Und unser Handwerk schlägt so recht in das praktische Leben hinein, das in Amerika daheim ist. Da könnte man was Schönes erwerben, des Lebens froh werden." —

„Eins trinken!" fügte mit schelmischem Lachen Joseph ein. —

„Auch das," fuhr Gerhard fort, „und dann als gemachter Mann heimkehren und zum Liebchen sagen, willst du nun mein süßes Weibchen werden? Dann sagte sie erröthend Ja, und der Pfarrer segnete den Bund und unser Einer wäre der Glückseligste unter des lieben Herrgotts deutscher Sonne!"

„Da haben wir's!" rief der Schneider. „Alles geht ihm nur auf das wirkliche Leben, etwas Höheres kennt er nicht. Am Ambos geboren, am Ambos gelebt, am Ambos gestorben, gehört ihm als Denkmal auf's Grab einst ein Ambos."

„Das wäre das schönste und solideste Denkmal. Denk Dir aber einmal eine Scheere und ein Bügeleisen drauf, wenn man an ein lebendiges Zunftzeichen nicht denken will, und sag', ob nicht alle Welt in ein Gelächter ausbräche, statt seinen heiligen Gefühlen sich hinzugeben?"

„Aha, Praktikus, Du meinst einen Geisbock," lachte der Schneider. „Ich weiß gar nicht, warum man dieses kühne, muthvolle Thier so belacht, und uns, die wir es seit unvordenklicher Zeit als Zunftwappenthier gebrauchen sollten, aber aus dummer Furcht, uns lächerlich zu machen, unterlassen. Was hat denn der edle Adel für Vieh in seinen Wappen? Lauter Raubthiere, Bären, Löwen, Wölfe, Füchse, Adler, Stoßweihe und dergleichen. Da wollt' ich doch dem Geisbock eher eine Lobrede halten, als solchem Gethiere, das vor den Menschen davon läuft, während der Bock sie in graziöser Fechterstellung angreift. — Doch lassen wir das, Praktikus, weißt Du, wohin ich segelte?"

„Nun?" fragte Gerhard, der seines Lachens kaum Herr bleiben konnte.

Des Schneiders Auge funkelte. „Ich ginge nach Californien! Da finden sie das Gold in Sand und Klumpen, so dick wie des Nachtwächters Kopf daheim, und Du weißt, Gerhard, den nannten sie „Ohmkopf", weil der Seine nicht viel dünner war als ein Ohmfaß. Mein Meister in Bremen war ein leibhaftiges Amerika. Ich glaube, der kannte jeden Winkel. Weil er viele Schulden hatte, so war ihm Californien natürlich das wichtigste. Er studirte alle Zeitungen von Hamburg, Lübeck und Bremen, und wußte Alles bis auf das Tippelchen auf dem J. Der sagte, man dürfe nur an das erste beste Bächelchen gehen, das so groß wäre wie etwa die Mönchrinne daheim, und dürfe nur hineingreifen mit beiden hohlen Händen und schöpfen, so habe man gleich für fünf bis sechs Dollar Gold, und wenn man einen Pickel oder Hacke nähme und grübe etwas tiefer, so käme man auf die Klumpen, und da lohne es sich denn natürlich doppelt der Arbeit erst recht. Wolle man die schwerere Arbeit nicht thun, so dürfe man nur im Wasser puddeln, und käme, wenn auch etwas langsamer, doch eben so weit. Wenn ich nun über das Schiff zu gebieten hätte, so führe ich geradeswegs nach Californien und finge dort das Goldgeschäft auf meine Faust an, und triebe es mit Fleiß und Eifer, und wenn ich dann ein, zwei Jahre so verpuddelt und gegraben hätte, dann führe ich heimwärts, und der Rothschild zu Frankfurt wär' ein purer Lump gegen mich. Ja, er versicherte auf seine Ehre, man könnte dann in das mittlere Deutschland mit der Eisenbahn auf dem ersten Platze heimfahren, wo die kleinen Fürsten Deutschlands so enge bei einander hocken, wie die Schneider auf der Boutique, und könnte den ersten besten fragen: Durchlaucht, wie hoch halten Sie Ihr Herzogthum oder Fürstenthum? Setzen Sie vernünftige Preise! Ich zahle baar, in ächtem Gold und nicht in verrufenen Pistolen, wie man sie hier herum kriegt! So sagte er; aber ich sage Dir, wenn ich so golbbeladen heimkäme, mich zög's an den Rhein." —

„Da wachsen unsere Reben!“ sang Gerhard, ihn unterbrechend. „An den Rhein, sag' ich, träte hin vor das Liebchen und sagte: Willst du eine goldene Krone? Ich kann sie auf deine Locken und Flechten setzen. Und sie sähe mich an, reichte mir ihre Hand und sagte: Dein auf ewig! Alsdann kaufte ich mir einen Platz in der Stadt, aber nicht in der Wendelsgasse, sondern wo man den Rhein sieht, und baute mir ein Schloß. Und im Marstall müßten die schönsten Pferde stehen und in der Remise lauter Kutschen, wie sie die Stadt Frankfurt ihrem Bürgermeister stellt. Alle Mittags nach Tisch rauchte ich eine Havannah-Cigarre, aber nur ächte, und nicht, wie sie Einem die Bremer für hohes Sündengeld aufhängen; tränke mit meinem Liebchen eine Tasse ächten Mokka-Kaffee, und dann legt' ich den Kopf in ihren Schooß und schliefe ein, und wenn sie mich wachküßte, setzten wir uns in den Wagen und wir führen spazieren, so lang es mir gefiele. Vorn auf dem Bocke müßte ein Kutscher sitzen in hochrother Livrée mit schwefelgelbem Kragen, eine Viertelelle breite ächte Goldborte um den Hut, Stulpstiefel an den Beinen, schwarzlackirtes Leder mit gelben Stülpen; und hinten drauf zwei ditto Bediente und vier rabenschwarze Rappen an dem Wagen.“ —

„Hrrrrrrr! Das wär' erst ein Leben, und was sollten die Leute lange Hälse machen und sagen: War der nicht vormals Riffel's Joseph von Bierhausen?“ —

Der Schmied biß sich schier die Lippen wund und sagte: „Auch nicht bitter! Und es ist nur schade, daß es gewindbeutelt ist!“ — „Wohl dem, der sich erträumt, was ihm die kalte Wirklichkeit versagt!“ sprach Joseph mit theatralischem Ausdruck und seufzte tief auf.

„Aber, Gabrielchen!“ rief der Schmied, „Du sitzest da und machst Kalender für Anno 1848, das uns bevorsteht. Laß ab und sage: Wo führst Du hin, wenn Du das Schiff dort lenken könntest?“

„Es ist fort,“ sagte Gabriel und stand auf. „Hier aber ist es kalt. Laßt uns gehen. Auch hab' ich Hunger. Die Seeluft

soll sehr darauf wirken. Ich hab' mir nun das Bild in die Seele gedrückt, daß es nicht wieder verloren geht. Nun kommt."

„O ho!" rief Gerhard. „Merkst Du, daß wir Dir unter die Weste wollen und daß Du einmal von der Farbe reden sollst. Du sollst mir hier nicht von der Stelle, bis Du mir Rede gestanden hast, wohin Du segeltest, wenn's so ginge?"

„Nun, das ist kein Geheimniß, Freund!" sagte mild lächelnd Gabriel. „Ich segelte heim, zu den Eltern und dem Liebchen!"

„Das ist denn doch eine ächte deutsche Einheit!" rief da der Schneider. „Aller Wünsche Ziel das Liebchen! Aber nun sagt 'mal, Kinder, da sind wir Nachbarskinder, sind mit einander aufgewachsen, sind durch's ganze bisherige Leben unwandelbar treue Kameraden gewesen; haben uns einander so lieb wie Brüder, und doch weiß Keiner etwas von dem Liebchen des Anderen. Ist das recht, ist's brüderlich? Wir stehen hier so gemüthlich bei einander."

„Dagegen protestir' ich denn auch!" fiel ihm Gerhard in die Rede. „Ich hab' meinen Sommerrock noch an, und hier pfeift ein Zephir, der Einem Mark und Bein durchsäuselt mit russischer Kälte. Sodann geht mir's justement wie dem Gabriel. Mein rheinischer Magen bellt ganz unverschämt und will sich nicht länger mit der frischen Luft hier speisen lassen."

„Du sollst zum Schulmeister bestellt werden, Joseph," fuhr er fort, „und wenn wir gegessen und getrunken haben und gemüthlich unser Pfeifchen rauchen, ehe wir uns wieder landeinwärts machen, so darfst Du uns fragen und wir antworten. Nun aber rasch voran!"

Das war denn Allen recht und sie griffen tüchtig aus. Der Wind hatte an schneidender Schärfe stets zugenommen, und die etwas dünne Kleidung der drei Wanderburschen war nicht geeignet, ihm einen Widerstand entgegenzusetzen, wie er hätte sein müssen, um nicht durch und durch kalt zu werden.

Das Fischerdorf, wo sie übernachten sollten, war etwa eine

Viertelstunde entfernt, wo eine Bucht des Meeres tief in's Land hereinschnitt.

Sie hatten es bald erreicht und auch das bescheidene Wirthshaus, wo sie an frischen Seefischen und goldgelben Kartoffeln ihren ansehnlichen Hunger stillen konnten. Wein gab's aber hier nicht, und nur ein starker Schnapps vertrat seine Stelle, den indessen der Schmied allein trank und sehr gut fand.

Als sie nun auf dem Wege waren und ihr Pfeiflein dampfte, begann Joseph das Examen nach dem Liebchen. Gabriel allein wehrte sich dagegen, aber es half ihm nichts.

„Sag' an, Schmied, wer ist die Holdselige, die Du erkoren!" fing er hochtrabend an, „und wo weht ihr süßer Athem? Wo schreitet ihr leichter Fuß?"

„Ich denke," sagte Gerhard, „es ist einerlei, ob man die Frage vorwärts oder rückwärts beantwortet, ich meine in der Reihe. So will ich denn bekennen, sie ist daheim, wo ich auch daheim bin; ihr süßer Athem weht in der Wendelsgasse, wo auch ihr leichter Fuß auf dem Pflaster von Rheinwacken wandelt — und ihr Namen ist der duftigste, den ein Mädchen tragen kann, sie heißt Röschen!"

„Dobel's Röschen?" fragte der Schneider und veränderte die Farbe.

„Dobel's Röschen?" fragte der Blechschmied Gabriel, und seine Wangen wurden wie Schnee und die Stimme zitterte.

„Ja, die!" sagte Gerhard und sah selber gewaltig erschreckend die treuen Kameraden an, die plötzlich verstummten, den Kopf hängen ließen und wie geknickte Halme dastanden. „Aber, ich bitt' Euch um Alles in der Welt, treue, liebe Kameraden und Brüder, was ist Euch doch?" fragte Gerhard. „Ihr seht ja aus wie frischer Reisbrei, und man meint, auf Euerem Hinterkopfe läge ein Amboß, so bückt ihr ihn herab zur Erde? Was kann denn das engelsliebe Kind dafür, daß Ihr Euch so geberdet?"

Joseph sah zuerst empor. „Ach, Gerhard!" sagte er, „das ist ja auch mein Lieb, das ich in der Seele trage, seit mir's gedenkt!

Für das ich schwärme, dulde, kämpfe, leide! Für das ich in den Krieg zöge und so weiter. Für das ich endlich die schönste Aussicht in Minden in den Wind geschlagen habe! Und ich müßte unseren Gabriel schlecht kennen, wenn er nicht auch sagen müßte: Sie ist auch meiner Träume Ziel! Denn der hat in ihrer bezaubernden Nähe gelebt drei volle Jahre, und müßte ein Klotz oder ein Ambos sein, wenn er nicht stockthöricht sich in das Mädchen verliebt hätte. Er glich ja alle Tage dem Schmetterlinge, der um das brennende Licht schwirrt. Hätt' er sich nicht sollen die Flügel „verbrennen." Rede, guter Gabriel, rede; denn jetzt gilt's Wahrheit ohne alle Schminke!"

Gabriel's Brust war so beengt, daß er nicht reden konnte. Er sah feuchten Blickes den Schneider an und nickte.

„Da haben wir's!" rief diesmal wirklich ergriffen der Schneider. „Da haben wir's! Dreie lieben heiß und innig Eine! Was soll das werden? Einer kann sie nur kriegen, und die zwei Brüder müssen elend und verarmt durch die Welt gehen. Einer soll der Glückliche werden und die Anderen sollen neben ihm wohnen und vor Liebeskummer sterben!"

„Gab's jemals in der Welt etwas Aehnliches? Würde das auf dem Theater zu Cöln aufgeführt, die Mädels weinten eine Ueberschwemmung in das Theater hinein, bei meiner Seele!"

Die drei Freunde gingen stille nebeneinander her. Selbst der Schneider schwieg, seit die Thränenfluth im Theater seiner Seele allerlei Raum bot, sich das auszumalen, was da Alles werde empfunden werden.

Endlich sprach Gerhard ernst: „Wahrlich, es ist mir etwas der Art noch nicht in dieser Welt vorgekommen, und ich will es nicht leugnen, es liegt mir centnerschwer auf der Seele."

„Und ich fürchte, da nur Einer der Glücklichste sein kann," fuhr wieder der Schneider drein, „es wird auch unsere Herzen scheiden und trennen!"

„Nein!" sagte da Gabriel, „das wird's nicht. Elend wird's

die Zweie machen, das fühl' ich tief in meiner Seele. Mich wird's beugen bis zum Grab; aber dann wollen wir es ausmachen, daß die beiden Anderen in die Welt gehen und nicht daheim bleiben."

„Du hast gut reden," sagte Gerhard, „Deine Eltern haben noch ein Kind. Bei uns beiden steht ihr Glück in uns. Sollen wir ihre Hoffnungen zu Schanden machen? Das geht einmal nicht. Es muß getragen werden, und wenn das Herz brechen sollte!"

Sie schwiegen wieder und schritten fürbaß.

„Aber," hob der Schneider an, „es ist doch curios. Wir reden von dem Liebchen. Wie steht denn Röschen zu uns? Haben wir ein Recht, so zu reden, als müsse sie Einen von uns nehmen zum Manne? Hat je Einer von uns mit Liebe und von der Liebe zu ihr mit ihr geredet, daß sie wußte, er hat mich lieber, wie sein eigenes Leben? — Ich — sag's — ehrlich — ich nicht!"

„Ich auch nicht! Ich auch nicht!" sagten die beiden Anderen.

„So haben wir, seit wir die Kinderschuhe austraten, in der Ferne gestanden, sie bewundert und geliebt, aber still, wie ein rechter, deutscher Anbeter voll Mondschein und Vergißmeinnicht!" sagte der Schneider halb ernst, halb lachend; „grad, wie es geschrieben steht in den Romansbüchern, die ich in Cöln gelesen hab'. Meiner Seel'! accurat so! Und wir haben uns alle Tage mehr und tiefer in das wundervolle Kind vergafft und doch still geschwiegen, und Keiner ist einen Nadelstich breit ihrem Herzen näher gekommen als der Andere. Aber hat uns denn das Mädchen je zu erkennen gegeben, daß sie Einen von uns liebe? Mir war sie so seelenvoll freundlich und sah mir so tief in die Augen! Es war beim Abschied. Und dann gab sie mir die niedliche Hand."

„Mir auch so, und von dem Blick ist mir's so wirbelig im Kopfe geworden, wie von dem Bier im Rössel zu Mainz, als ich den Brauknecht über drei Bänke warf, das heißt nachher, als er Streit angefangen hatte," erzählte Gerhard.

Dadurch, daß er so breit erzählte, konnte diesmal Gabriel unbemerkt schweigen; denn ihm fuhr es wie ein Schwert durch die

Seele, daß sie diesem so gewaltig bis in die Seele hineingeschaut, und eines so liebreichen Blickes wußte er sich doch ganz und gar nicht zu entsinnen, da er sie nie so recht anzusehen gewagt hatte.

Aber der letzte Morgen in der Wendelsgasse kam ihm wieder in die Erinnerung, und er hing dem Gedanken nach, ohne daß er Lust trug, ihn zu erzählen.

„Ich merke schon, es ist Keiner von uns, der sagen könnte, ich bin's, den sie Euch Anderen vorzieht; aber das könnte anders werden, wenn Einer von uns heim käme und ginge dem Mädchen zu Gefallen und suchte sich ihre Liebe zu erwerben und zu sichern. Das wär' unehrlich gegen die beiden Anderen gehandelt. Deßwegen muß auch da unter uns ein brüderlich Abkommen getroffen werden. Wie wir damals auf dem „Spitzköpfchen" uns gelobten, uns in Hamburg nach zwei Jahren zu treffen, so schlag' ich Euch vor, daß wir uns hier unter freiem Himmel vor Gott geloben, daß Keiner von uns eher heimkehren darf, als am ersten Advent 1848, und daß Keiner freie um das Mädchen, bis wir am genannten Tage alle Drei da sind und sie wählen könne unter uns."

Sie gaben sich darauf ehrlich die gelobende Hand.

„Ach, was soll's aber werden," sagte Gerhard, „wann nun die beiden Anderen zu Bierhausen bleiben?"

„Nun, die müssen sich in Gottes Fügung ergeben," sagte Gabriel, „wie schwer es ihnen auch werden mag. Ich sehe ja doch einen anderen Ausweg nicht. Sollt' ich zu den Zweien gehören, so setz' ich meinen Wanderstab in die weite Welt, und ein Fleckchen für ein Grab werd' ich ja wohl finden."

„Und ich gehe mit Dir und mach's wie Du," sagte Gerhard, dem der Branntwein etwas zu Kopf gestiegen und der nun ungemein zur Wehmuth geneigt war.

Joseph horchte ihren Reden. Daraus folgte, daß sie ihn für den jedenfalls Siegenden ansahen, ohne es jedoch bestimmt auszusprechen. Seiner Eitelkeit schmeichelte das ungemein und er begann wieder eine Gebäude der Einbildungskraft aufzuführen. Und wie

des Schneiders Eitelkeit jetzt ihr Spiel trieb und ihm ein Paradies vorgaukelte, so gingen die beiden Andern in kummervoller Stimmung dahin, weil die Möglichkeit ihnen nahe trat, das Gut zu verlieren, das sie für ihr höchstes in dieser Welt ansahen.

Es wollte kein Gespräch aufkommen, wer es auch anhob. Gleich stockte der Redestrom wieder.

Es wurde spät, ehe sie den Ort erreichten, wo sie ihre Ränzel gelassen hatten. Auch den Abend brachten sie meist im stillen Sinnen hin, nur Gerhard trank rüstig eine Stange Bier nach der anderen und wurde dabei wieder heitern Sinnes.

„Ich meine, wir sollten einstweilen alle Dreie segeln, wie das Schiff, das die unschuldige Ursache so fataler Entdeckungen für uns gewesen ist, nämlich mit vollen Segeln der Hoffnung. Es geht uns jetzt wie allen Denen, die in die Lotterie setzen. Sie wollen Alle das große Loos gewinnen und hoffen's, und doch kriegt's nur Einer, und die, welche gar Nichts kriegen, trösten sich am Ende doch. Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus!"

„Du hast Recht, Gerhard," sprach Joseph. Er stimmte mit ihm ein und bald kamen Beide in allerlei Gespräche, welche eine politische Richtung nahmen. Auch hier war Gerhard für das Bestehende, der Schneider aber für eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse. Gabriel hörte davon Nichts. Seine Seele war bei Röschen und er stellte sich alle Einzelnheiten zusammen, aus denen möglicher Weise für ihn ein besonderer Hoffnungsschimmer hätte hervorgehen können; aber sie wollten dazu nicht ausreichen. Nur der letzte Morgen ließ ihm den matten Schein einer Hoffnung; aber auch der erlosch, wenn er erwog, daß das ja nur eine Folge des so natürlichen Gefühls gewesen, da sie ihm vorher so gar nicht begegnet war, wie dem trauten Gespielen der schönen Kinderzeit und dem dreijährigen Hausgenossen. Er legte, während die beiden Anderen Röschen ganz in ihrem Disputiren vergessen hatten, den Kopf auf den Arm, und ungesehen träufelte eine heiße Thräne zur Erde. Wie schwer ihm aber auch ein solcher Gedanke wurde, wie

der, Röschen als die glückliche Gattin eines Anderen zu wissen, Gabriel hatte gelernt, zu tragen und zu dulden. Er hatte in seinem religiösen Gefühl eine aufrichtende Kraft, die den beiden Anderen in dem Maße nicht inwohnte. Er betete leise und, in dem Gebet erstarkt, richtete er sich auf und hörte einige Augenblicke dem unfruchtbaren und doch so sehr aufregenden Gespräche seiner Kameraden zu.

Da er fürchtete, es möge bei Anderen, die im Zimmer waren, eine üble Aufmerksamkeit erregen, nahm er das Wort.

„Laßt doch diese Gespräche," sagte er, „und legt Euch eine ernstere Frage vor, die nämlich, wohin wir unsere Schritte lenken wollen. Ich habe mit Euch Hamburg verlassen, aber unsere Geldmittel dürften in einer nahen Zukunft in einem so bedenklichen Maße schwinden, daß wir uns in die ernste Nothwendigkeit versetzt sehen, nach Brod und Erwerb uns umzusehen. Bei einander, das hab' ich aus Eueren Aeußerungen wohl entnehmen können, werden wir schwerlich bleiben. Du, Gerhard, willst noch an den Niederrhein, wo Deines Gewerbes Verdienst gut geht; Du, Joseph, willst hinauf nach Baden und weiter, und ich möchte Berlin sehen. Da gehen unsere Wege auseinander."

„Das ist richtig," versetzte Gerhard; „aber nach Hamburg müssen wir alle Dreie zurück."

„So laßt uns morgen mit dem grauenden Tage wandern, jetzt aber die Ruhestätten suchen." Das war Gabriels weiser Rath.

So geschah es denn auch.

Bis Hamburg führte sie ihr Weg zusammen; aber es war seltsam, daß Nichts von dem mehr besprochen wurde, was gestern sie alle in eine trübe Stimmung versetzt hatte. In Hamburg schieden sie, um sich erst im Advent 1848 in der schönen Heimath am Rheine wiederzusehen.

Es waren glückliche Tage, die sie zusammen verlebt hatten, die aber in einer so schmerzlichen Weise getrübt wurden. Gabriel liebte Röschen unstreitig, und er durfte das sich selbst sagen, am Treuesten

und Innigsten, und doch hatte gerade er die geringste Hoffnung, und der Gedanke, den Freunden das Feld zu räumen, kam manchmal in sein Herz, das opferfähiger war, als irgend eines der Anderen.

Er kam zurück zu seinem Meister in Hamburg, um ihm noch ein Lebewohl zu sagen, da er ihn achtete und werth hielt. Er hatte geglaubt, dort einen Ersatzmann für seine Lücke zu finden, aber er fehlte noch. Der Meister hatte den ebenso geschickten als braven Gabriel nur äußerst ungern scheiden sehen. Freudig begrüßte er ihn darum, als er noch einmal bei ihm eintrat. Dies Kommen deutete er so, als wolle Gabriel gerne wieder bei ihm eintreten. Zwar nahm ihm Gabriel schnell diesen Gedanken; allein der Meister bat so dringlich, bot ihm so schönen Lohn, wenn er bis Ostern bliebe, daß am Ende Gabriel, der ja noch Zeit genug hatte, Berlin zu sehen, auf seine Wünsche einging und blieb.

Und dies war eine jener Fügungen der göttlichen Vorsehung, die es klar dem Gemüthe darlegen, wie ein heiliger Wille die Geschicke der Guten lenkt.

Das Jahr 1848 begann friedlich wie seine Brüder, die in einer Reihe von Dreißigen hinabgesunken waren in den dunkeln Schooß der Zeit; aber seine Jugend sollte die wildesten Zuckungen erfahren, die wie Blitze bald hier, bald da begannen und der Ordnung und dem Gesetze, der Pietät und dem Gehorsame, dem Frieden und dem Glücke Tausender ein frühes Grab gruben. Es begann mit einer Aufregung, welche die Klarheit der Gedanken und der Gefühle heillos untergrub. Wie ein wilder Veitstanz riß der Wahn die Menschen hin, und nicht immer die Schlechtesten waren es, die in den Strudel geriethen und die die wilde Strömung mit fortriß, daß sie ihre Richtung, ihr Ziel, ihren Halt und ihre Bahn verloren.

Gabriel war in Hamburg bei seinem redlichen Meister, als die Frühlingstage Dinge brachten, die heute einem Mährchen gleichen, aber einem blutigen, entsetzlichen, in dem die Geister der Tiefe hervorbrachen mit ihrer verheerenden Gewalt. Er zitterte, als er

die Scenen am Unterrheine vernahm, für Gerhard, der, einmal aus den Fugen gehoben, zu wildem Treiben leicht hingerissen werden konnte, wie schwer es auch hielt, ihn aus seinen Fugen zu heben. Er zitterte mehr noch für Joseph, als er die Ereignisse vernahm, die in Baden so schreckliche Folgen hervorriefen — und sein Zittern war nicht ohne eine Ahnung dessen über ihn gekommen, was geschehen war.

Aber auch daheim ergriff eine Todesangst die Gemüther, als jeder Tag neue Schreckensbotschaften brachte, und die Empörung von Stadt zu Stadt, von Land zu Land sich fortwälzte. Nie hatten die Männer der Wendelsgasse Zeitungen gelesen. Die Mähren von den Begebenheiten kamen ihnen gesprächsweise zu, und meist, wenn sie längst in dem Kreise der Zeitungsleser vergessen waren. Jetzt aber, wo so recht eigentlich die Zeit der Zeitungen war, wo ihre Garben reiften und die Lüge gangbarste Waare war, jetzt, wo jeder Morgen Neues, Außerordentliches gebar, während das Kreisen die Nacht bedeckte, jetzt griffen auch sie zu den Zeitungen und verarbeiteten sich an dem unverdaulichen Stoffe.

Dobel war unstreitig der Bestunterrichtetste von ihnen, war am weitesten in der Welt herumgekommen und wußte am besten Bescheid. Er machte den Vorleser und Ausleger, und Männer und Frauen sammelten sich in seiner Stube, um die Geschichten zu hören, die sich begeben hatten, zu staunen und zu zittern, und Aller Herzen waren in doppelter Spannung; denn am Niederrheine war Gerhard, in Baden, im unglücklichen, schönen Baden, war Joseph, und seine Briefe waren toll genug, um befürchten zu lassen, daß er dem Treiben dort nicht fremd bleiben werde.

Und Gabriel, der ruhige, stille, besonnene Gabriel, hatte geschrieben im Januar, er werde Anfangs März sich nach Berlin begeben, und seitdem war kein Brief mehr gekommen, da er in dem Briefe gesagt, er werde erst wieder schreiben, wenn er einmal sich in Berlin würde umgesehen haben. Und aus Baden kam nun kein Brief mehr, und aus der Gegend von Solingen, wo Gerhard

arbeitete, kam auch keiner, und dort und hier und überall brannte es in hellen Flammen.

Da floß manche Thräne aus treuen Mutteraugen, da blickte das Vaterauge sorgenvoll in's Leben, und inniger denn je gedachte Röschen an die drei Jünglinge.

Ihr Vater, der mit festem, redlichem Ernste dies Treiben verdammte, sprach immer die feste Ueberzeugung aus, daß die Bewegung der Zeit an Gabriel spurlos werde vorüber gehen. „Er wird nicht die Hand erheben gegen Gottes und der Menschen Ordnung," sagte er, und Rechtling stimmte ihm auf's Entschiedenste bei.

„Geschieht's aber nicht gerade oft," sagte seine tieffühlende Mutter, daß gerade der Schuldlose, der Friedliche am Aergsten in die Geschichte hineingeräth und Schaden nimmt? Habt Ihr nicht gelesen, wie viel völlig Unschuldige bei dem Aufruhr in Paris ihren Tod gefunden haben, Weiber und Kinder?"

Dobel schüttelte den Kopf. „Sie hätten ihre Nasen zurücklassen sollen," sagte er, „da ist kein Ort für Neugierige, wo es sich um wilden Aufruhr und Leben und Tod handelt. „Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um," sagt sehr wahr das Sprüchwort. Ich meine, wir sollten Gott, den Herrn gewähren lassen, der allein schützen und bewahren kann, aber auch einen Jeden ernten läßt, wie er gesäet hat; wir sollten aber auch dem klaren Verstand und richtigen Gefühle Gabriels vertrauen."

Das beruhigte sie alle und Röschen saß da mit gefalteten Händen, und die frischen Lippen bewegten sich leise. Und wer sie so sah, der würde geschworen haben, sie bete herzinniglich, und er wäre der Wahrheit am nächsten gewesen.

Da kam eines Morgens Röschen von der Post, wo sie die Zeitung geholt hatte, die sich die vier Väter hielten. Sie stürmte die Stiege herauf. Sie riß die Thür auf und war bleich, wie eine Lilie.

„Was gibt's?" rief voll Entsetzen ihr Vater.

„Ach," sagte sie, und es drängten sich Thränen in die Augen, „der gute Gabriel!"

Da sprang der Alte auf und zitterte an allen Gliedern. „Was ist denn mit ihm?" fragte er hastig.

„Ach, sie sagen, auch in Berlin sei ein wilder, blutiger Aufruhr und eine Schlacht sei in den Straßen der Stadt geliefert worden!" rief das trostlose Mädchen.

Er riß ihr das Unglücksblatt aus der Hand und las die kurze Nachricht, welche nur den begonnenen Kampf schilderte, ohne auf Einzelheiten noch eingehen zu können. Da sank der alte Mann in seinen alten lederbezogenen Lehnstuhl und faltete seine Hände und betete leise für ihn. Die Mutter stand weinend da, und Röschen wankte hinaus in ihre Kammer und sank dort auf ihre Kniee und betete heiß und innig, und erst jetzt wurde es ihr klar, wie theuer er ihr war.

Sie brachte den armen Eltern die Nachricht, aber freudig lächelte der alte Rechtling und reichte ihr einen Brief von Gabriels Hand, der eben gekommen war. Er meldete von Hamburg aus, daß er noch dort bei seinem braven Meister sei, der ihn nicht nach Berlin lasse, weil er daselbst Aufruhr befürchte. Er ließ Dobel's wieder herzlich grüßen, und diesmal — sein Gefühl hatte ihn fortgerissen — zum ersten Male Röschen besonders.

Ach, wie nahm der Brief von ihrem Herzen die Centnerlast des Kummers und der Sorge weg; wie eilte sie hinüber mit dem Brief und — als sie jenseit ihrer Thüre war, wo sie kein Auge sah, wie drückte sie ihn an ihre wogende Brust und blickte dankbar hinauf zum Herrn; aber sie flehte auch, daß so frohe Kunde komme von Joseph und Gerhard, damit auch die Herzen ihrer gebeugten Eltern aufgerichtet würden.

Dann, als dies Gebet sich losgerungen vom treuen, theilnehmenden Herzen, flog sie die Stiege hinauf und rief jubelnd den Eltern zu: „Gottlob, er ist nicht in Berlin, er ist noch bei seinem

Meister in Hamburg, der ihn jetzt gar nicht nach Berlin lassen wollte, weil er dort auch Aufruhr befürchtete."

„Gott mög' es ihm lohnen, dem Ehrenmanne!" rief tief athmend Tobel, und es war, als ob ein neues Leben den Mann durchströme. „Seht Ihr's," sagte er, „ich hatte Recht. Gott kennt die Seinen. O, daß doch auch die beiden Anderen ihm glichen!"

5.

„Wenn Feuer und Schwefel zusammenkommen, so brennt's gern," sagt man im Sprüchwort, und das bewährte sich an Joseph leider am Aergsten. Die alte, zwei Jahre alte Saat von Cöln lag noch immer in ihm, als er nach einer langen, aber vielfach anziehenden Wanderschaft in Mannheim ankam, wo dem geschickten Arbeiter ein gutes Unterkommen nicht fehlte.

Wer aber weiß es nicht, wie in dieser Stadt sich der Herd bildete für eine Gesinnung, deren Früchte Leid und Weh für das Land waren? Wer weiß es nicht, wie eine feuerige, leicht entzündbare Natur in einen Strudel gezogen werden kann, der über dem Kopfe zusammenschlägt?

Unter allen Zunftgenossen im weiten ehrenwerthen Handwerkerstande waren es die Schneider, die immer am geneigtesten waren, sich zu betheiligen. Es ist eine leicht bewegliche Sorte, die vom vielen Sitzen leicht zum vielen Plaudern kommt, und im Streben, sich geltend zu machen, gerne die Hand im Spiele hat. Wie es die Erfahrung anderwärts gelehrt, so war es auch hier; die Schneidergesellen waren zu denen zu rechnen, bei denen am Ersten die Theilnahme an ausschweifenden Richtungen Boden griff.

Wer sich noch des Jahres 1848, und namentlich seiner ersten Monate und der letzten von Anno 1847, erinnert, namentlich in dem Rheinland, dem wird es noch klar vor der Seele stehen, wie ganze Schwärme von Handwerksburschen den Rhein herauf kamen

oder über Saarbrücken dem Rheine zueilten und alle die Richtung nach dem Oberrheine nahmen. Mit dem März 1848 sah man keine Spur mehr von ihnen.

Wenn auch in der Regel zwischen Weihnachten und Ostern der Bursche mehr wandern muß, weil die Winterarbeit gering ist und die Meister, die nicht auf ständige Arbeit rechnen können, und die Esser und am Geldbeutel zehrenden Gesellen sich vom Halse schaffen, so war es doch in jenen Tagen allzu auffallend, daß aus Frankreich der Strom deutscher Gesellen sich so unaufhaltsam und gewaltig ergoß und die Vermuthung lag nahe, daß ein Tieferes zu Grunde liege. In Baden, in der Pfalz war der Sammelplatz, weil dort insgeheim und selbst öffentlich Dinge vorbereitet wurden, die bald in ihrer Gesammtwirkung an's Licht traten und die vorhergehenden Wanderzüge verstehen ließen.

Jedermann erinnert sich noch des kecken, frechen Auftretens dieser Menschen; ihres verwilderten Aussehens und unheimlichen Wesens.

Joseph war bald in seinem Elemente, wo seine Eitelkeit den rechten Wirkungskreis und seine reichen Naturanlagen den weitesten Spielraum zu ihrer Entfaltung fanden. An Arbeit wurde nicht mehr gedacht. Herumschwärmen, im Wirthshause sitzen, Reden halten, Pläne machen, das war das Hauptgeschäft jener Tage; dann Exerziren und „Soldatches" spielen, wie man sich ausdrückte.

Woher aber das Geld?

Das ist bekanntlich eine müßige Frage; denn darauf antworten wollen, hieße genau die Gänge kennen, durch die es in die Hände derer so reichlich floß, von denen man einen erfolgreichen Beistand erwartete. Es war da, das ist die entschiedene Thatsache, und war der Säckel leer, so füllte er sich wieder ohne Mühe und Arbeit.

Das waren Tage für leichtfertige, windbeutelige, leicht erhitzte Naturen, wie Joseph eine geworden, und die in Berlin zur Reife gekommen war. Heimath, Eltern, Röschen, Zukunft, Advent 1848 — Alles war vergessen, und die hohlen Redensarten und das lustige,

köstliche Leben nahmen so von der Seele Besitz, daß alles Andere in den dunkelsten Winkel zurückgedrängt wurde.

Mit Hecker's Ruf war er auch gleich einverstanden — und war auch wieder in die Schweiz gelaufen mit den Anderen, und als die Preußen sie abermals hinübersprengten, war er abermals dabei. Aber was nun?

Er war preußischer Unterthan und militärpflichtig. Genau wußte man's nicht, daß er dabei gewesen, weil sein Name nie genannt worden war. So wagte er's, den kein Hieb gezeichnet, dem keine Kugel ein Loch in die Haut gemacht, der nur einmal bei eilfertigem Laufen im Schwarzwalde gestolpert und in ein Dorngestrüppe gefallen und sich eine Schramme an einem ekeligen Hagedorn in's Gesicht gemacht hatte, die ihn beinahe in die Hände der Pickelhauben gerathen ließ, heimzukehren, ehe der Advent gekommen war, nämlich zur Zeit der Ziehung zum Heer. Eingedenk des Wortes, das er auf der nordischen Haide den Freunden gegeben, kam er aber nicht in die Vaterstadt, sondern trat in der Kreisstadt in Arbeit. Vater und Mutter besuchten ihn dort und die Freude des Wiedersehens ließ sie Alles vergessen, nur nicht den Unwillen, daß er nicht mit heim wollte.

Niemand in der Stadt kannte Josephs Geschicke, als die Eltern und — Dobel; denn ihm allein hatte der kummerbelastete Vater Riffel seines Sohnes Briefe gegeben, die auf seltsamen Wegen in seine Hände gelangt waren; ihm allein vertraute er, wie viel ihm Josephs Streiche gekostet und, als er Dobel's klar ausgesprochenen Unwillen erwog, mußte er selbst den Unwillen fahren lassen über Josephs Abneigung, heim zu kommen. Dobel billigte dieses Schamgefühl. „Er soll seine Schmach erst abwaschen," sagte er, „ehe er kommt. Bei mir hat er ohnehin sein Spiel verloren."

Joseph konnte von Glück sagen, daß seine Putschabenteuer verdeckt blieben. Er wurde Soldat und büßte in den hessischen Bivouacs seine Streiche ab, nicht aber die Abneigung Dobel's.

Wenn in seinem Hause der Name Josephs genannt wurde, lief er an wie ein wälscher Hahn und der Koller kam über ihn, wie so einem.

„Schweigt mir stille," sagte er, „und nennt mir den Namen des ehr= und pflichtvergessenen Menschen nicht.

Röschen that das im Herzen leid; aber ihres Vaters Gesinnung ging denn doch unvermerkt auf die Tochter über, so daß der sonst so liebenswürdige nette Joseph ganz aus ihren Gedanken verschwand.

„Hätt' ich nur einmal eine Kunde von meinem Gerhard!" sagte schmerzvoll der derbe, aber so weichherzige Lichtenauer zu Dobel. „Sonst hat er mir so regelmäßig geschrieben und nun sind's schon vier Monate und ich weiß nichts von ihm. Ihr seid ein glücklicher Vater, Nachbar," fuhr er bewegt fort. „Euer holdselig Kind macht Euch kein Herzeleid; aber so ein Bub' ist ein halber Nagel zur Todtenlade und ein Pfahl im Fleische!"

Dobel seufzte und dachte an den armen Riffel, dem er gelobt hatte, zu schweigen über seines Josephs Geschichten. „Ja, ja," sagte er. „Es ist eine Narrheit von mir gewesen, und ich will's Euch gestehen, Nachbar, als mir die Amme das Mädel zum Segnen darreichte, da war ich ein Narr, und meinte: Wenn's ein Bub' wäre, würde ich mich viel glücklicher preisen. Ja, ich war ein Narr, Lichtenauer, und hab's oft Gott abgebeten, daß ich damals nicht so ganz zufrieden war. Denk' ich nur an Euer und des armen Nachbar Riffel's Kreuz und Sorgen um die Buben, so möcht' ich mir heute noch eine Ohrfeige geben, und eine aus dem Salze."

„Was aber Euern Gerhard betrifft, so weiß ich nicht, ob ich ihn für einen Tollkopf halten soll. Er ist mir zu fest, zu gesetzt, zu ruhig und — zu — Hm, wie soll ich's sagen? zu sehr auf ein derbes, praktisches Wesen hingewiesen, als daß ich glauben könnte, der Aufruhrteufel wäre ihm auch in die Flanke gefahren."

„Ihr kennt ihn nicht genug, Nachbar," sagte Lichtenauer. „Es

ist wahr, bei seinem schweren Körper neigt er nicht leicht dazu, aus der Haut zu fahren; aber ist's einmal angebrannt, so brennt's auch lichterloh bei ihm und ich bin nicht ruhig, wenn ich bedenke, wie's da in dem Elberfeld, Iserlohn und da herum unterwühlt war und wie's da aussah. Jetzt haben die Truppen aufgeräumt, aber es soll mitunter schauderhaft zugegangen sein. Wär' er dabei gewesen, ich hätte keine Ruhe. Meine arme, gute Alte weint sich schier die Augen aus und ich, gestehen will ich's nur, ich bin auch keinen Hammerschlag mehr werth. Gleich wird mir das Herz weich und ich muß auf die Pfeife beißen, daß ich die verdammten Thränen zurückhalte, deren ich mich schäme. Ich glaub', das kommende Alter thut's? Ich mein' ich wär' doch sonst so breiweich nicht gewesen?"

„Nein, Nachbar," sagte Dobel, „für ein Steinherz hab' ich Euch doch niemals gehalten! Und so ein Kind geht tief unter die Haut, geht in's tiefste Herz hinein. Ihr braucht Euch Eures Gefühls nicht zu schämen. Ein Vaterherz ist auch ein Herz. Gut ist's, wenn Ihr Euch Eurer braven Frau wegen härter macht, als Ihr seid. An dem Manne richtet sich das arme, schwache Weib auf, wie die Rebe an dem Eichenpfahl. Uebrigens blickt dort hinauf, Nachbar, wo die Wolken ziehen, da waltet Einer in Lieb' und Gnade. Vertrauet dem und betet und es kommt Trost in die Seele. Der hat Wege allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht. Er wird auch Euch wieder Ruhe und Frieden geben. Glaubt und hoffet nur!"

Der ehrliche Schmied drückte des Nachbars Hand so kräftig, daß Dobel hätte die seine zurückziehen mögen.

„Wenn ich Euch nicht hätte," sagte der Schmied und zerdrückte eine Thräne, „so wüßt' ich bei meiner Getreu! nicht, wo ich als einmal Trost holen sollte."

„Der drückt Einem aber die Hand," sagte Dobel, als der Schmied fortgegangen war, „daß man meint, man höre die lieben Engelein musiciren. Meint wohl, es wär' Alles Eisen, was er in die Finger kriegt! Uebrigens dauert er mich von Herzen. Unter

der rauhen Rinde steckt ein weiches Menschenherz. Man sollt's ihm nicht zutrauen!"

Es war aber auch mit seinem Gerhard schlimm genug.

Er kam damals, als er von den Kameraden schied, ohne irgend einen unglücklichen Vorfall in das Land der Eisenarbeit am Unterrhein und konnte, da er ein tüchtiger Schmied war, sogleich in Arbeit treten, die ihm einen guten Lohn abwarf. Leider kam er in eine Gesellschaft, die für ihn nicht die beste war. Er kam halt wieder an's Trinken und durch das Trinken in die Gemeinschaft der Schwindelköpfe, die sich aller Hebel bedienten, seine klare, praktische Natur in ihr Treiben hinein zu ziehen.

Das gelang ihnen um so sicherer, je schlauer sie es anfingen, und je vorsichtiger sie bei ihm zu Werke gingen. Schritt vor Schritt wurde er von anscheinend ruhigen und besonnenen Leuten bearbeitet, und siehe da, der ehrliche, arglose Gerhard sah am Ende nur mit ihren Augen die Dinge und Zustände an. Seine kräftige Natur warf sich dann auch mit Entschiedenheit auf das, was ihm das Rechte zu sein schien und — er war ihre Beute.

Es war einige Tage nach der Niederlage von Iserlohn, daß die Reste der zersprengten Haufen, ihre Sache verloren gebend, sich völlig auflösten, und nun einzeln ihre Rettung versuchten.

Wenn man mit der Eisenbahn von Düsseldorf in die Gegend von Duisburg kommt, so sieht man in der weiten Ebene einzelne kleine Gehöfte zerstreut liegen. Es ist ein Haus, eine Scheune, Stallung und Schoppen, ein Brunnen, ein paar Bäume und ein kleiner Garten. Drum herum liegt das Ackerland.

An solch' ein einzeln stehendes Gehöfte klopfte es in einer dunkeln Nacht, etwa um Mitternacht, am Fenster. Es war eine Reihe von Tagen nach jenen Ereignissen, welche die Truppen mit leichter Mühe zu Meistern und Unterdrückern des Aufstandes und wilden Treibens gemacht hatten.

Der Bewohner des Hauses, ein braver gottesfürchtiger Mann,

öffnete das Fenster und konnte in dem Dunkel der Nacht eine Gestalt kaum unterscheiden.

„Was gibt's?" fragte er.

„Ach, erbarmt Euch eines Unglücklichen," sprach eine Stimme, der man es anhörte, daß der Frost den Redenden schüttelte, der in drei Tagen unter keinem Obdache war und keinen Mund voll gegessen hat. „Ich verhungere. Ich kann nicht weiter!"

„Bist Du Einer von denen," fragte der Mann, „die sich gegen den König empörten, so hab' ich kein Brod für Dich!"

„Ach," stöhnte der Unglückliche, „wohl bin ich ein Irrgeleiteter!"

„So reden die Schurken alle, wenn ihnen der Strick an der Kehle sitzt," sagte der Bauer.

„Macht einen Unterschied," flehte der Mensch, „zwischen dem, der unerfahren sich verführen ließ und mit bitterer Reue auf sein Thun zurückblickt und dem gottvergessenen Verführer!"

„Ich kenne das Liedlein!" sprach kalt der Bauer.

„Um Gotteswillen verstoßt mich nicht," flehte der draußen, „ich bin braver Eltern Kind!"

„Auch der beste Vater kann einen Schurken zum Sohne haben!" war die Antwort.

„Erbarmet Euch, ich bin doch ein Mensch! Soll ich Hungers sterben vor Eurer Thüre? Nur ein Stücklein Brod gebt mir und ein wenig Stroh, wo ich bis morgen ruhen kann! Seid menschlich! Seid ein Christ!"

Ehe der Bauer antworten konnte, öffnete sich über ihm ein Fenster und eine Mädchenstimme sprach: „Vater, um Gotteswillen, seid nicht hart und unbarmherzig gegen den Mann! Wisset Ihr nicht, daß der Herr sagt: „Ich bin hungrig gewesen und Du hast mich nicht gespeist?" — Stoßt den Mann nicht weg!"

„Du hast Recht Marie," sagte der Vater, dem von innen auch eine Stimme halblaut zurief, barmherzig zu sein. Er schloß das Fenster und kleidete sich an. Dann machte er Licht und kam zur Thür.

Ehe das aber geschah, rief der Unglückliche hinauf zu dem Mädchen: „Lohne Dir's Gott, Du milder Engel, was Du an mir gethan!"

Der Bauer öffnete erst die obere Hälfte der Thüre, leuchtete vorsichtig hinaus, um sich zu überzeugen, ob nicht Arglist hinter dem flehenden Worte stecke; als er aber das bleiche Gesicht sah und die tiefliegenden Augen und die hohlen Wangen, da überlief es ihn kalt. Er öffnete, und zitternd vor Frost wankte eine Gestalt herein, die zu den sonsthin kräftigsten mochte gehört haben. Er führte ihn in die Stube, den Fremdling, der dort halb ohnmächtig auf die Bank hinsank. Schon hörte man draußen das Mädchen. Bald prasselte das Feuer auf dem Herd und ehe eine geraume Zeit vergangen war, duftete der Geruch frischen Kaffees belebend in die Nase des Armen. Jetzt ging die Thür auf und die edle Gestalt eines Mädchens von etwa achtzehn Jahren trat herein mit dem großen, zinnernen Kaffeetopf, an dem vornen das Krähnchen ist, da heraus der braune Labetrank quillt. Sie stellte ihn mit dem Milchkännchen auf den Tisch, holte dann Brod, gesalzene Butter und das sogenannte Apfelkraut, und nun erst richtete sich der Fremde auf und mitleidig blickte das bildschöne Mädchen in ein männlich schönes Jünglingsantlitz, das aber von Hunger und Elend entstellt war. Sie goß dem Armen ein; sie strich ihm das Brod mit Butter und Apfelkraut darüber, wie es landesüblich ist, und wie er das so gierig verschlang, wurde ihr Auge feucht.

Der Bauer saß da, rauchte seine Pfeife und blickte schweigend in das Licht, als ob ihn das, was sich an seinem Tische zutrug, gar nichts angehe. Immer neu goß das Mädchen ein und strich Butterbrode, und mit unversiegbarem Hunger verschlang sie der Arme. Auch das Mädchen sagte nichts, bis der Gespeisete dankte, seine Hände faltete und still ein Dankgebet sprach.

Jetzt sagte sie, mild und freundlich ihm in die Augen sehend: „Ist's Euch nun besser?"

„Ach," sagte er, „ich war dem Hungertode nahe. „Selig

sind die Barmherzigen," spricht der Herr. Ihr habt dem Hungrigen Euer Brod gebrochen und den Verlassenen in Euer Haus genommen; Gott wolle es Euch lohnen jetzt und in Ewigkeit!"

Bei diesen Worten sah ihn der Bauer zum ersten Male an, und die finstere Miene schien milder und freundlicher zu werden.

„Aber," fuhr der Fremde fort, „ich habe Eure Ruhe gestört und ich bedarf ihrer auch. Seid so gut und sagt mir, wo ich meine müden Glieder hinlegen soll?"

Marie eilte hinaus, lief die Treppe hinauf und trug bald einen Strohsack herbei, auf den sich der arme Mensch niederstreckte, während das schöne Mädchen ihm sanfte Ruhe wünschte und auch der Bauer sich wieder legte.

Es währte nicht lange, so legte sich der erquickende Schlaf auf die müden Augen. Der Fremdling aber träumte einen schönen Traum. Ein Engel reichte ihm Erquickung nach schwerer Kriegsdrangsal, und der Engel glich der schönen Marie auf ein Haar, die ihn eben wachend erquickt — und diese Röschen.

Als der Fremde erwachte, stand der Bauer mit verschränkten Armen vor ihm und betrachtete ihn.

Gerhard, denn dieser war's, richtete sich auf und sah ihn fragend an. Bald aber erinnerte er sich, wo er war, und grüßte den Bauern freundlich.

„Ihr habt schwer geträumt," sagte der Bauer; „denn Ihr habt fast laut gejammert!"

„Ja wohl," sagte Gerhard, „ich hab' meinen Vater und meine Mutter gesehen, und sie haben mich nicht mehr als ihr Kind annehmen wollen, da hab' ich weinend gefleht." —

„Haben sie Euch vergeben?" fragte er.

„Ja, das haben sie," erwiederte Gerhard, „als sie meine Reue sahen!"

„Fühlt Ihr die denn?" fragte der Bauer.

„O tief, tief!" rief der Jüngling aus, und es traten ihm Thränen in die Augen, „die Hand Gottes hat mich ergriffen,"

sagte er, „und mir die Augen geöffnet, daß ich erkannt habe, wie schwer die Sünde ist, der ich mich theilhaftig gemacht."

Aber er sank zurück nach diesen Worten auf das Lager und vermochte nicht weiter zu reden.

„Wie ist es Euch denn?" fragte der Bauer.

„Ach, mir ist sehr übel," sagte Gerhard. „Mein Kopf schmerzt mich schrecklich und alle meine Glieder thun mir wehe!"

Der Bauer ging, ohne ein Wort weiter zu reden, hinaus. Bald darauf kam hinter dem Vorhange, welcher den hinteren Theil der Stube verdeckte, eine Frau heraus, welche dem schönen Mädchen glich, welches Gerhard so liebevoll gestern Abend gespeist. Sie grüßte ihn und sagte: „Ihr seid wohl krank? Seid ohne Sorgen! Er ist wohl hart gegen die Aufständischen, denn er ist gut königlich gesinnt, wie hier herum das ganze Volk; aber er ist kein böser Mann. Er wird Euch nicht verstoßen, laßt uns nur sorgen!" — Sie ging auch hinaus.

„Was wird das geben, Anneken?" fragte der Bauer seine Frau.

„Nun, was denn?" fragte sie. „Du wirst doch kein Unchrist sein wollen und den Mann hinausstoßen, daß er verderbe vor Hunger, oder daß ihn die Soldaten kriegen und ihn todtschießen wie einen räudigen Hund?"

„Gott hat ihn in unser Haus geführt!" sagte das Mädchen.

„Wenn sie ihn aber suchen?" fragte der Bauer, „und wenn er uns krank wird?"

„Hast Du Deine Bibel ganz vergessen?" fragte die Frau. „Weißt Du nicht, was der Herr vom barmherzigen Samariter sagt?"

Damit schlug ihn die Frau.

„Aber wo soll der Mensch denn ruhen?" fragte er, „und wer soll ihn pflegen? Anneken, Du bedenkst's nicht!"

„Wir," sagte die Frau fest, „Marieken und ich, und ruhen soll er in Mariekens Kammer, und sie legt sich zum Christinken. Kommen sie dann auch, so finden sie ihn nicht."

„Wenn sie aber fragen?“

„Ei, dann ist noch Zeit genug!“ entgegnete die Frau. „Geh', Marieken,“ sagte sie, „und mache Deine Kammer zurecht, ich sorge für den Kaffee.“

Das schöne Mädchen flog wie ein Pfeil die Stiege hinauf, holte dann den Strohsack wieder, da Gerhard sich aufgemacht und auf die Bank gesetzt hatte. Er konnte es aber nicht aushalten und lehnte den schmerzenden Kopf an die Wand.

„Ist's Euch so übel?“ fragte mit der wohllautenden Stimme und mit dem Tone der Theilnahme das Mädchen. „Geduldet Euch noch ein wenig! Ich richte Euch ein Bett zu und dann koche ich Euch einen Hollunderthee, der wird Euch Schweiß bringen und dann ist's wieder gut!“

„O Du milder Engel!“ sagte Gerhard mit Wehmuth. „Dich hat mir Gott gesendet!“

Das Mädchen eilte hinaus mit dem Strohsack, und als das Bett gemacht war, kam der Bauer um Vieles freundlicher herein, faßte ihn unter dem Arm und geleitete ihn hinauf in die jungfräuliche Kammer.

Gerhard aber war so matt, daß ihn der Bauer mußte auskleiden helfen.

Als er in dem Bett lag, brachte das Mädchen Thee, und er trank ihn; aber er mehrte nur die Gluth, die ihn quälte, und bald sank er in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit.

Es war eine schwere Krankheit im Anzuge, das sah man deutlich; aber die beiden Frauen, die von Mitleid erfüllt waren, siegten über alle Bedenken des Gatten und Vaters und — des getreuen Unterthans, dem es auf dem Gewissen brannte, daß er einen Demokraten und Aufständischen hegen und pflegen sollte.

Gerhards Krankheit wuchs von Stunde zu Stunde. Er begann irre zu reden. Man konnte es hören, wie er bereute, in die Gemeinschaft derer getreten zu sein, die im Umsturz aller bestehenden Ordnungen ein Heil zu finden — oder sich zu bereichern

und Ziele des Ehrgeizes zu erreichen suchten; denn er klagte sich selbst an; er flehte Vater und Mutter und Meister Dobel an, ihm zu verzeihen.

Acht Tage lang lag er im verzehrenden Fieber, und der Bauer hatte nicht den Muth, einen Arzt zu rufen. Endlich am neunten Tage trat ein Schweiß ein und die Krankheit war gebrochen.

Unermüdet hatte Marie ihn gepflegt. Mit ihrer Mutter und ihrem Vater abwechselnd, hatte sie gewacht an seinem Bett und oft innig gebetet, daß der Arzt in Israel ihn heile. Sie trug so inniges Leid um ihn, als wär' er ihr Bruder, und er hatte sie doch nie mit einem klaren Blick angesehen.

Am Morgen des neunten Tags, als die Sonne mild durch die Fenster schien, war es, als erwache er aus einem tiefen, schweren Traume. Sie saß traurig an seinem Lager und betrachtete das schöne Gesicht Gerhards, als er plötzlich sich aufrichtete und sie groß ansah.

„Röschen, bist Du's?"

„So heiß' ich nicht," entgegnete das Mädchen mit mildem Ton und liebreichem Lächeln; „aber ich will Euch doch wie eine Schwester pflegen!"

„Ach, Du gleichst ihr," sagte er, „das seh' ich jetzt, und wußt' doch nicht an jenem ersten Abend, warum Du mir so bekannt seiest."

„Wißt Ihr denn, wo Ihr seid?" fragte sie freudig.

„O, wohl weiß ich's jetzt," sagte er; „ach, Gott lohn' Dir's, Du milde Seele, die Du mir das arme Leben erhalten hast. Ich höre ja noch, wie Du den Vater für mich batest!"

Da jubelte das Mädchen, weil sie sah, daß er zum Bewußtsein erwacht war.

Es war in seiner Krankheit eine Wendung eingetreten, und er betrat den Weg der Genesung. Seine jugendliche Kraft hatte sie überwunden; aber es ging nur langsam zum Bessern vorwärts.

Auch der Bauer freute sich der Wiedergenesung des Jünglings, um den Mutter und Tochter in Sorgfalt thätig waren. Letztere

besonders und mit einer Theilnahme, die ein tieferes Gefühl ankündigte.

Als er zum ersten Mal außer dem Bett sein konnte, erzählte er ihnen den Hergang dessen, was ihn zu ihnen geführt. Daraus ergaben sich die ruchlosen Pläne der Aufwiegler, welche der ehrliche Gerhard erst durchschaute, als der volle Sturm ihn umbrauste und er mit hineingerissen war in den Strudel, der ihn fast verschlang. Dies ehrliche Bekenntniß und die Erzählung seiner entsetzlichen Leiden, als er durch Wald und Feld, über Stock und Stein entfloh und todtmüde, am Hungertode, hier ankam, erwarb ihm des Bauers Zuneigung. Die offene Ehrlichkeit, womit er über seine Familie sprach, befestigte sie noch mehr.

Fortan wurde er als ein Glied des Hauses behandelt, aber immer noch heimlich gehalten, weil Marieken befürchtete, er werde Gefahr laufen, eingezogen zu werden. Niemand ahnte aber seine Anwesenheit.

Eben dies Geheimniß, das ihn hier umgab, war so recht geeignet, die Herzen Gerhards und Mariekens immer enger zu verbinden. Die Eltern merkten's wohl, aber sie schienen kein Hinderniß in den Weg zu legen, und Marieken und Gerhard waren in ihrer Liebe unaussprechlich glücklich.

Röschens Aehnlichkeit mit Marieken, die unverkennbar war, die große Dankbarkeit, welche er dem liebenswürdigen Mädchen schuldete, waren die Brücke für seine Liebe, die täglich inniger wurde.

Erst als er wieder ganz genesen war, schrieb er an seine Eltern. Auch hier verleugnete er die biedere Ehrlichkeit seiner Gesinnung nicht. Er wob keine Mänteleien um sein strafbar Thun; er legte den Gang seiner Geschicke klar den Eltern dar, aber auch den seiner Enttäuschung, der Heilung von seinem Schwindel, seiner Reue und Rettung in dem Hause, wo er lebe, und wo ihm eine seltene Liebe bewiesen werde. Er sprach die flehende Bitte aus, daß sein Vater selber komme, um ihn abzuholen.

Lichtenauer zitterte, als er den Brief erbrach, und erst, als er

ihn gelesen, rief er voll Freude die kummergebeugte Mutter und las ihr ihn vor; dann war sein Erstes, hinüber zum Nachbar Dobel zu laufen.

„Endlich ist ein Brief da!“ rief er ihm zu, und die Seligkeit leuchtete aus den Vateraugen.

„Und wie steht's?“ fragte hastig Dobel, zu dem Mutter Annsiwelchen und Röschen herzugelaufen kamen.

„Lest's selbst,“ sagte Lichtenauer, und setzte sich. „Er ist auch toll gewesen, wie denn der Tollwurm dem ganzen Volk überall im Kopfe saß, und die alten Spitzbuben hatten das Ei hineingelegt und gut ausgebrütet. O, daß es keine Galgen mehr gibt! Aber sie haben wohlweislich überall die Todesstrafe abgeschafft, damit sie nicht am Halse gekitzelt werden. Sie merkten wohl, wem das hänfene Halsband und die Erhöhung am Dreibeine gebühre! Leset's nur!“

Da las denn Dobel den langen Brief vor, den Alle mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme anhörten. Nur Röschen lächelte manchmal, wenn Gerhard von Marieken sprach und sagte, sie gliche ihr auswendig und inwendig, wie ein Tropfen Wassers dem anderen, und wenn die Liebe zu dem wackeren Mädchen aus jedem Worte herauswehte. Die Alten schienen das nicht zu ahnen; aber sie verstand's von ferne und war froh des Glückes Gerhards, wenn auch manchmal ein leiser Seufzer sich hervorarbeitete aus dem Herzen, das ihm ja auch gut war.

Als Dobel den Brief gelesen, sagte er: „Es ist die alte, derbe, ehrliche Haut, der man nicht bös werden kann. Er bekennt reuig seine Schuld und ihm muß vergeben werden.“

„Was denkt Ihr zu thun, Nachbar?“ fragte er Lichtenauer.

Der Schmied kratzte sich und sagte: „Was wird anders übrig bleiben? Meine Alte daheim packt schon an dem Bündel und meint, der Sparpfennig müsse Flügel kriegen! — Was meint Ihr?“ —

„Da ist nichts zu meinen,“ sagte Dobel. „Eure gute Frau

hat schon ausgemeint und dazu stimm' ich auch. Laßt auch den Sparpfennig drauf gehen. Ihr habt Euer Kind wieder. Dafür vergesset nicht, Gott zu danken. Wenn Ihr ihm auch Geld schickt und schreibt, das ist Alles nur halbe Arbeit. Mag Euer Ambos und Blasbalg einmal drei Wochen ruhen, Ihr werdet dadurch nicht ärmer. Euer Hauptreichthum ist gesichert, Euer Kind!"

„Gott lohn's, getreuer Nachbar!" rief fröhlich der alte Schmied. „Ihr habt das Punktum gesetzt. Nun geh' ich morgen von dannen!"

Er drückte wieder die Hand des alten Dobel, der aber „Langsam!" rief, und dadurch einer Gefahr entging, die er zeitig abgewendet.

Als der Schmied fort war, sagte Dobel: „Gottlob, daß das Leid von dem ehrlichen Herzen weg ist. Ich glaube, wenn's nicht bald klar geworden wäre, der Schmied hätte sich vertrauert. Ich denke, Gerhard soll ungerupft davon kommen. Aber in dem braven Burschen steckt doch ehrliche Reue, und ich wette, er wird ein tüchtiger Bürger; aber der Joseph ist noch heimlich verbissen, wie ein Metzgerhund in den Knochen. Der Heuchelei bin ich todtfeind. Es ist die größte Niederträchtigkeit. Und er heuchelt, davon bin ich überzeugt. All' die Heimlichthuerei zeigt's. Dem hätt's nichts geschadet, wenn er ein Bischen wäre gehänselt worden. Gott ehr' mir den Gabriel! der athmete in dem Hamburg doch auch sein Theil Demokratenluft, aber sie hat ihn nicht können kopfüber stürzen in den tollen Strudel der Zeit!"

„Was mir an den Jungen aber dennoch gefällt, ist das, daß sie ihr Wort so ritterlich halten und keiner vor Advent seine Vaterstadt betreten will. Was sie nur dabei haben?" —

„Der Rechtling hat seinen Gabriel darüber gefragt, aber der thut, als stünde die Frage gar nicht in dem Briefe. Der Joseph will vor Advent nicht her und ist Soldat geworden, ohne seine Vaterstadt betreten zu haben, und Gerhard könnte her, und bittet seinen Vater, zu ihm zu kommen!" —

„Höre,“ sagte die Dobelin, „das kann auch einen anderen Haken haben!“

„Welchen?“ fragte der Alte rasch.

„Nimm's nicht übel, lieber Mann,“ sagte sie, „wenn ich Dir antworte, wie Du mir einmal geantwortet hast: Wart's ab, sagt der Jesus!“ Und mit diesen Worten ging sie lachend hinaus. Mit dem Lachen war's ihr aber doch nicht da recht Ernst; denn sie sah Eine ihrer Hoffnungen nach der anderen hinsiechen und bleichen.

6.

Der alte Lichtenauer trat seine Reise zu seinem Gerhard frohen Herzens an. Mit einem Dampfboote war er noch nicht gefahren, noch nicht mit einer Eisenbahn. Die fabelhafte Geschwindigkeit machte ihn staunen. Den ganzen Tag der Reise stand er an der Maschine und beobachtete ihre Arbeit und ihren Gang, und durch das Betrachten der Locomotive auf dem Bahnhof in Düsseldorf wär' er beinahe um die Mitfahrt gekommen.

Es war gegen Abend, als er sich dem Gehöfte näherte, wo Gerhard weilte. Langsam hatte er den Weg von der Station bis zum Ziele seiner Reise gemacht, weil ihm das, was er hier sah, durchaus neu war. Die Ebene zog den Sohn der steilen Berge nicht an. Das Entferntsein des Flusses, den er so lieb hatte, war ihm unangenehm; aber gar noch die Seltenheit der Dörfer; diese zerstreuten Höfe, das Alles kam ihm so seltsam vor, ohne daß er doch sagen konnte, es mißfiele ihm gänzlich.

So trat er denn endlich an den eingefriedigten Garten. Es arbeitete eine jugendliche Gestalt darin eifrig, die ihm jedoch den Rücken kehrte.

Sollte das Mariechen sein, von dem Gerhard so viel Liebes geschrieben? — Eine schöne, ebenmäßige, kräftige Gestalt war's, mit runden, vollen und weißen Armen. Sie war einfach gekleidet, aber

der Schmuck der Reinlichkeit leuchtete dem Alten, der in dem Punkte kitzlicher Natur war, obgleich sein Handwerk dieser schönen Tugend grade keinen sonderlichen Vortheil leistete, schnell in die Augen.

„Guten Abend!“ sprach er endlich. „So fleißig, Marieken?“

Das Mädchen richtete sich schnell auf und blickte den fremden Mann an, der betroffen vor ihr stand.

„Meiner Getreu,“ sagte er endlich, „man sollte meinen, Du wärst Röschens Schwester, so gleichst Du ihr!“

Jetzt hatte auch das Mädchen in dem Mann in fremder Kleidung und mit so fremder Aussprache die Aehnlichkeit mit Gerhard erkannt, und der Name „Röschen“ vollendete ihre Ueberzeugung, Gerhards Vater stehe vor ihr.

Sie erröthete und sagte: „Ach, Ihr seid gewiß Gerhards Vater? Seid mir herzlich willkommen!“

Sie reinigte schnell ihre Hand von der schwarzen Erde und reichte sie ihm dar, die er herzlich, doch minder hart, drückte. „Da hast Du recht gerathen, mein holdselig Kind!“ sagte nicht ohne eine tiefere Bewegung seines Herzens der Schmied.

Ehe er jedoch oder Marie noch ein weiteres Wort reden konnte, schrie Gerhard, der an's Fenster seines Kämmerleins getreten war und den Vater erblickt hatte, aus Herzensgrund jubelnd: Mein Vater! Und wenige Augenblicke später schlossen sie sich Brust an Brust, lange, lange und stumm.

Marie träufelten die hellen Thränen aus den schönen, tiefblauen Augen.

Auch der alte Mann und Gerhard hatten Thränen in den Augen, und die erste Frage war: „Was macht meine liebe Mutter?“

„Gottlob, sie ist gesund!“ sagte der Schmied, „und grüßt viel tausendmal. Aber Dein Brief hätte nicht viel länger ausbleiben dürfen, sonst hätt' ich so nicht sagen können!“

„Seht hier,“ sprach jetzt Gerhard zum Vater, und führte ihn zu Marieken, die indeß aus dem Garten getreten war, „die Hand, die Euch den Sohn erhalten und gerettet hat!“

Der Alte blickte mit tiefer Rührung in das schöne Antlitz. Erglühend schlug sie das Auge nieder.

„Komm' Kind," sagte der Schmied, „ich muß Dich segnen!" Und er zog sie zu sich und küßte sie auf die Stirne.

„Der," sagte er, „der allein vergelten kann, was die wahre Liebe that, möge Dir's vergelten in reichem, nie aufhörendem Segen!"

Marieken war's, als müsse sie niederknieen vor dem Manne, der den Segen, so tief bewegt, mit bebender Stimme sprach.

Von der Salvatorskirche von Duisburg hörte man das Geläute, welches der Wind herübertrug über das ebene Land.

„Es ist Abend, Vater," sprach Gerhard, und zog ihn in's Haus.

Auch die Eltern Mariekens und ihre kleine Schwester kamen vom Felde heim, und die Alten begrüßten sich herzlich und Lichtenauer's Dank nahm kein Ende.

Als sie nach dem Mahle bei einander saßen, der Schmied aber Gerhard zur Linken und Marieken zur Rechten sitzen hatte, und Beider Hände in den Seinen hielt, da mußte er dem Sohn erzählen von der Mutter, von den Nachbarn, von den Kameraden. Als er von Joseph sprach, schlug Gerhard seine Augen nieder.

„Wir sind gleicher Schuld theilhaftig und Gabriel ist immer ächter, tüchtiger und besser gewesen, als wir Zweie," sagte Gerhard.

„Aber Dobel meint," fiel ihm der Schmied in die Rede, „es sei zwischen Dir und Joseph der großmächtige Unterschied, daß Du eingesehen Deinen Irrthum und Unrecht und vernünftig geworden seiest, während Joseph, ungeheilt, nur eine Gesinnung heuchele, die er nicht im Herzen trage!"

„Gottlob," rief Gerhard, „so ist doch der Ehrenmann mir wieder gut?"

„Gewiß," sagte der Schmied. „Dir ist vergeben."

„War denn der Joseph daheim?" fragte Gerhard.

„Nein," sagte der Vater. „Aus Euch Buben kommt man nicht heraus. Er wollte vor dem ersten Advent nicht heim und

nahm darum Arbeit in der Kreisstadt, und ging von da zu den Soldaten und Vater und Mutter besuchten ihn dort."

Gerhard wurde roth. „Laßt's gut sein, Vater, ich kann und darf heimkommen, und es wird Euch Alles noch klar werden; aber nehmet dem Meister Dobel die schlechte Meinung von Joseph, und ich selber will sie ihm nehmen. Daß er sein ehrlich Wort hielt unter solchen Umständen, das zeigt mir, daß er der Alte noch ist, und daß das, was ihn zurückhielt, nicht blos Scham — die mag's auch sein! — sondern die ehrliche Treue war, die er seinen Kameraden hielt."

„Aber sag' mir nur das Eine, warum wollt Ihr nicht vor dem ersten Advent kommen?"

Gerhard sah eine Weile unter sich und rang mit sich selbst; dann sagte er: „Wartet nur noch einige Tage und ich sag's Euch gerne!" —

Am anderen Morgen führte der Bauer den Schmied auf seine Felder, die um das Haus lagen. Er zeigte ihm wohlgefällig sein schönes Besitzthum. Sie gingen mit Marieken hinab zum Raine, wo in den fetten, umhägten Wiesen das scheckige Vieh weidete. Marieken trug die glänzenden Blechgefäße für die fette Milch. Und als sie dort waren, stürmten die Kühe mit hochgeschwung'nem Schweife herbei auf Marikens Ruf, und sie und die Mutter entluden die Thiere ihrer schneeweißen Last, Eine nach der Anderen, dann kehrten sie heim und Gerhard half die Milchgefäßte tragen und ging traulich neben dem Mädchen, und sie plauderten, scherzten und lachten.

Gerhard wußte es aber so einzurichten, daß er mit der lieblichen Marie zurückblieb und die Alten im Zwiegespräch und mit ihnen die Mutter, vorangingen, so daß bald der Abstand zwischen ihnen groß war.

Da blieb er stehen unter einem mächtigen Baume, der weithin seinen Schatten warf und setzte seine beiden Milchkannen nieder.

„Bist auch müde, Marieken," sagte er. „Laß uns ein wenig im Schatten ausruhen."

Das Mädchen setzte auch seine Bürde nieder. Sie standen einander gegenüber und Gerhard sagte: „Nun wird's bald aus sein, Marieken! Gestern Abend sagte mir der Vater, daß ich schon übermorgen mit ihm heim soll zur harrenden Mutter."

Da erbleichte die rosige Wange zu Schnee. Sie sah zur Erde und ihre Hand zitterte.

„Marieken," sagte er, „es wird mir schwer zu gehen und mein Herz bleibt hier, bleibt bei Dir. Dich vergeß' ich nimmermehr!"

Sie stand noch so da, aber sie kämpfte mit ihrem Schmerz und ihr Busen hob sich und senkte sich stürmisch. Sie vermochte es nicht, ihre Thränen zurückzuhalten. Sie rieselten langsam über die bleiche Wange herab.

„Du weinst?" sagte er. „Thut Dir's leid, wenn ich gehe? Sag' Marieken?"

Da schlug sie das Auge zu ihm auf, und darin lag ein Ausdruck von Leid und Liebe, wie ihn kein Wort ausdrücken konnte. Er selbst fühlte, wie sein Herz weich wurde. Er ergriff des Mädchens Hand.

„Höre, mein Marieken," hob er stotternd an, „es ist ein Mittel, dessen Macht Alles ändern könnte."

Jetzt blitzte es in ihrem Auge, wie erwachende Hoffnung.

„Welches?" flüsterte sie.

„Daß Du mein liebes Weib würdest!" stürmte er heraus, weil er's nicht mehr zurückhalten konnte. „O wie hab' ich Dich lieb, Du holdseliges Mädchen, dem ich mein Leben verdanke. Ohne Dich weiß ich nicht, ob ich leben möchte und könnte! Sag' Marieken, sag' ob Du es werden willst, ob Du mich lieb hast?" —

Auf Mariens Antlitz wechselte Gluth und Blässe. Sie zitterte am ganzen Leib und mußte sich an den Baum lehnen. Aber sie konnte kein Wort reden.

„Du redest nichts?" fragte er. „Hab' ich mich dann selber getäuscht, da ich meinte, Du seiest mir gut? — Ist's ein Anderer,

den Du im Herzen trägst, dann will ich gehen und mein Leid heimtragen, wie ich's kann; aber mir wäre besser, ich wäre Hungers gestorben vor Euerer Thüre! Sprich Marieken, ich bitte Dich! Sag's ehrlich, hast Du mich lieb?"

Das Mädchen richtete sich jetzt auf und sah ihn in Thränen lächelnd an: „Weißt Du's denn nicht schon lange?"

Da drückte er die theure Hand und rief: „Darf ich's denn glauben, Marieken?"

„Ja," sagte sie leise.

„Und willst mein liebes Weib werden und mit mir ziehen in das schöne Land der Berge?"

Sie nickte lächelnd; ihr Muth kehrte wieder.

Da zog er sie an sich, und drückte den süßen Brautkuß auf die Lippen des erglühenden Mädchens.

Gerade in diesem Augenblicke blieben die Alten stehen und blickten zurück, wo die Beiden weilten.

„Seht einmal dort!" sagte der Schmied, „die sind einig, wie es scheint. Seid Ihr's denn zufrieden, Vater und Mutter Althaus, daß mein Gerhard das Mädchen heimführt? Ihr habt ihn kennen gelernt. Er ist brav. Einmal ist er auf tolle Wege gerathen, aber das ist Vielen passirt, die's besser verstehen konnten, als mein ehrlicher Gerhard. Er versteht sein Handwerk tüchtig und meine Habe ist sein und meine Kundschaft. Arm sind wir nicht und Noth wird Euer Kind nicht leiden."

„Wir wissen's schon lange, daß sie sich lieb haben, und da Gerhard uns gefiel und ein Handwerk einen goldenen Boden hat, wenn's Einer treibt, der fleißig und gottesfürchtig ist, so sind wir's zufrieden." So sprach der Bauer Althaus zum Schmied Lichtenauer und sie drückten sich die Hände und die Mutter stimmte auch herzlich bei.

Es dauerte lange, bis die beiden Jungen zu den Alten kamen.

„Hört einmal," sagte Lichtenauer, „während Ihr dort, wie es uns schien, Eure Geschichte fertig gemacht habt, haben wir Alten

es hier auch fertig gemacht. Ihr sollt ein Pärchen werden, und ich glaube, von Eurer Seite gibt's keinen Einwand, wenn der Pfarrer nächsten Sonntag Euch aufkündigt?"

„Wahrlich nicht!" rief der glückliche Gerhard aus, „denn wir kommen, Euch um Euren Segen zu bitten!" —

Der wurde ihnen unter Gottes blauem, freiem Himmel, und als glückliche Brautleute zogen sie ein in das stille Haus und Christinken machte große Augen, als es hörte, Marieken sei Gerhards Braut.

Da wurde denn ein fröhlich Verlobungsfest gefeiert und der Schmied wünschte nichts mehr, als daß nur die Mutter da sei. In Folge dieser Feier wurde dann verabredet, daß die Hochzeit noch vor Advent sein sollte; daß aber jetzt Gerhard mit in die Heimath gehen solle, daß ihn die Mutter wiedersehe. Da gab's freilich beim Abschiede viele Thränen, aber zum Advent war's ja nur noch sieben Wochen!

Unbeschreiblich groß war die Freude des treuen Mutterherzens, das endlich nach so schweren Sorgen den geliebten Sohn wieder sah. Wie ein Lauffeuer ging's durch die Nachbarschaft, Gerhard sei da und Dobel war voller Erwartung, ihn wieder zu sehen.

Er drohte ihm aber doch mit dem Zeigefinger, als er ihn kommen sah.

„Seid mir wieder gut, lieber Meister," sagte Gerhard. „Ich habe schwer gebüßt und schwer bereut! Ihr dürft überzeugt sein, der König hat keinen getreuern Unterthan als mich." „So soll Dir's vergeben sein," sagte der Alte und grüßte ihn herzlich. „Du bist stämmig und mannhaft geworden," sagte er.

„Wartet nur bis Gabriel kommt," sagte Gerhard, „an dem sollt Ihr erst Eure Freude haben."

In dem Augenblicke trat Röschen herein und erröthete, als sie die Hand in die des schönen, jungen Mannes legte. Nachdem er sie herzlich gegrüßt, sagte er, „eben habe ich von Gabriel gesagt, daß Dein Vater staunen werde, wenn er ihn wieder sähe. Das ist

der schönste Junge, den ich je gesehen. Das Weiche und Mädchenhafte ist ganz weg, und ist dem Männlichen gewichen. Ja, meiner Getreu! wenn ich ein Mädchen wäre, ich hätt' mich in ihn schnurstracks verliebt."

„Aber sage mir, wie kommt's, daß Ihr erst Alle auf den ersten Advent zurückkommen wolltet? Du bist allein untreu geworden?"

„Da habt Ihr Recht, Meister," versetzte Gerhard. „Ich würde es Euch wohl sagen, aber ich darf doch nicht aus der Schule schwatzen. Meinem Vater hab' ich's gesagt; aber er hat mir unter herzlichem Lachen gelobt, es nicht auszuplaudern. Gabriel wird's Euch schon sagen."

Unter dem trat der alte Lichtenauer fröhlichen Gesichts ein.

„Hat er es Euch schon gesagt, Meister und viellieber Nachbar?" fragte der Schmied.

„Was denn?" fragte Dobel zurück.

„Daß er da unten am Rhein ein zweites Röschen gefunden hat und daß es richtig ist?"

„Glück zu!" sagte, Gerhards Hand drückend, der Alte. „Aber Ihr sagt: Ein zweites Röschen? Wie versteh' ich das, Nachbar?"
„Wie's gesagt ist!" rief Lichtenauer aus. „Jetzt, wo ich wieder vor dem ersten Röschen stehe, fällt mir's noch mehr auf. Ja, Röschen, Gerhards Braut gleicht Dir, wie ein Wassertropfen dem Anderen und ich glaub', das hat auch die Geschichte noch schneller zu Stand und Wesen gebracht."

Röschen erröthete wieder.

„Er muß es erzählen," sagte sein Vater, „wie das Alles sich begeben hat."

Sie setzten sich und Gerhard erzählte seine Geschichte Wort vor Wort, und sie hingen Alle an seinem Munde.

„Ach, die liebe, gute Seele," sagte Röschen, „die hat sich Deine Liebe recht erworben. Halt' sie lieb und werth, Gerhard, und wenn Du ihr schreibst, so grüß' sie von mir, und sag' ihr, ich hätt'

sie schon von Herzen lieb und wir wollten recht getreue Nachbarschaft halten, wenn sie käme.“

„Da es sich aber nicht paßt,“ flüsterte er ihr in's Ohr, „daß ein Mädchen und eine junge Frau miteinander gehen, so folgst Du bald nach, daß es sich ausgleicht!“ —

„Du bist recht unartig geworden!“ sagte sie verweisend und wollte böse scheinen, aber es ging nicht.

„Thue Dir doch keine Mühe mit dem Bösstellen an,“ sagte er lachend, „es geht doch nicht, und ich weiß mehr wie Andere!“ —

„Hör' 'mal,“ sagte sein Vater, „ein Bräutigam darf mit einem schönen Mädchen nicht flüstern!“

„Ich darf schon!“ sagte lachend Gerhard, und Röschen ging schnell hinaus.

Sieben Wochen weilte Gerhard, dann reiste er mit seinem Vater wieder an den Unterrhein, und die fröhliche Hochzeit fand Statt. Viele Verwandte und Freunde von Vater Althaus waren zugegen, und Alle im fröhlichen Gespräch, als es anklopfte und ein schlanker Soldat hereintrat, den Niemand kannte.

Plötzlich sprang der Bräutigam auf und fiel ihm um den Hals. „Joseph!“ rief er, „Gott grüß' Dich! Wo kommst Du her?“

Alle staunten.

„Es ist mein treuester Kamerad und Nachbarsohn, der Spielgenosse meiner Jugend,“ sagte der glückliche Gerhard und zog ihn zu seinem jungen Weibe.

„Siehst Du sie?“ sagte er zu Joseph.

„Röschen mit Leib und Seele!“ rief Joseph und drückte die dargebotene Hand der Neuvermählten.

„Da bleibt nichts übrig,“ sagte sie lächelnd, „daß Ihr oder Gabriel sich noch ein Röschen sucht, damit doch kein Haber entsteht.“

„Aha!“ lachte Joseph, „Du hast ausgeplaudert! Nun, es wär' kein Wunder, wenn's Haber gäbe! Das ächte Röschen ist für mich verloren,“ sagte Joseph, „das blüht für Gabriel. Ich denke, ich

hol' mir Eins vom Oberrheine, wenn ich einmal den rothen Kragen vom Leibe habe!"

„Hast Du dort Eins gefunden?" fragte Gerhard.

„Ich bin keine Plaudertasche, wie Du!" sagte lachend der lustige Soldat. „Hinge ich Dir's auf die Nase, so wüßte es gleich die halbe Welt. Aber sage, ist mir Dobel noch nicht wieder gut?"

„Nein," sagte Gerhard. „Er hat Dich noch auf dem Strich; aber ich denke, Du bist auch vollkommen geheilt!"

„Ach, Gerhard, aus dem Fundamente!" sagte Joseph. „Wahrlich, ich habe erst jetzt gesehen und erkannt, wie heillos wir gemißbraucht worden sind. Wollte Gott, ich hätte früher nachgedacht, Vieles, was mir begegnete, viel Kummer und Gram meiner guten Eltern wären erspart worden."

„Und Röschen?" fragte Gerhard.

„Nein," sagte Joseph, „auch dann nicht. Es waren bei mir nur Träume und Schäume der Jugend. Ihren hohen Werth nehm' ich ihr nicht; aber ich lernte eine Andere kennen und lieben, die ihn eben so hoch hat, als sie. Wenn ich's so recht bedenke, so war's doch Gabriel, den sie am liebsten hatte, meinst Du nicht?" —

„Gewiß, gewiß!" rief Gerhard.

„Und der sie doch heimgeführt hätte?"

„Freilich!"

„O, an die hab' ich viel tausendmal gedacht," sagte Joseph. „Die weiß aber doch auch, wie wunderlich die Vorstellungen der Jugend sind."

„Gerhard," sagte Marieken, „Du störst durch Euer geheimnißvolles Gespräch die Freude unserer Gäste!"

„Ach, es ist wahr!" sagte er.

Dem Joseph stand aber noch eine Freude bevor, das Wiedersehen des alten Lichtenauer's, der hinausgegangen war, und jetzt erst eintrat.

Auch er erkannte ihn nicht auf den ersten Blick. Desto größer war aber seine Freude, ihn hier zu finden.

Als nach vierzehn Tagen das junge Paar mit dem Vater

heimreiste, besuchten sie ihn in Düsseldorf und nahmen die herzlichsten Grüße in die Heimath mit.

Wie war Gerhards Mutter so glücklich mit der lieblichen Tochter! Und wie trefflich schickte sich die junge Frau in die verschiedenen Formen des oberländischen Lebens. Wie wohl that ihr die Wärme und Innigkeit, womit man sie aufnahm und ihr begegnete!

Und sie mußte es selber sagen, eine große Aehnlichkeit bestand zwischen ihr und Dobel's Röschen, und die innere Aehnlichkeit begründete einen Freundschaftsbund zwischen Beiden, wie zwischen Schwestern.

7.

Am 1. December war's, und am anderen Tage war der erste Advent, da stand Röschen, obwohl es recht kalt war, an ihrem Kammerfenster und hauchte sich ein Plätzchen leer an der eisbedeckten Fensterscheibe, damit sie auf Rechtling's Hausthüre sehen konnte; denn als sie heute Morgen die Fenster aufmachte, nickte ihr Mutter Rechtling so bedeutsam zu, als wollte sie sagen: Er ist da!

Ob sie gleich vor Frost zitterte, so ging sie doch nicht von der Stelle. Sie wollte ihn sehen, sie mußte ihn sehen.

Da! Ein Sprung — und er war im Haus und sie hatten ihn doch nicht gesehen, denn die Stelle war wieder angelaufen.

Ach, sie zitterte ordentlich, wenn nun die Mutter rufen würde.

Jetzt hörte sie drüben laut sprechen, hörte fröhliche Stimmen.

„Röschen," rief die Mutter.

Sie erschrack auf den Tod.

Als sie keine Antwort gab, kam sie und öffnete die Thüre.

„Wo steckst Du denn?" sagte die Mutter, und ihr Gesicht leuchtete vor Freude. „Komm' doch herüber und sieh', wer da ist!"

Nun war's nicht anders.

Die Mutter war schon wieder weg.

Noch einmal warf sie einen flüchtigen Blick in den Spiegel,

strich ihr Haar glatt, besah sich von allen Seiten und dann trat sie zögernd aus ihrem Stübchen und öffnete die Thüre.

Da stand Gabriel vor ihr und Gerhard hatte nicht gelogen. Wie war er männlich, stattlich und schöner geworden! Aber sie wagte es kaum, ihn anzusehen; denn er faßte ihre Hand gerade wieder so wie damals, am letzten Morgen seines Hierseins. Wenn er sich vergäße und wieder einen Kuß darauf drückte, wie damals?

Sie erbebte bei dem bloßen Gedanken und zog schnell ihre kleine Hand aus der seinigen.

Erst nach und nach, als sie seiner anziehenden Erzählung lauschte, gewann sie Muth, ihn wieder anzusehen; und je länger sie ihn ansah, je schöner und liebenswürdiger er ihr vorkam. Ihr Vater war ganz glücklich mit Gabriel. Er erzählte ihm so viel von den Städten, die er gesehen; vom Meer, an dem er gewesen; erzählte so schön, daß man ihm zuhören mußte von ganzer Seele.

Während er bei ihnen saß, trat Gerhard mit seiner schönen jungen Frau herein.

„Siehst Du," sagte er, „das ist der Gabriel, von dem ich Dir sagte, und das ist mein Marieken, von der ich Dir noch nichts habe sagen können!"

Und die treuen Kameraden fielen sich um den Hals wie Brüder, und die junge Frau sagte zu Röschen: „Sie haben sich so lieb, wie wir Zweie uns haben! Aber Gerhard hat Recht, er ist ein prächtiger Junge! Gelt?" —

Röschen wurde roth und die junge Frau blinzelte ihr zu mit den schelmischen Augen, und das Mädchen wurde noch verlegener.

„Du bist der Einzige, der sein Wort hielt," sagte Gerhard, der seine Lust daran hatte, Gabriel verlegen zu machen.

„Joseph hat es ja auch gehalten!" sagte Gabriel.

„Ei, der hätte so gut kommen können, wie ich."

Da erglühte Gabriel, und suchte ein anderes Gespräch auf die Bahn zu bringen. Er bracht's aber nicht fertig, denn Gerhard war ausgelassen in seiner Freude.

„Nun Gabriel," sagte er, „besieh mir aber einmal die Zweie da! Seh'n sie sich nicht gleich, wie zwei Schwestern? Doch" — fuhr er fort, „was frag' ich denn? der bleibt doch auf seinen neun Augen steh'n und sagt: Röschen ist doch schöner! Und das darf ich doch nicht zugeben, sonst Adje Hausfrieden!"

„O Du abscheulicher Mann!" zankte lachend die junge Frau. „Quälst doch die lieben Leute immer gern."

So ging's noch lange fort, und Dobel, der sonst ernst war, mußte dennoch lachen über den ausgelassenen Schmied.

Acht Tage später sah's in Dobel's Stube anders aus.

Am warmen Ofen saßen Gabriel und Röschen und sahen einander in die Augen, als sähen sie da Wunderdinge, und Röschen sagte: „Was ist denn das nur mit dem ersten Advent!" —

„Ich will Dir's jetzt sagen, süßes Bräutchen," sagte Gabriel, und erzählte ihr die Geschichte treu und wahrhaftig.

„Siehst Du," sagte sie, sich an seine Schulter lehnend, „die zwei Anderen wußten's recht gut, wen ich meinte, und wer mich recht lieb hätte!" Und sie legte ihren Arm um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Das wußte ich auch," erwiederte Gabriel, „aber nicht, wen Du lieb habest."

„O, wie seid Ihr doch blind," rief das Mädchen. „Hättest Du es denn nicht oft genug merken können? Wär' ich Morgens an die Thüre gekommen, wenn ich Dich nicht lieb gehabt? Du zürntest mir damals, ich weiß es wohl, aber ich Dir auch; denn Du sahest gar nicht mehr nach mir, aus Leid um die Zweie, und das ließ ich Dich fühlen; aber wie hat's mich nachher gereut!"

Und er küßte sie auf den rosigen Mund, so heiß, wie damals auf die Hand.

Am zweiten Christtage war ihre Hochzeit, und Dobel's höchster Wunsch war erfüllt. Auch seine Frau hatte ihre Berechnung längst vergessen, und das Glück ihres Kindes und ihres Gatten söhnte sie vollkommen aus, wenn es nicht Gabriels kindliche Liebe gethan hätte.

Nach drei Jahren kam Joseph heim. Er allein hatte dienen müssen, während die beiden Kameraden so hohe Nummern zogen, daß die Reihe gar nicht an sie kam.

Er war ein anderer Mensch geworden. Die Leiden und Strapazen in Hessen und so manches Andere hatten seinen Leichtsinn gebrochen. Auch die Zeit hatte das Ihre gethan. Er sah neidlos das Glück seiner Freunde und mit der Einwilligung seiner Eltern ging er nach Baden, um eine liebenswürdige Schwarzwälderin heimzuführen.

Und zu den glücklichen Alten kamen drei glückliche junge Paare hinzu. Die Liebe und Treue der Eltern ging auf die Kinder über, und der Friede und das Glück, das so lange in der Wendelsgasse gewohnt, hatte auf's Neue dort Wohnung genommen, um nicht mehr zu entweichen.

Wight und Marie galante.

Eine geschichtliche Erzählung.

1.

Die Insel Wight, der Lieblingsaufenthalt von Englands Königin, gehört ohne Zweifel zu den reizendsten Punkten, wo ein pensionirter Schiffscapitän seinen Lebensabend in Frieden zubringen kann. Zur „Landratte" muß er werden, das ist am Ende sein Loos; aber von der See sich zu trennen, ihren Anblick zu entbehren, das wäre eine Aufgabe, die einen „ächten Seehund" über Bord werfen könnte. Ueber das Können hinaus endet alle Verpflichtung. Daher kam es denn, daß Capitän Roßbridge, als die Admiralität dem verdienten Seemanne mit einer höchst anständigen Pension die Entlassung auf die ehrenvollste Weise ertheilte, schnell London mit seiner Familie verließ und das väterliche Erbe auf der Küste von Wight zum Aufenthaltsorte wählte.

Zu darben brauchte Roßbridge nicht. Seine Pension hätte ihn davor geschützt, wenn er auch nicht das geringste eigene Vermögen besessen hätte; dem war aber nicht so. Von seinem Vater, dessen einziger Sohn er war, hatte er außer dem kleinen Landgut auf der Insel Wight ein hübsches Vermögen ererbt; seine heimgegangene Frau war eine reiche Erbin gewesen, und er selbst hatte sich in den fünf und zwanzig Jahren, die er in allen Meeren der Erde zubrachte, auch ein erkleckliches Sümmchen erspart. Er konnte eine Feder in die Luft blasen und zog nach Roßbridge-House auf Wight, und zwei seiner Kinder begleiteten ihn dorthin, die hübsche

Ellen von sechszehn Jahren und der Doctor John von zwei und zwanzig, der eben in Oxford seinen Doctorhut in der Wissenschaft erlangt hatte, deren Princip es nach Mephistopheles sein soll: „es geh'n zu lassen, wie's Gott gefällt," die man aber sonsthin Medicin zu nennen pflegt. Der älteste Sohn diente als Lieutenant in der Marine und hatte seine Station dermalen bei Calcutta in Indien.

Daß Doctor John nicht in Roßbridge-House praktiziren wollte, lag auf der Hand; denn da hätte er auf dem Sande gesessen. Das Landhaus lag unmittelbar an der Küste, die gen Frankreich schaut, und von dem nächsten Orte wenigstens fünf englische Meilen entfernt. Er wollte ausruhen von den Studien in Oxford, und dann, da das väterliche Blut in seinen Adern auf dem Lande nicht wohl aushalten konnte, als Schiffsarzt eintreten, wozu er die besten Aussichten hatte, da sein Vater mit den edlen Lords der Admiralität auf dem besten Fuße stand. Nun, es ist in dem freien England wie anderwärts; es gehen nicht alle Wege gerade aus, was man schon an den sogenannten englischen Gartenanlagen wegkriegen kann, wenn man sie mit dem richtigen Blicke betrachtet. Der Geschmack eines Volkes kommt nicht vom Wind und in den verschlungenen Wegen englischer Gartenanlagen drückt sich etwas aus.

Roßbridge-House lag bezaubernd schön. Es war keine alte Abtei, keine Burg, wie sie der hohe Adel in England hat, kein Schloß im gewöhnlichen Sinne. Denn Capitän Roßbridge war kein Baronet und kein Earl. Die Herrlichkeit der Lordschaft war ihm weder in der Wiege, noch durch Erbschaft zugefallen. Sein Vater war ein Kaufmann gewesen. Roßbridge-House war ein stattliches Landhaus; solide war es gebaut, daß ihm die Seewindsgrüße und die Umarmungen der Orkane nichts anhaben konnten. Ein Baumkranz von Ulmen und Eichen, von Platanen und Ahornen umgab es und gegen die See war die Aussicht frei. Man sah hinaus auf die Salzfluth, bis sie mit dem Himmel verschmolz, denn die Küste Frankreichs war zu weit entfernt, um von dem Auge, selbst wenn es gut bewaffnet war, erreicht werden zu können.

Jenseit des kleinen Parks, der sich unmittelbar an das Haus anschloß, um von drei Seiten ihm ein schützender Windmantel zu sein, dehnten sich Wiesen und Gartenanlagen aus; dann kam die Wohnung des Pächters und das Landgut, das zusammenhing und seine hundert und fünfzig Morgen anhielt. In England ist das ein kleines Landgut, aber der Capitän war damit zufrieden, und wenn er auf der Loggia seines Hauses stand, sah er das Meer, seine Wellenberge und Wogenkämme, seine Schiffe und Barken und seine Mövenschwärme; er hörte sein Heulen und Rauschen und wenn es an der schneeweißen Küste von Wight heftig brandete, konnte er den Gischt sehen, der bis zu dem grünen Pleasure ground vor dem Landhause emporschlug. Dort fiel die Küste steil ab, wie eine senkrechte Wand, und der Capitän hatte eine gewaltige Brustwehr bauen lassen, um vor dem Hinabstürzen den zu bewahren, der keck genug war, dort hinabzuschauen in das grauenvolle Wellenspiel einer nie rastenden Brandung. Die Küste bildete ein Vorgebirge, wo das Landhaus stand, das in fast runder Bogengestalt vortrat, zu beiden Seiten aber sich zurückzog und rechts und links kleine Buchten bildete, und zwei ansehnliche Boote vor Anker lagen in einer Ruhe und Sicherheit, die man nicht hätte vermuthen sollen. Zu diesen Buchten führten bequeme Wege, von denen der, welcher nach der Bucht zur linken Seite führte, am meisten betreten war; denn dort lag des Capitäns kleiner Kutter, wie er sein großes Segelboot nannte, weil es allerdings in seiner schönen Bildung dem Bau eines Kutters nahe kam. In diesem Bote machten der Capitän und seine Familie ihre kleinen Seefahrten bei ruhigem Wetter, um in Southampton seine alten Freunde bisweilen zu besuchen. Mit dem kleineren Boote fuhr er und sein treuer Tom, ein alter Matrose, der mit seinem Herrn die meisten seiner Seefahrten gemacht hatte, auf den Fischfang aus, was zu seinen besonderen Freuden gehörte.

Glücklicher konnte kaum eine Familie in Alt-England sein,

als die zu Roßbridge-House. Liebe und Frieden beglückten sie im reichsten Maße.

Seit Doctor John, wie ihn der Vater mit Stolz und Freude nannte, zu Hause war, gab es schier alle Tage kleine Seefahrten, und der junge Mann, der recht von Herzen die alte See liebte, nahm gerne Tom mit sich, der ihn ohnehin wie seinen Augapfel hielt, um von ihm Manches zu lernen, was ihm einmal nützlich werden konnte.

Die Vorliebe des jungen Arztes für die wilden, oft so erschütternden Erscheinungen des Meeres ging sogar so weit, daß er oft halbe Sturmnächte an jener Brustwehr stand und den tausendfachen gewaltigen Stimmen lauschte, welche Meer und Sturm laut werden ließen, in dem entsetzlichsten Zwiegespräch entfesselter Wuth und grauenhafter Laune.

Eines Abends im Herbst, als eben die Stürme der Herbst-Tag- und Nachtgleiche das Meer peitschten, als wolle es die schöne Insel verschlingen, trat er mit sinkender Nacht in das Familienzimmer. Draußen brüllte ein Sturm, wie er lange nicht gewüthet hatte. Der Gischt der Brandung flog so hoch empor, daß Doctor John es für gut hielt, diesmal seine Sturmliebhaberei zu bekämpfen, da überdies der Hagel, den der Sturm ihm in's Gesicht warf, nicht zu den größten Annehmlichkeiten herbstlicher Stürme zu rechnen war.

„Ich dächte, Du hättest die Nacht draußen zugebracht!" sagte der Vater, der behaglich am Kamine bei Ellen saß und, seine lange, schöne Türkenpfeife schmauchend, ihr von den Sturmnächten erzählte, die er in den westindischen Meeren erlebt hatte. „Müßtest Du, von der Pflicht gefesselt, auf dem Verdeck eines Schiffes in solcher Nacht das Commando führen, wie es Dein Vater oft mußte und vielleicht Dein Bruder, Gott schütze ihn, in dieser Nacht muß, Du würdest weniger Lust dazu fühlen, als Du sie in Roßbridge-House fühlest."

„Mag wohl sein," sagte lachend der Doctor, „aber ich sollte

denken, mein Vater zürnte darüber seinem Sohne nicht, der vielleicht bald Aehnliches auf den Wellen des Meeres erleben muß, während er hier noch auf dem festen Boden Englands steht —"

„Ich zürne Dir nicht, Doctor," sagte lachend der Capitän; „nur hätte ich es lieber gehabt, wenn Du hier bei Ellen und mir säßest, zumal der drohende Krieg mit Frankreich nur zu bald Dich von uns wegreißen könnte."

„Das würde ich auch ohne Zweifel vorgezogen haben, wenn nicht ein Schiff in Noth wäre," sagte der Doctor.

„Was?" rief der alte Seemann aufspringend, und die schöne Ellen faltete angstvoll ihre Hände.

„Ja," sagte der Doctor, „schon seit einer halben Stunde höre ich Nothschüsse, die indessen dem Schalle nach weit von der englischen Küste entfernt zu sein scheinen."

„Sahst Du den Blitz der Kanonen?" fragte rasch der Capitän.

„Nein, mein Vater," entgegnete der Doctor. „Die Nacht liegt ohnehin so rabenschwarz und schwer auf dem Land und dem Meere, daß auch ein bewaffnetes Auge nichts zu erkennen vermöchte."

„Möge Gott ihnen gnädig sein!" sagte der Capitän, und Ellen betete leise in zartem Mitgefühle für die Unglücklichen.

Die Männer gingen hinaus, kamen aber nach kurzem Verweilen wieder, da man nichts entdecken konnte und nur die Schüsse in den Zwischenräumen hörte, wenn der Wind einen Augenblick auszuruhen schien, um neue Kräfte zu sammeln.

„Es scheint," sagte der Capitän, „daß sich das Fahrzeug näher der französischen Küste befindet. Leider werden seine Hülferufe umsonst sein; denn es wäre wahnsinnig, auch nur den Gedanken zu hegen, daß man in solch' einer Nacht mit einem Boot in See gehen könnte, um ihnen Hülfe zu bringen. Das beste Boot hält nicht See in einem solchen Kampf der Elemente. Wir können nichts für die Unglücklichen thun, als was Du, gute Ellen, bereits gethan hast."

„Ach, könnten wir doch dem Worte der Liebe die That

hinzufügen gegen die Unglücklichen," seufzte Ellen, und bei diesen Worten öffnete sich die Thüre des Gemachs und Tom trat ein. Er grüßte militärisch in kerzengerader Stellung und sagte: „Herr, ein Schiff in Noth."

Der Capitän grüßte wieder und entgegnete: „Weiß schon, Tom. Aber wo?"

„Nicht weit von uns, Herr!" versetzte Tom. „Etwa drei Meilen von dieser Küste, seewärts, gen Osten hin."

„Nicht möglich, Tom, ich war eben erst mit dem Doctor an der Brustwehr, und sah doch das Blitzen seiner Kanonen nicht!"

„Glaub's wohl," sprach Tom. „Ihr standet auch zu hoch und sahet vielleicht nicht in der rechten Richtung, weil Euch der Schall täuschte. Ich war an der Bucht links und sah über das Wasser hin. Da ist der Blick sicherer und das Ohr."

„Du hast Recht, Tom," versetzte drauf der Capitän.

„Es ist ein Kauffahrer, Herr," fuhr Tom fort.

„Woraus schließest Du das?" fragte der Capitän.

„Sein Kaliber ist klein," war Tom's Antwort.

„Magst Recht haben, Alter," bemerkte der Capitän. „Ich denke," setzte er hinzu, „das Schiff wird die See halten, da der Wind —"

„Ist umgesprungen, Herr," fiel der Matrose ein; „weht aus Nordosten und treibt das Schiff der Küste zu."

„Barmherziger Gott!" rief Ellen, „so wird es scheitern?"

„Warum nicht, Miß Ellen," sagte Tom, „das ist so in der Sache begründet. Da hilft das Mitleid nicht. Mag Schiff und Ladung Seewasser trinken, wenn's nur die armen Teufel nicht müssen, die darauf sind."

„Worauf gründest Du den Schluß?" fragte der Doctor mit großer Theilnahme.

„Junger Herr," antwortete Tom, „das hat Unsereiner im Griffe. Zwischen dem ersten Blitz und dem Knalle zählte ich Zweihundert, zwischen dem zweiten, den ich sah, und dem Knalle,

der ihm folgte, konnte ich kaum Hundert und siebzig zählen. Ihr seht, es geht schnell!"

Der Doctor sah seinen Vater fragend an.

Der Capitän zuckte die Achseln. „Wird der Kutter, wenn wir ihn in's Wasser schieben können, See halten, Tom?" fragte er.

„Nein, Herr, nein! Ihr wißt, Tom ist kein Hase und wagte mehr als einmal sein Leben, um ein anderes zu retten; aber hier säh' es aus wie Tollkühnheit. Es liegt eine Grabesnacht auf dem Meer, und dem Sturme trotzt die Nußschale nicht. Der ist wild. Ich denke, es ist ein französisches Schiff. Wenn denn auch ein paar Dutzend Franzosen untergehen, was liegt daran. Es ist des Unraths noch genug da!"

„Das ist nicht geredet, wie ein braver Engländer reden soll, Tom," versetzte der Capitän. „Im ehrlichen Kampfe mit ihnen ist mir's schon recht, wenn das Schiff wie eine gerupfte Ente untergeht; aber es sind denn doch zuerst Menschen und dann Franzosen. Könnten wir sie retten, Tom, ich würde doch auf der Stelle in See stechen — und Du auch. Nicht so?"

Tom fuhr mit der Hand über das Gesicht, was er allemal that, wenn eine bessere Ueberzeugung bei ihm siegte. „Nun, ja, Herr, meinetwegen. Ein Unmensch bin ich nie gewesen; aber ich sag' Euch, jeder Versuch ist verrückt, toll, wahnsinnig. Unser Kutter ist ein prächtig Schifflein, um bei gutem Wetter in die Bucht von Southampton zu segeln; aber der Wind knackt's zusammen, wie ich hier meinen Nordwester zusammenknete. Steckt's auf, Herr! Uff!"

Der Capitän kannte Tom's Erfahrungen und achtete sie.

„Laßt uns einmal ausschauen!" sprach er, und alle Dreie gingen hinaus, während Ellen ihre Wünsche, ihr Flehen für die Nothleidenden zum Himmel sandte.

Nach einer kleinen Viertelstunde kamen sie wieder. Vom Schiffe hörte und sah man nichts. Der Sturm war wilder, die Nacht schwärzer, die See ungestümer geworden.

Erst gegen Mitternacht wurde der Sturm geringer. Trotzdem, daß Tom ein Franzosenfeind war, wie Einer Englands Boden trat, so hatte doch der Capitän Recht, wenn er seinem Herzen Besseres zutraute. Es kam kein Schlaf in sein Auge und wohl hundertmal ging er hinaus, um wahrzuschauen, ohne übrigens auch nur etwas Genügendes erzielen zu können. Auch der Doctor war nicht zu Bett gegangen, weil ihn eine innere Unruhe doch nicht würde haben schlafen lassen.

Als die ersten Streiflichter des Morgens über das noch immer sehr hoch gehende Meer spielten, trat Tom leise in des Doctors Schlafgemach. Dieser saß an seinem Tische, wo eine Küstenkarte von Wight und der nächsten Umgebung ausgebreitet lag. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und war eingeschlafen.

„Uff!" ließ Tom den eigenthümlichen, Mark und Bein durchschneidenden Ton, womit die Wilden Nordamerika's ihre Verwunderung, ihre Aufmerksamkeit, selbst ihren Schrecken, wie ihre Freude, in wunderbarer Nüancirung des Lautes ausdrücken, hören, den er so treu nachzuahmen verstand, daß ein Sioux oder ein Chippewaër ihn für national und ächt würde erkannt haben. Der Ton hat etwas Entsetzliches, und es gehört genaue Kenntniß dazu, ihn so treu nachzuahmen, wie es Tom verstand.

Der Doctor fuhr entsetzt in die Höhe.

„Was gibt's?" fragte er.

„Das Wrack ist in Sicht, Herr," sprach Tom ruhig. „Ich habe des Capitäns Fernrohr gebraucht, und sehe, daß es auf den Klippen etwa eine halbe Meile von hier aufsitzt. Auf dem Verdecke stehen Menschen, die die Hände ringen und Tücher flattern lassen. Jetzt ist's Zeit, Herr! Der Kutter ist segelfertig. Des Pächters zwei Söhne und sein Knecht, tüchtige, wetterharte Jungen, die mit der See vertraut sind, wie mit den Ackerfurchen, harren. Wollt Ihr mit?"

„Versteht sich!" rief der Doctor, und sprang auf, um sich die nöthige Kleidung anzulegen.

„Nimm Rum und Madeira mit, Tom, und Brod und Fleisch! Vielleicht bedürfen die Armen dessen.“

„Ist Alles schon vorgesehen, Sir!“ sprach der umsichtige Seemann, „aber ich denke, wir lassen den Herrn und die Miß schlafen?“

„Gewiß, guter Tom!“ entgegnete der Doctor. „Wir sind unserer genug!“ Und wie ein Blitz fuhr er zur Thüre hinaus, daß Tom kaum folgen konnte.

Der Kutter lag bereit. Es war heller geworden. Das bloße Auge sah einen dunklen Punkt, an dem sich die Wellen brachen. Tom ergriff das Steuer, und wie ein Pfeil schoß das leichte Fahrzeug mit einer rückschlagenden Woge hinaus in die mächtig aufgähnende See.

Der Wind hatte sich noch nicht ganz gelegt; doch war seine Kraft sehr gebrochen und gemindert. Nichtsbestoweniger gingen die Wellen haushoch. Ihre Kämme waren wie schneeweiße Mähnen und fielen in wundersamer Lichtbrechung herab von den scharfen Kanten der Wogen.

Der Kutter war bald auf der Höhe eines solchen schwindelnden Kammes, bald sank er in eine schauerliche Tiefe, die ihn zu begraben drohte; aber dann sah man ihn in weiter Entfernung wieder auftauchen. Es bedurfte indessen einer so seekundigen Leitung, wie die Tom's war, sonst hätte es leicht kommen können, daß das Schifflein in die Tiefe gesunken wäre. Tom hatte in allen Meeren der Erde gesegelt, und sein Auge war so sicher, wie sein Arm fest. Er wußte die Wellen zu fassen und zu benützen, daß es eine Lust war, es zu beobachten. Hier galt es ein Kunststück, und das Herz in seiner Brust frohlockte, daß es ihm vergönnt war, vor den Augen seines jungen Herrn zeigen zu können, daß Tom würdig gewesen wäre, am Steuer einer Fregatte Ihrer brittischen Majestät zu stehen.

Nach vielen Beschwerden, Kämpfen und Manövern ließ Tom den Wildenruf: Uff! wieder hören. Das Wrack trat deutlich in seinen Umrissen am Morgenhimmel hervor.

„Tom hat richtig geurtheilt, Herr!“ rief er dem Doctor zu, „es ist ein französischer Westindienfahrer; aber der ist abscheulich zugerichtet. Uff! Kein Mast, keine Spiere, keine Steuer mehr, da ist's Noth, zu eilen! Länger als eine Stunde halten's nicht mehr aus, dann — Adieu partie et patrie! wie die Halunken, die Franzosen, sagen.“

Immer näher kam indessen der Kutter dem Wrack. Zehn bis zwölf Menschen standen dichtgedrängt an dem Hintertheile des Schiffes, der hoch emporstand, während der Schnabel sich in die See hinabgesenkt hatte.

In weniger als ein paar Minuten hatten sie ihn erreicht, und vermochten auf der Backbordseite unter dem Winde das ihnen zugeworfene Tau zu ergreifen.

Jetzt erst sah der Doctor, daß unter den vor Frost bebenden Unglücklichen zwei Damen waren.

So schnell, als es sich thun ließ, wurden alle in den Kutter eingenommen und dieser segelte dem Lande wieder zu. Sie waren noch nicht weit von dem Schiff entfernt, da traf es eine mächtige Sturzwelle und es versank vor ihren Blicken.

2.

Capitän Roßbridge hatte gar oft im Laufe der Nacht an die Schiffbrüchigen denken müssen. Gegen Morgen fiel er erst in tiefern Schlaf und erwachte spät.

Beim Frühstücke den Doctor John vermissend, fragte er nach ihm, und Ellen erzählte, wie er und Tom, nebst den Söhnen und dem Knechte des Pächters zur Rettung der Schiffbrüchigen ausgelaufen seien. Sie sei, fuhr Ellen fort, schon lange auf der Loggia gewesen und habe mit dem Fernrohre die Schiffer verfolgt; sie habe gesehen, wie sie sie eingenommen, und bald müßten sie landen.

„Du bist unerfahren in solchen Lagen, mein Kind,“ sagte der

alte Capitän und sprang auf. Sein Klingeln beschied alle Diener des Hauses herbei, denen er die gemessensten Befehle gab. Da hieß es hier: Feuer in drei, vier Kamine machen! Dort: die Betten erwärmen! Hier wieder: wollene Decken zurechtlegen und durchwärmen! Dort: Grog, Punsch, Kaffee, Thee bereiten, Alles so heiß als möglich! Die Diener flogen hinweg, und der Capitän genoß schnell das Nothdürftigste und eilte dann mit dem Fernrohr an die Brustwehr.

Das Wetter hatte sich merkwürdig verändert. Zwar ging die See noch sehr hoch, aber es hielt keinen Vergleich mehr mit dem Zustande der Gewässer am verflossenen Abend aus. Der Wind wehte frisch, aber er glich eher einer scharfen Brise, denn einem Sturme. Der Himmel war nur stellenweise bewölkt. Die Herbstsonne blickte mild und freundlich auf das wogende Meer.

Diese Veränderung war seit dem Aufgange des leuchtenden Tagesgestirnes bewirkt worden.

Von einem Wrack erblickte jedoch der Capitän nichts mehr. Den Kutter sah er, stark besetzt, mit den Wellen kämpfen, um die Insel zu gewinnen. In Tom's Hand wußte er das Ruder und sah ruhig seinem Steigen und Fallen zu. Endlich rückte er näher und lief dann zu des alten Mannes Freude in die schmale Bucht ein.

Jetzt rief des Capitäns Stentorstimme die Diener alle herbei, und was Leben hatte in Roßbridge-House, eilte zum Strand. In einem Zustande der Ermattung und Kraftlosigkeit, welcher das tiefste Mitleid erweckte, befanden sich die Geretteten. Es war der Capitän des Wracks, der Steuermann und drei Fremde, die übrigen Leute waren Matrosen. Die Fremden bestanden in einem Herrn und zwei Damen, einer älteren und einer jüngeren. Sie wurden zum Landhause getragen und geleitet, je nachdem ihr Zustand Eins oder das Andere heischte, und dort fanden sie Alles, was Menschenliebe darbieten kann. Ellen beschäftigte sich mit den Damen. Der Doctor fand die Hände voll zu thun. Kaum daß er seine durchnäßten Kleider ablegen konnte. Die Sorgfalt, welche indessen auf

alle diese Verunglückten verwendet wurde, gab die gegründetste Hoffnung ihrer baldigen Wiederherstellung.

Als Alle in den warmen Betten Platz genommen und in den Schlaf der völligen Abspannung nach der Ueberspannung aller Seelenkräfte gesunken waren, trat Tom zum Capitän, grüßte und sagte: „Uff! Herr, es ist ein himmelschreiendes Unrecht, daß unser Herr Doctor nicht Seemann geworden ist! Seine Ruhe ist von Gußeisen, und sein Muth unbesiegbar. Mit dem segelte ich, wie mit Ihnen, Herr, vom Nordpol bis zum Südpol hinunter. Uff! Herr! es ist so!"

Der Capitän, der Tom's Weise kannte, und wußte, daß, wenn er den Indianerausruf gebrauchte, die Sache eine hohe Wichtigkeit für ihn hatte, lächelte und sagte: „Meinst Du?"

„Uff! Herr, Uff!" rief Tom und schlug an seine eisenfeste Brust, daß es nachklang wie bei einer hohlen Tonne.

„Er wird bald in See gehen, freilich als Doctor, aber doch so gut ein Seehund werden wie Unsereiner," fuhr der Capitän fort, „willst Du ihn da begleiten?"

Tom that einen Satz in die Luft und rief: „Uff! Herr, wenn es Ihr Ernst ist." Der Matrose blickte forschend auf des Alten Gesicht.

„Der ist's, Tom," fuhr er fort; „aber wer wird mein Steuer nach Southampton lenken?"

Tom blickte zur Erde.

„Herr," sagte er endlich, „ich denke, des Pächters Simmy ist ein Kerl, der das schnell gelernt hätte, wenn Sie sein Schulmeister würden. Es ist ein Kapitalkerl!"

„Also ist's wirklich Dein Ernst, alter Seehund?" fragte der Capitän, der es gerne sah, wenn eine bewährte Seele dem theuren Sohne folgte. „So mag's sein, und es bleibt dabei." Er hielt dem treuen Tom seine Hand hin, und dieser schlug mit einer Kraft ein, die einer alten Theerjacke Ehre machte.

„Aber, Tom," nahm der Capitän wieder das Wort, „erzähle mir, wie es mit dem Wrack ging und mit den Schiffbrüchigen."

„Es ist wahr, Herr; Sie sollen alles hören: die ganze Nacht wachte ich, denn mir lag's im Sinn, es gäbe etwas, und manchmal, wenn der Sturm Athem schöpfte, war mir's als hört' ich das Jammergeschrei. Herr, das ging mir durch die Seele, Uff! — Richtig! Als der Tag kam, sah ich das Wrack. Es saß auf den spitzen Felsen dort seewärts, Ihr kennt Sie schon. Jetzt galt's! Ich machte den Kutter segelfertig, weckte Pächters Simmy und seinen Bruder und den Knecht und den, Sir John, den Doctor, wollt' ich sagen, und pfeilschnell ging's in See. Aber da hieß es bald lagern, bald darauffsegeln, je nachdem der Wind umsprang, der wahre Weiberlaunen hatte. Als wir nahe genug waren, sahen wir, daß das Wrack keine Stunde mehr den Stößen der See Widerstand leisten konnte. Und die Leute drauf — Uff! Herr, sie waren dreiviertel todt. Das Schiff war die Penelope von Havre, beladen für Maria galante, Ihr kennt ja die kleine, schwarze Antille? Da aber hätten Sie, Capitän, den Doctor sehen sollen! Uff! Der war wie ein Eichhörnchen auf dem Wrack; erquickte die Schiffbrüchigen und dann ging's an's Einschiffen in den Kutter, das war eine Heidenarbeit, denn die waren starr vor Frost und kraftlos vor Hunger und Durst seit drei Tagen, wie uns der Sir Doctor berichtete. Gut, wir brachten sie endlich an Bord, stießen ab, und als wir dreißig Kabellängen landwärts waren, krach! da faßte eine lange Sturzwelle das Wrack und fort war's. Die Penelope ging baden in's Meer. Fahr hin, dacht' ich. Da haben die Franzosen ein Schiff weniger! Nun, Ihr werdet mich nicht tadeln, Capitän, auf der See soll nur England Herr sein und die Landratten auf dem Continent sollen daheim bleiben. Sie verstehen doch nichts und die Pfuscher auf der See müssen alle Seewasser trinken, bis sie genug haben. Für die Waaren ist's Schade, die das Wrack barg. Ein Seemann sagte mir, die Ladung sei viel Hunderttausend Francs werth gewesen. Ein Engländer hat dabei nichts verloren

und so schreit keine Möve darnach. Das Meer will auch etwas haben. Nicht?"

Der Capitän lachte, ging an einen Schrank, nahm eine Flasche alten Jamaica-Rum, reichte sie Tom hin und sagte: „Da, alter Bursche, die Kehle ist dir von dem Seewinde trocken!"

Tom sah liebäugelnd die Flasche an, dankte, grüßte und ging.

Im Hause war es stille wie im Grabe, denn die Meisten, welche es jetzt einschloß, genossen der langentbehrten Ruhe.

Ellen und ihr Vater und einige Hausdiener waren beschäftigt, die nöthigen Anordnungen für ein kräftiges Mahl zu treffen. Es war schon fast Mittag, als Ellen zu ihrem Vater trat, der die Londoner Zeitungen las.

Er legte sie weg und sagte: „Wer sind die Leute, Ellen?"

Ellen setzte sich zu ihm und erzählte, daß es ein Pflanzer von der Insel Marie galante sei, nebst seiner Frau und ihrer Schwester, einem wunderlieblichen Mädchen von ihrem Alter. Sie seien in Paris gewesen bei ihren Angehörigen, und auf der Rückfahrt habe sie im Canale der Sturm ereilt. Das Schiff sei ein Kauffahrteischiff von Havre. Sie hätten viel erduldet in dieser Nacht und alle ihre Effecten eingebüßt, doch ihr Geld gerettet.

„Nun, das vergißt sich, Ellen," sagte der Capitän. „Wir wollen sie schon wieder herstellen. Haben sie das Geld gerettet, so können sie schon wieder auf die Beine kommen."

„Aber das arme Mädchen, wie sah sie aus!" sagte mit liebender Theilnahme Ellen.

„Thut nichts, Kind!" entgegnete der alte Seemann. „Ich wette, wenn sie zu Tische kommt, sind die Rosen wieder erblüht auf den Wangen. Jung ist Herr, Kind. Alte Leute haben länger daran zu tragen. Ich denke, Du wirst meinem Hause Ehre machen, mein liebes Kind!"

Ellen versicherte, daß das Alles schon geschehen sei, und der Capitän griff wieder nach seinen Zeitungen.

Endlich regte es sich oben. Der Doctor war der Erste, der

erschien und seines Vaters anerkennenden Handschlag empfing. Er mußte noch einmal erzählen und dann begab er sich hinauf zu seinen Pflegbefohlenen.

Des Capitäns Prophezeihung war eingetroffen. Alles war glücklich überwunden, und der Doctor fand gar keine Gelegenheit, die allerliebste kleine Hand der jungen Dame so oft in die seine zu nehmen, als er wünschen mochte, denn ihr Puls ging so regelmäßig, als ob die Sturmnacht mit ihrer Todesgefahr ein Jahrzehent hinter ihr läge.

Bei Tisch gab es dann die reichsten Aeußerungen des Dankes. Die drei Geretteten und der Capitän nebst seinem Obersteuermann machten mit dem alten Hausherrn, dem Doctor und Ellen die Tischgenossenschaft aus.

Die drei Seeleute handelten das Kapitel des Schiffbruchs mit allen Einzelheiten ab, und Herr Cantrac nebst seiner Frau und Amelie, ihrer Schwester, unterhielten das lebhafteste Gespräch mit dem Doctor und seiner schönen Schwester.

Cantrac war ein Mann von etwa dreißig Jahren, ein lebhafter Franzose, von nicht eben sehr einnehmenden Wesen. Seine kleinen, tiefliegenden, schwarzen Augen hatten etwas Tückisches und die schon tiefgefurchte Stirne zeigte, daß er viele Erfahrungen gemacht hatte und zum klugen Berechnen gemacht sei. Es lag etwas in ihm, was kein Zutrauen einflößen konnte, und das Lauernde in seinem Blicke war so katzenartig, daß es einem in seiner Nähe unbehaglich werden konnte. Niemand fühlte das mehr als Ellen, auf deren bezaubernder Schönheit sein Auge gierig haftete.

Seine Frau, nur wenige Jahre jünger als er, war eine imponirende Schönheit. Man sah es ihr an, daß sie gewohnt war, die Huldigungen der Männerwelt zu empfangen und ihre nicht sehr feine Koketterie ließ schnell ihre Minen springen. Als sie an dem Doctor, einem blühend schönen Mann, erfolglos blieb, schien sie mißstimmt. Dagegen war ihre junge Schwester das harmloseste, zugleich aber auch anspruchloseste Wesen, das gar nicht zu ahnen

schien, wie unaussprechlich reizend es sei, und das daher einen um so tiefern Eindruck auf das Herz des Doctors machte, der sich nur mit ihr unterhielt und dem sie die wärmste Dankbarkeit zollte, während sie sich mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens an die gleichalterige Ellen anschloß.

Als die Seeleute ihr Kapitel abgehandelt, wurde die Unterhaltung allgemeiner, und der Capitän Robert, der Madame Cantrac seine Huldigungen widmete, riß die etwas mißstimmte Herrscherin über die Herzen aus ihrer aufkeimenden Uebellaune, indem er ihr den Tribut französischer Galanterie darbrachte. Dem alten Roßbridge war die Unterbrechung des gewöhnlichen Einerlei's seines Lebens durch die Anwesenheit der Fremden sehr angenehm. Es ist in unserem Stillleben, was ein hübscher Sturm auf dem Meer ist, sagte er zu Cantrac, der sich entschuldigte, den Frieden seines Hauses gestört zu haben.

Während so die Unterhaltung sich mehr zu den älteren Tischgenossen neigte, plauderten Ellen, der Doctor und Amelie desto angelegentlicher miteinander. Amelie erzählte von ihrer schönen Pflanzung auf Marie galante, und wußte die Reize des Lebens auf den Antillen mit so feurigen Farben zu malen, daß die Geschwister mit dem größten Interesse ihr das Ohr liehen und der Doctor das wunderschöne Bild des Mädchens tief in seine Seele drückte.

Amelie verhehlte es nicht, daß sie Wohlgefallen an ihm fand. Sie war zu natürlich, um das zu können. Wie ein Kind gab sie sich jedem Eindrucke ganz hin, und ihre Seele lag unverhüllt vor dem Auge dessen da, der mit ihr in irgend nähere Berührung kam. Hier, wo sie eine so heilige Regung, wie die der Dankbarkeit für das gerettete Leben, zu dem jungen Manne hinzog, war dies um so viel mehr der Fall.

Je scheuer sich die Engländerinnen in sich selbst zurückzuziehen pflegen, desto reizender erschien diese offene Natürlichkeit und Harmlosigkeit dem Doctor, und er mußte es sich am Abend des ersten Tages des Zusammenlebens mit Amelie gestehen, daß noch kein

weibliches Wesen einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht habe, und ohne Zweifel konnte Amelie, wollte sie sich selbst die Wahrheit gestehen, ein ähnliches Bekenntniß ablegen. Es ist eine altbekannte Thatsache, daß man nirgends ungezwungener lebt, als in einem englischen Landhause. Der Morgen ist jedes Einzelnen ganz unbestrittenes Eigenthum, und erst bei Tische finden sich alle Bewohner zusammen. Dies gestattet, daß sich Gleichgesinnte leicht zusammenfinden und den Morgen zu Ausflügen benutzen können, wenn sie es nicht vorziehen, in ihren Gemächern ihn zu verplaudern.

Madame Cantrac, die diese Sitte kannte, mochte gerne das Innere der schönen Insel kennen lernen, und da es schien, als habe der Sturm einen Paroxismus der Witterung des sonst schönen Herbstes gebildet, so trat, nachdem die Natur sich in ihm aller Launen entladen zu haben schien, das herrlichste Herbstwetter ein, das sich denken läßt. Madame Cantrac ließ nun die Pferde, welche Roßbridge ihr zur Verfügung gestellt, vorführen, und da Roßbridge es für eine wirthliche Pflicht hielt, die Herren und Damen zu begleiten, so bestieg er das seine und war ein steter Theilnehmer dieser schönen Morgenpartien in die reizenden Gegenden Wights, wo Parks, niedliche Häuser, Wiesengründe und frischgrüne Fluren in lieblichem Wechsel dem Auge sich darbieten.

Die schöne Frau fand immer größeres Wohlgefallen an diesen Morgenritten, die fast täglich weiter ausgedehnt wurden. Sie war nach wenigen Tagen schon so daran gewöhnt, daß sie es unerträglich fand, im Hause einen Morgen zuzubringen. Niemand freute sich mehr über diese Entfernung — als Amelie. Mit ihrer herrsch- und gefallsüchtigen Schwester harmonirte sie sehr wenig. Ihr innerstes Wesen war ein anderes, als das der älteren Schwester, die das schöne, tiefe Gemüth der Jungfrau nicht verstand, darum nicht zu würdigen wußte, und oft recht rauh in diesen stillen Himmel mit ihrem gebieterischen Wesen hineinfuhr, Amelie tadelte, zurecht wies, ja selbst verspottete und so manche Thräne in das schöne Auge lockte. Nun konnte Amelie ungestört mit ihrer theueren

Ellen und ihrem Bruder verkehren, und diese Stunden waren, das sagte sie in ihrer lieblichen Naivetät ohne Rückhalt, die glücklichsten, welche sie je erlebt habe.

Ganz dasselbe bekannte der Doctor, und bezog übrigens den Grund allein auf Amelie, während sie doch zwischen zwei ihn vertheilen konnte; allein bald genug wurde sie es inne, daß der Doctor mehr Antheil an dem Grunde jenes Bekenntnisses habe, als Ellen, obgleich sie sie alle Tage lieber gewann. Oft den ganzen Morgen lustwandelten sie in dem Park, oder sie saßen auf ihrem Zimmer und musicirten, da alle Drei dieser schönen Kunst kundig waren. Da kam es denn, daß die Wirthschafterin mit Miß Ellen zu reden hatte und sie lange entfernt hielt. In solchen Augenblicken saßen sich Amelie und der Doctor gegenüber und fanden sich selbst erröthend darüber, daß Eins dem Andern schweigend in die Augen blickte. Wo es einmal so steht, bleibt das kühne Wort selten lange aus, und so kam es denn auch, daß es an einem schönen Morgen mit wunderbarer Beredtsamkeit über des Doctors Lippe floß, und Amelie bald darnach im süßesten Rausche des Liebesglücks an seiner Brust lag.

Dem scharfen Auge der Madame Cantrac blieb das Geheimniß der jugendlichen Herzen nicht lange verborgen, und sie sah die Stunde nahe gerückt, wo sie Rache nehmen wollte an dem Undankbaren, der ihr Entgegenkommen unbeachtet gelassen und ihr ein bitteres Gefühl bereitet hatte, das sie ihm nicht vergaß.

Ob dabei das Herz ihrer lieblichen Schwester im tiefsten Wehe zuckte, was fragte das herzlose Weib darnach? Wenn sie nur dem Doctor wehe thun konnte. Und das konnte sie jetzt auf's Empfindlichste, das erkannte sie klar; denn daß der Doctor die reizende Amelie liebe, war außer allem Zweifel.

Ein gefallsüchtiges Weib, wie Madame Cantrac, vergibt nichts weniger, als ein Nichtbeachten ihrer Reize und der Bestrebungen, zu gefallen. Das verwundet sie tiefer, das drückt den Stachel des Hasses tiefer in die Seele, als irgend etwas Anderes es vermöchte.

So sehr ihr Anfangs der Doctor wohlgefallen, so verabscheute sie ihn jetzt. Zu dem Racheplane, den sie angelegt, gab übrigens die allmälig sich einstellende Langweile auch ihren Antheil, darum erklärte sie eines Tags ihrem Gatten, es gehe nicht länger an, die Gastfreundschaft dieser langweiligen Engländer anzunehmen. Er müsse schnell die Abreise herbeiführen und schon morgen mußte er die Ueberfahrt nach Liverpool veranlassen. Das legte sie ihm aber als besondere Pflicht auf, Nichts davon zu äußern und es ihr zu überlassen, den geeigneten Zeitpunkt zu wählen, ihre Abreise anzukündigen.

Cantrac war gewohnt, die Befehle seiner Frau unbedingt zu vollziehen. Auch jetzt leistete er pünktlichen Gehorsam, und die Umstände begünstigten in dem Maße die Pläne der boshaften Frau, daß ein Schiff von Southampton am dritten Morgen absegelte, um nach Liverpool zu gehen.

Als die Gesellschaft Abends bei'm Thee saß, eröffnete Madame Cantrac dem Capitän Roßbridge, daß sie morgen mit dem Frühesten Alle sein gastliches Haus verlassen würden. Die Zeit heische ihre Rückkehr nach Marie galante und die Dankbarkeit gebiete, seine großmüthige Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch zu nehmen, sie würden frühe von einem Schiffe von Southampton abgeholt.

„Unsere Effecten sind schnell reisefertig gemacht," setzte sie anscheinend mit harmlosem Lächeln hinzu, „seit das Meer uns diese Arbeit zu ersparen für gut gefunden hat."

Vergebens erschöpfte der Capitän seine Beredtsamkeit, sie noch zu einer Verlängerung ihres Aufenthaltes zu bestimmen; vergebens stellte er sich und die Seinen als diejenigen hin, denen der Dank für die Freude gebühre, welche die Anwesenheit so werther Gäste ihnen bereitet habe. Ihr Entschluß stand wandellos fest.

Wie dies Wort auf die drei jüngeren Personen wirkte, läßt sich kaum sagen. Amelie war einer Ohnmacht nahe; Ellen

hatte Thränen der aufrichtigsten Trauer in den schönen blauen Augen, und der Doctor glich einem bleichen Marmorbild.

Es war der erste große Schmerz, den seine Seele ergriff, und er ergriff sie auch mit seiner vollen Macht und Gewalt.

Er starrte vor sich hin und tausend Pläne durchkreuzten seinen Kopf. Sollte er sich seinem Vater entdecken? Sollte er ihn um seine Einwilligung bitten? — Durfte er es, wo er sich zum Marinedienst gemeldet und sein Vater Zusicherungen bestimmter Art empfangen hatte, und der Krieg mit Frankreich auf dem Punkte stand, auszubrechen. Konnte er das geliebte Mädchen an sich fesseln und ihr zugleich die namenlose Qual bereiten, ihn in den Gefahren des Meeres und des Krieges zugleich zu wissen?

Doctor John war eine feste, biedere, ehrenhafte Natur. Er bestand den schweren Kampf mit dem liebenden Herzen, und als die Stimme des Gewissens ihr „Nein“ aussprach, beugte er das blutende Herz unter das Machtgebot. War der Krieg vorüber, so wollte er nach Marie galante eilen und sein Theuerstes holen und heimführen. Das stand fest in seiner Seele, und sein Vater, das hoffte er, würde ihn daran nicht hindern; aber mit Amelie mußte er noch reden, das war nothwendig.

Ellen ahnte, was in ihres Bruders Herzen vorgehe. Sie bat Amelie, daß sie den Abend noch bei ihr zubringe, und das geschah. Hier wurden die Schwüre ewiger Treue gewechselt; hier der Plan für's Leben entworfen und hier die heißen Thränen des Schmerzes geweint. Keins von ihnen ahnete den Grund ihrer Leiden, und Madame Cantrac hatte so kunstmäßig ihre Rolle gespielt, daß die Arglosen keinem Gedanken Raum gaben, wo der schnell gefaßte Entschluß seine tiefsten Wurzeln geschlagen habe. Hätte aber Jemand den Blick triumphirenden Hasses gesehen, den dies Weib dem Doctor zuwarf, er hätte keine Secunde im Zweifel bleiben können, was eigentlich hier vorwalte. Schon in der Frühe des nächsten Morgens legte ein Sloop in der Bucht sich vor Anker. Nach eingenommenem Frühstücke schlug die Stunde

des Abschiedes, den aber Alle dadurch weiter hinausschoben, daß sie die Gäste nach Southampton begleiteten, wo sie Tom mit dem Kutter abholen sollte.

Als die Slopp dahin fuhr, stand Tom am Ufer und sah ihr nach, wie die Segel sich im Morgenwinde schwellten. „Uff!“ rief er aus, „ich bin seelenfroh, daß das Franzosenvolk endlich zieht! Das kleine, schöne, schwarzaugige Ding hat meinem jungen Herrn den Kopf rein verrückt, und ich fürchte, auch das Herz dazu. Gut ist sie, das muß wahr sein, gut, wie Miß Ellen, aber sie ist doch eine Französin, und ich meine, das gäbe niemals eine gute Fahrt!“

3.

Roßbridge-House glich einem Sterbehause, aus dem man die Liebsten hinausgetragen zur stillen Gruft, seit die Fremden es verlassen hatten.

Selbst der alte Capitän empfand die Lücke schmerzlich, denn er hatte die beiden französischen Seeleute sehr lieb gewonnen. An Monsieur Cantrac konnte er keinen Gefallen finden und seine Frau war noch weniger geeigenschaftet, ihm Wohlwollen einzuflößen. Jetzt nahte der Winter mit schnellen Schritten und mit ihm die Jahrszeit, die ihn in das Haus zurückdrängte, wo selten ein lieber Besuch die Einförmigkeit unterbrach. Mehr wie er fühlte aber den Verlust der Freundin die gute Ellen. Amelie schloß sich so schnell, so innig an sie an, wie es selten ein Mädchen gethan, und die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Gefühle einigte sie bald auf's Engste. Zwar überragte Ellen die Französin sehr an Bildung des Geistes; aber sie beachtete das bei der persönlichen Liebenswürdigkeit Amelie's um so weniger, als sie die großen Vorzüge ihres vortrefflichen Herzens sehr hochschätzte. Nun stand sie wieder allein in dem stillen Roßbridge-House und die

Wintertage gestatteten so selten auch nur ein Ergehen im Freien. Alle ihre Gedanken waren bei Amelie und manche Thräne floß der geliebten Freundin. Am Schwersten war John getroffen von diesem Scheiden. Sein Herz umfaßte mit einer innigen Liebe das Mädchen und es war die ganze Fülle einer ersten, heiligen Liebe, die es erfüllte. Da lag Schmerz und Trauer auf seinem Herzen und er suchte geflissentlich die Einsamkeit auf, um sich seinen Erinnerungen ganz hingeben zu können. War er bei Ellen, so sprachen sie nur von ihr, und das gewährte allein seinem Herzen eine Wohlthat.

Der Vater schien das Verhältniß gar nicht zu kennen, und doch war er durch Ellen vollkommen eingeweiht. Amelie hatte ihm wohlgefallen, und er hätte unter anderen Umständen nichts dagegen gehabt, wenn sie seine Schwiegertochter geworden wäre; allein er billigte John's Benehmen sehr. Es hätte ihm mißfallen, wenn er unter seinen jetzigen Umständen um seine Einwilligung zu der Heirath gebeten hätte. Soll es sein, daß er sie nach wenigen Jahren seines Seedienstes heirathen kann, sagte er zu Ellen, so wird ihm mein Segen nicht fehlen, wenn anders diese jugendlich aufflammende Neigung die Prüfung der Zeit aushält.

Er verhehlte es sich aber in seines Herzens Grund nicht, daß es ihm lieber wäre, wenn einst der Doctor ihm eine Tochter Altenglands zuführe und um seinen Segen bitte. Auch hoffte er, der Rausch werde verfliegen, denn für ein tiefer gewurzeltes Gefühl hielt er es nicht. Es schien ihm unter solchen Verhältnissen geeigneter, durch Nichts zu verrathen, daß er mit der Lage der Sachen und mit dem Grunde von des Doctors stillem Wesen genauer bekannt sei.

Der Krieg zwischen Frankreich und England brach aus, und dieses Ereigniß brachte abermals eine Aenderung in das Leben der Familie des Capitäns.

Er stand mit den Lords der Admiralität in den freundschaftlichsten Beziehungen. Sie hielten ihn ungemein werth, weil eine

fleckenlose, lange Dienstzeit den Mann mit Recht hochstellte. Er hatte Altengland große Dienste geleistet. Das vergaß das dankbare Vaterland nicht, und auch die vergaßen es nicht, die der Dankbarkeit des Vaterlandes den Ausdruck zu geben hatten.

Der Capitän nahm keinen Anstand, seines Sohnes Wunsch als Marinearzt sich eine Laufbahn zu eröffnen, den Lords der Admiralität auszudrücken. Sie nahmen den Wunsch des Ehrenmannes wohlgefällig auf und plötzlich traf das Patent als Marinearzt für Doctor John in Roßbridge-House ein, und der Befehl, sich sogleich nach Liverpool zu begeben, wo er auf der Fregatte Sr. Majestät „der Eridanus" seinen Dienst anzutreten habe.

Das kam zwar nicht unerwartet, aber es wirkte doch durch sein Eintreffen wieder niederdrückend auf den Capitän und Ellen. So schnell als möglich wurde seine Ausrüstung hergestellt und von den Segenswünschen der geliebten Schwester und denen des treuen Vaters begleitet, eilte der Doctor, gefolgt von dem alten Tom, nach Liverpool an Bord des stolzen Schiffes, das die Contreadmiralsflagge trug und von einem Geschwader begleitet war, dessen Bestimmung darin bestand, im Canale zu kreuzen, um die französische Küste zu blockiren und französische Schiffe zu kapern; auch die Bewegungen bei Boulogne zu beobachten, die England mit einer feindlichen Landung bedrohten.

Wie es aber im Seeleben häufig ist, daß ein Schiff heute hier ist, morgen aber schon an einen anderen, viel tausend Seemeilen entfernten Punkt des Weltmeeres beordert wird, so kam nach Ablauf eines Jahres der Befehl, eine Handelsflotte nach den englischen Besitzungen in Westindien zu geleiten, für den Eridanus ebenso unerwartet als unangenehm. Diese Nachricht wirkte wie ein Zauberschlag auf des Doctors Trübsinn, den die Seeoffiziere Spleen nannten, ohne daß sie den tiefliegenden Grund desselben ahnten. Sie konnten es sich gar nicht enträthseln, wie es doch kommen möge, daß die Veränderung der Station und die weite Reise eine so wunderbare Veränderung in dem Wesen des Doctors hervorbringen

könne, denn er war heiter, wohlgemuth, ja fröhlich, und nicht selten vernahm man aus dem Munde des so wortkargen, in sich verschlossenen Mannes ein fröhliches Lied oder irgend eine Seemannsweise, die er mit seelenheiterm Angesicht am Maste lehnend vor sich hinsummte. Der alte Tom aber schien jetzt die Rolle mit seinem Herrn vertauscht zu haben, denn in dem Maße, wie jener fröhlich wurde, zeigte Tom ein mürrisches Wesen und man konnte häufig aus seinem Murmeln den Indianerruf: Uff! zu hören bekommen, eine Anzeige, daß ihn innerlich etwas höchst unangenehm berühre.

Der segelt jetzt mit frischem Winde, sagte er zu sich in halblautem Selbstgespräch, und alle Wimpel flattern! Ich hoffe, das Schicksal soll einen Gegenwind senden, der das Einlaufen in den Hafen seiner Pläne zu nichte macht! Ich wette, es ist sein Unglück! Uff! Uff!

Die Fahrt nach Westindien war eine sehr glückliche. Hundert Handelsschiffe bildeten die Flotte, welcher die Fregatte Eridanus zum Schutze beigegeben war. Der nächste Punkte war die Bai von Carlisle. Hier ging die Flotte glücklich vor Anker, und es schien, als bleibe Barbadoes zuerst der Ort, wo die Fregatte weilen sollte. In Bridgetown schifften sich die Offiziere aus, um das Innere der Insel sich anzusehen. Der Doctor begleitete sie. Er liebte es besonders, die Berge der Insel zu besteigen, vorzüglich die höchsten, wo sein Auge Marie galante zu erblicken hoffen durfte. An einen Urlaub zum Besuch auf Marie galante war gar nicht zu denken, da diese Insel französisch war und eine kleine Besatzung hatte, wo es dann, wenn er nicht als Spion ergriffen und gerichtet worden wäre, leicht hätte sein können, daß er die Freuden einer westindischen Kriegsgefangenschaft hätte zu kosten gekriegt in einem Maße, wie sie Andere vor ihm wehklagend geschildert. Er mußte das stürmisch klopfende Herz besiegen und sich mit dem Gedanken beruhigen, daß er in ihrer Nähe sei, daß Eine Welle die Planken seines Schiffes

und die Küste ihrer Insel bespüle, daß er Eine Luft mit ihr athme, und nur das quälte ihn, daß — sie es nicht wußte.

Tom erkannte, daß das Sprüchlein: „Aus den Augen, aus dem Sinn" bei seinem Herrn nicht verfange, und sein schauerlich tönendes „Uff!" ließ sich öfter hören, als ihm eine augenfällige Ursache unterlegt werden konnte.

Die Ungeduld, welche den liebenden Doctor auf Barbadoes ergriff, sollte bald auf eine noch ärgere Weise hervorgerufen werden.

Der Commandant erhielt nämlich Befehl, in den westindischen Gewässern zu kreuzen und so viel französische Schiffe zu kapern oder in den Grund zu bohren, als nur immer möglich sei. Sie verließen die Bai von Carlisle, um wieder zu kreuzen und die Beute nach England zu schicken, welche sie durch die Wegnahme französischer Handelsschiffe gewönnen. So segelte denn der Doctor gegen seinen Willen bald hinab an den Antillen, bald wieder hinauf, und wenn nicht einmal ein Kampf mit einem Franzosen vorkam, so war die drückende Langweile kaum zu ertragen.

Um den Doctor vollends in Verzweiflung zu setzen, empfing das Schiff den Befehl, von Tortola aus eine Handelsflotte nach England zu geleiten, und dann war vielleicht seine Hoffnung vernichtet, Amelie wieder zu sehen, jedenfalls in eine weite, unbekannte Ferne gerückt.

Trostlos, und wahrhaft stumpf gegen jedes Ereigniß, lehnte er am Hauptmast, als die Flotte am dritten Tage die Virgin-Gordas passirte. Mit dem Verschwinden der Antillen verschwand die Hoffnung, und er fluchte einem Dienste, der seinem Willen Sclavenfesseln anlegte.

So machte es keinen Eindruck auf ihn, als mit vollen Segeln eine Brigg der Flotte nachjagte und Depeschen an den Commodore überbrachte. Er ahnte nicht, daß sich diese Depeschen auf ihn allein bezögen, bis er zum Commodore beschieden wurde.

„Doctor," sagte Sir Ralph zu ihm, „Sie sind um die Hoffnung betrogen, die theure Heimath wieder zu sehen. Sie müssen sogleich

mit der Brigg zum Oberbefehlshaber, der Sie im Hafen von Antiqua erwartet."

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn diese Botschaft.

Der Commodore sah ihn mit Erstaunen an, als die Röthe der Freude plötzlich die bleichen Wangen des Doctors malte und sein Auge leuchtete wie die Sonne, die plötzlich hinter dem düstern Gewölke hervortritt.

„Ich sehe, die Botschaft ist Ihnen angenehm?" sprach Sir Ralph.

Der Doctor stotterte etwas über die Gründe her, von dem der Commodore kein Jota verstand, beurlaubte sich dann, um so schnell als möglich seine Effecten zu ordnen.

„Tom," rief er diesem freudig zu, „wir eilen mit der schnellsegelnden Brigg nach Antiqua zurück! Schnell Alles gepackt!"

„Uff!" dehnte Tom den eigenthümlichen Laut. „Ich wollte, die Brigg wäre am Cap der guten Hoffnung und wir auf dem Wege nach Wight!" brummte der Alte. „Ist's Ihr Ernst, Herr?"

„Freilich! schnell nur!" war des Doctors Antwort, und Tom ging fluchend nach der Kajüte. Ich erleb's noch, daß wir nach Marie galante gehen! fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, mitten unter die Hunde, die Franzosen, und holen das hübsche, schwarzäugige Püppchen und führen's als Mistreß Roßbridge nach Wight!

Er würde sein Selbstgespräch noch weiter geführt haben, wäre ihm nicht der Doctor auf dem Fuße gefolgt.

Nie hatte Tom mit größerm Unmuthe seines Herrn Befehlen gehorcht, als heute; aber es half nichts. Nach Verlauf einer Stunde befanden sie sich an Bord der Brigg Pultuks auf dem Wege nach Antiqua.

Der Doctor war neu belebt. So heiter hatte ihn Tom lange nicht gesehen, und unwillig schüttelte er den Kopf und brummte in den Bart: Die kleine Hexe hat es ihm angethan!

Der Capitän der Brigg war ein heiterer Mann, mit dem der

Doctor bald im freundlichsten Verkehre stand. Er war schon lange in Westindien und erzählte ihm von seinen Abenteuern.

„Das lustigste, welches ich in Westindien erlebt habe,“ sagte er, „war die im letzten Februar vollbrachte Eroberung von Marie galante.“

„Wie?“ rief der Doctor, „wir sind im Besitze von Marie galante?“

„Gewiß,“ sagte der Capitän, „ich war bei der Affaire. Es war ein Fastnachtsstreich in bester Form! Lassen Sie sich's erzählen?“

„Auf der Insel befanden sich etwa dreihundert Franzosen. Es war die ganze Besatzung, das wußten wir sehr genau; überdies war es uns nicht fremd, daß nirgends auf den französischen Antillen der Fasching geräuschvoller, lustiger, ja toller gefeiert würde, als auf Marie galante. Der letzte Faschingsabend, ja die ganze Nacht ist die allertollste. Niemand schläft. Auf den öffentlichen Plätzen, in Dörfern und Städten wird getanzt und alle Welt ist maskirt, vom Greise bis zum Kinde. Im wildesten Rausche fliegt die laue Nacht hin und am Morgen liegt die ganze Insel im eigentlichsten Sinne des Worts im tiefsten, bleiernsten Schlaf. Auf diesen Umstand gründeten wir unser Unternehmen, und unsere Berechnung war mit untrüglicher Sicherheit gemacht.

„Noch in der mondhellen Nacht nahten wir uns mit drei Schiffen und etwa zweihundert Mann Truppen der Insel. Sowohl im Fort, als in der Stadt schlief Alles fest, als wir mit dem Morgen landeten. Unverweilt rückten wir gegen die Hauptstadt vor.

„Es mochte gegen sieben Uhr des Morgens sein, als wir an dem Thore der Stadt Halt machten, die uns wie eine Todtenstadt vorkam, denn kein Leben regte sich in ihr.

„Capitän Pigot, der die Truppen befehligte, theilte diese und die Matrosen, welche als Freiwillige Antheil an der Expedition genommen hatten, in zwei Haufen, deren einen ich befehligte. Unglücklicherweise erwachte eine Schildwache und eilte zu dem Befehlshaber. Dieser, welcher vom Maskenballe kaum erst zu Bett

gegangen war, raffte sich schnell auf, warf sich auf ein Pferd und floh nach der nächsten Pflanzung, die einem Franzosen Namens Cantrac gehört — indem er nur eine Handvoll Soldaten mitnahm."

„Cantrac?" rief erblassend der Doctor.

„Kennen Sie ihn?" fragte der Capitän, „doch hören Sie weiter — ich komme auf Cantrac zurück, wenn es Sie interessirt. Er sagte den Offizieren im Fort, er wolle die Landwehr der Insel aufbieten und dann der bedrohten Stadt zu Hülfe eilen. Das war indessen auch nur eine Maskerade; denn dem feigen Menschen war es nur darum zu thun, mit heiler Haut zu entkommen, überdies kannte er die Schwäche des Forts, wußte recht gut, daß nur eine einzige eiserne Kanone auf dem Walle war und fünfzig Mann Soldaten nicht im Stande wären, das Fort zu vertheidigen. Die übrigen lagen an anderen Orten im Innern, da man an einen Ueberfall von uns gar nicht gedacht haben mochte.

„Das Geräusch der Waffen veranlaßte jedoch, daß eine Anzahl Bewohner der Stadt erweckt wurde, die eiligst sich in das Fort warfen, um sich darin zu vertheidigen. Sie sandten auf geheimen Wegen eine Botschaft an den Commandanten nach Cantrac's Pflanzung mit der Frage: Was sie thun sollten?

„Unterdessen rückten wir an und eine Musketensalve gegen das Fort weckte die Schläfer vollends, die sich die Augen rieben und voll Erstaunen englische Truppen in der Stadt sahen.

„Der Eilbote kam zurück und meldete den Franzosen im Fort, sie sollten wacker die Kanone auf uns losbrennen. Wir standen indessen schon, Herren der Stadt, vor dem Fort und richteten unsere Feldstücke zur Beschießung. Das bereitete ihnen einen solchen Schrecken, daß sie eine Waffenstillstandsflagge aufhißten und einen Unterhändler an Hauptmann Pigot sandten, der indessen mit einem schallenden Gelächter antwortete und ihnen sagen ließ, es sei nur eine Maskerade und die Kanonen seien mit Bonbons geladen! Das aber als baare Münze zu nehmen, trugen sie doch billiges

Bedenken, zumal unsere Schiffe auf der Rhede ihre Kanonen lösten und der Seewind ihren Donner sehr deutlich herübertrug.

„Ehe zehn Minuten vergangen waren, öffnete das Fort seine Thore und wir zogen mit klingendem Spiele und wehender Fahne in dasselbe ein, wo die tapfere Besatzung in gemüthlicher Ruhe die Waffen streckte.

„Die Bewohner der Stadt kamen indessen zum klaren Bewußtsein, daß wir ohne einen Blutstropfen Herren der Insel seien, was so gut als gewiß war, da wir einmal Herren der Hauptstadt und des Schlüssels der Insel, des Forts, waren. In einer kürzeren Frist, als ich Ihnen das erzähle, wehte Altenglands siegendes Banner auf dem Fort, und die Bewohner der Stadt beeilten sich, die englische Flagge mit ächt englischer Artigkeit überall aufzupflanzen.

„Als Capitän Pigot nach dem Commandanten fragte, erhielt er die naive Antwort, er befinde sich auf einer, etwa eine englische Meile entfernten Pflanzung.

„Ihn gefangen zu nehmen, war natürlich um so wichtiger, als er im Stande war, die französischen Truppen aus den verschiedenen Standquartieren der Insel, nebst der Landwehr, die mit jenen eine Truppe von tausend bis zwölfhundert Mann ausmachten, an sich zu ziehen, die uns Unbequemlichkeiten bereiten konnten, wenn sie die umliegenden Höhen besetzten.

„Während Capitän Pigot das Fort und die Stadt besetzte, erhielt ich Befehl, womöglich die Pflanzung zu umgehen und den Commandanten aufzuheben, der etwa acht bis zehn Soldaten zu seiner Bedeckung mit sich genommen haben mochte, was uns nicht einmal genau angegeben werden konnte, da die Verwirrung Niemand darauf hatte achten lassen.

„Zwei kundige Führer leiteten uns und trotz der sengenden Strahlen, die die Sonne auf uns herabsandte, erreichten wir nach einem kurzen Marsche die Pflanzung, umstellten sie und ich rückte mit meiner Colonne an.

„Zwar feuerte die Handvoll Soldaten ihre rostigen Musketen

einmal auf uns ab, allein keine Kugel traf und schnell waren sie überwältigt und entwaffnet. Der Commandant wollte entfliehen, fiel aber unsren Leuten in die Hände, und ergab sich mit Anstand als Kriegsgefangener."

„Und was that Monsieur Cantrac?" fragte mit Beben der Doctor. „Was geschah auf der Pflanzung?"

„Nichts, bester Doctor," entgegnete der Capitän der Brigg lachend, „als daß uns Monsieur zu einem köstlichen Frühstück einlud, wozu wir einen gesegneten Appetit mitbrachten und seiner Gastfreundschaft eine Ehre anthaten, über die er, bei seinen urbanen Sitten, sich nicht beschweren konnte."

„Aber seine Familie? Sahen Sie sie nicht?"

„Die Wahrheit zu sagen," fuhr der Capitän der Brigg Pultusk fort, „so hatten wir diese Ehre erst bei der Mittagstafel, bei der es übrigens schon so cordial herging, als wären wir seit hundert Jahren die Besitzer der schönen Insel. Madame Cantrac war unaussprechlich liebenswürdig und kokettirte wie eine feine Pariserin. Schöner aber und liebenswürdiger erschien ihre Schwester, eine liebliche Erscheinung, die aber nicht die mindeste Aehnlichkeit in ihrem Benehmen mit ihrer Schwester hat, denn sie war sehr ernst und zurückhaltend.

„Mir that es leid, den schönen Aufenthalt verlassen zu müssen, allein schon nach Tisch mußte ich meine Gefangenen nach dem Fort bringen und habe die Pflanzung nicht wiedergesehen, da ich auf meine Brigg zurückkehrte, welche nach Barbadoes segeln mußte. So viel aber kann ich Ihnen sagen, daß die übrigen Theile der Besatzung in wenigen Tagen das Beispiel ihrer Kameraden nachahmten, und seitdem die Insel, ohne Versuch der Wiedergewinnung von Seiten der Franzosen, in unserer Gewalt blieb."

Angst und Sorge hatte die Erzählung in des Doctors Seele anfänglich erweckt, allein sie ging schnell in hohe Freude über. Wußte er ja doch nun, wo Amelie war, daß es ihr wohl ging und daß sie ihm ihre Treue bewahrt hatte.

„Da Sie an Marie galante und namentlich an der Familie Cantrac Antheil nehmen," fuhr der Capitän fort, nachdem er einige Befehle dem Lieutenant gegeben hatte, „so darf ich Ihnen die frohe Botschaft melden, daß Sie ohne Zweifel nach Marie galante bestimmt sind."

Der Doctor starrte den Capitän an. „Scherzen Sie nicht!" sagte er, wähnend, der Seemann wolle ihn foppen, mit großem Ernst und Nachdruck.

„Behüte, bester Doctor," rief dieser aus. „Das kommt mir nicht in den Sinn. Was ich Ihnen sage, hätte Ihnen schon Sir Ralph sagen können, denn es steht in der Depesche, die ich las, weil ich sie offen von dem Oberbefehlshaber in Antiqua empfing."

Jetzt pochte des Doctors Herz fast hörbar.

„Hören Sie nur weiter, wie es zusammenhängt, ob ich gleich fürchten muß, einen recht bittern Tropfen in den Kelch der Freude für Sie zu mischen. Ich weiß es nicht," fuhr der Capitän fort, „ob es Ihnen bekannt ist, daß die Lage der Hauptstadt der Insel und des Forts eine sehr ungesunde ist. Fast die ganze Besatzung ist von bösen Fiebern heimgesucht und erkrankt. Diese Fieber, dort einheimisch und den Eingebornen weniger gefährlich als uns, die wir an das heiß-feuchte Klima nicht gewöhnt sind, haben schon eine Menge der Unseren weggerafft, sind aber so ansteckend, daß die zum Ersatz hingesendeten Soldaten schnell auch davon ergriffen wurden. Jetzt ist kein Arzt im Fort, da bereits vier Ihrer Kunstgenossen dort ihren Tod gefunden haben. Ohne Arzt kann der Oberbefehlshaber die Garnison nicht lassen, und da wir auf der Flotte keinen Arzt entbehren können, so beschloß er, Sie zurückzubehalten und nach Marie galante zu schicken. Gott gebe, daß es Ihnen gelingt, die Krankheit zu bewältigen, und Sie selbst davon verschont bleiben!"

So weit war der Capitän der Brigg, als ein sich stark erhebender Wind seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und er schnell zu seinem Sprachrohre griff, um die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Der Doctor dankte Gott im Stillen, daß er Zeit gewann, das Gehörte sich zurecht zu legen und seine Gefühle in seine Gewalt zu bekommen. Wie stürmte es in seiner Brust! Wie trat die schönste Hoffnung seines Lebens rosig vor ihn hin!

Was der Capitän von den Verhältnissen auf der Insel sagte, focht ihn nicht im Geringsten an. Nur an Amelie dachte er, und die Wonne eines nahen Wiedersehens durchzuckte sein Herz.

4.

Was ihm der Capitän der Brigg Pultusk erzählt, bestätigte sich vollkommen, als der Doctor auf Antiqua eintraf. Der Oberbefehlshaber theilte ihm mit, daß, nachdem Marie galante ganz in der Weise, wie der Capitän erzählt, in englischen Besitz gekommen, vier- bis fünfhundert Mann Truppen die Insel besetzten. Schon im Vorsommer aber entwickelten sich Fieber unter der Besatzung, die einen so heftigen Charakter annahmen, daß die davon Befallenen innerhalb vier und zwanzig Stunden eine Beute des Todes waren. Alle Mittel, welche die Aerzte anwendeten oder — verbesserte der Oberbefehlshaber — die Chirurgen, denn eigentliche, wissenschaftlich gebildete Aerzte konnte ich nicht dahin schicken, weil sie uns mangelten — blieben ohne den gewünschten Erfolg. Wie Schneeflocken fielen die Opfer, und die unabweisbare Folge davon war, daß eine Muthlosigkeit die Mannschaften ergriff, die vollends die Wirkung der Medicamente vernichtete. Zuletzt nahmen sie keine Arzneien mehr, weil sie sich als Verlorene ansahen, wenn sie die Krankheit ergriff. Manche entflohen, und wir hatten Mühe, sie aus ihren Verstecken hervorzulocken. Sie sehen, Sir, schloß der Oberbefehlshaber, daß ich Ihnen eine Mission anvertraue, die eine doppelte Wirksamkeit erheischt, eine moralische und eine ärztliche; allein ich lege sie in vollem Vertrauen in Ihre Hand, und das Vaterland und seine geheiligte Majestät werden die Dienste nicht unbelohnt lassen, die

Sie, ohne Zweifel, in höchst befriedigender Weise leisten werden. Ich ertheile Ihnen Vollmacht, Alles anzuordnen, was Sie für ersprießlich ansehen. Verfügen Sie über unsere Schiffsapotheken zu Ihren Zwecken und nehmen Sie sich so viele Untergehülfen mit, als Sie deren zu bedürfen glauben. Die Brigg Pultusk steht zu Ihrer Verfügung, nur — eilen Sie, da große Gefahr im Verzuge liegt.

Das war die Instruction des Doctors, und er eilte, so viel er konnte. Tom ließ sein beliebtes Uff! in dieser Zeit mit besonderem Nachdrucke hören; allein es blieb keine Wahl, der Befehl mußte ausgeführt werden. Sie schifften sich mit hinlänglichen Vorräthen an dem, was zur Bewältigung der Epidemie nothwendig war, und vier Lazarethgehülfen ein, und nach kurzer, glücklicher Fahrt stiegen die dunkeln und wilden Küsten von Marie galante aus den Wellen, die so wunderbar durchsichtig und klar waren, daß man bei einer bedeutenden Tiefe den weißen Meeresboden sah und die Fische, welche still in die Tiefe gingen und deren leuchtende Farben das Auge ergötzten. Je näher sie indessen der Insel kamen, desto schöner wurde der Anblick des Pflanzenwuchses auf derselben. Wo die Felsen nicht schwarz aus dem Meer anstiegen, säumten dicht verschlungene Gebüsche von Mangle-Bäumen die Ufer. Weiter zurück erhoben die Kohl- und Kokospalmen ihre herrlichen Kronen in die reinen Lüfte. An den Bergen sah man dichte Wälder von wilden Orangen und anderen, dem westindischen Himmelsstrich eigenen Baumarten. Schwärme von Seevögeln umkreisten das Schiff und wiegten sich harmlos auf den Wogenkämmen, die ein lieblicher Seewind hob und senkte. Des Doctors Brust schwellten selige Hoffnungen und sein Auge ruhte mit Entzücken auf der schönen Insel, die das Höchste einschloß, was sein Herz kannte.

Tom war das Gegentheil seines Herrn. Finster lehnte er an der Galerie des Hintercastells und sah die Insel mit unwilligen Blicken an. Wäre sie in die klare Tiefe des Oceans versunken vor

seinen Augen, er würde statt seines Uff! ein freudiges Hurrah ausgestoßen haben.

Endlich landeten sie, und der Doctor eilte, sich dem Capitän Pigot, der noch als Befehlshaber auf Marie galante weilte, vorzustellen. Auf's Herzlichste bewillkommte ihn der strenge, aber biedere Mann, und führte ihn sogleich in das Lazareth, wo der Doctor, nachdem es gehörig gereinigt und hergerichtet war, furchtlos die Wohnung seiner darin verstorbenen Vorgänger einnahm.

Schon dieser Umstand, dann aber die energischen Maßregeln, die er in Bezug auf Reinlichkeit, Lüftung und Beköstigung anordnete, und sein entschiedenes Auftreten, die festen und doch zutraulichen, mutheinflößenden Reden, die er an die Leidenden richtete, gewannen ihm schnell volles und unbedingtes Vertrauen und einen Einfluß, wie kein anderer Arzt vor ihm ausgeübt hatte; allein nach wie vor raffte der Tod seine Opfer hin, bis des Doctors Maßregeln günstigere Resultate herbeiführten. Er ließ die Kranken, welche der Genesung zuschritten, schnell auf höher gelegene Punkte der Insel bringen und widmete sich seiner Pflicht mit solcher Sorgfalt, daß selbst die heißen Wünsche seines Herzens zurücktreten mußten.

Der Besuch der hochgelegenen Genesungsorte machte es ihm endlich möglich, mit dem Gebote der strengen Pflicht, auch den Wunsch seines Herzens zu befriedigen.

Er hatte genaue Nachrichten eingezogen und wußte nun, daß Amelie auf Cantrac's Pflanzung war und daß diese nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt, auf einer Höhe lag, zu der man durch ein tiefes, schauerliches Felsenthal gelangte.

Eines Morgens brach er, von dem mürrischen Tom jedoch nicht begleitet, dorthin auf.

Es war ein wundervoller Morgen. Ein sanfter Seewind milderte die Wärme, die schon früh einzutreten pflegt. Die Düfte der blühenden Orangen und anderer, würzige Wohlgerüche aushauchender Blüthen und Pflanzen der überaus üppigen Vegetation

der Insel durchwogten die Lüfte. Ueberall blühte, grünte, jubelte es, wie in dem Herzen des Doctors.

Es pochte ungestüm in seiner Brust. Wie werde ich sie wiederfinden? fragte er sich. Wird sie mir mit der alten Liebe entgegenkommen?

Er ritt jetzt durch das wilde Felsenthal, jenseit dessen das Gelände langsam anstieg. Als er aus den schroffen schwarzen Felswänden heraus war, erblickte er die Gebäude der Pflanzung, die sich an einen kleinen Park anlehnten. Hohe Kokospalmen ragten mit ihren Kronen über die Gebäude hinaus, während die schönsten Gartenanlagen sich vor der Veranda des Hauses ausbreiteten. Etwa hundert Schritte zur Seite des Parkes lagen die Hütten der Neger, deren Aussehen ein bei Weitem besseres war, als es der Doctor auf anderen Inseln Westindiens gesehen hatte.

Ein weiter Raum vor dem Garten und Hause war umzäunt. Hier stieg der Doctor von seinem Pferd und schritt der Veranda zu, welche blühende Rankenpflanzungen umzogen. Er sah Frauengestalten darin; allein, ob sie ihn gleich bemerkt haben mußten, verrieth keine, daß sie ihn kannte. Dies lag übrigens ganz einfach in seiner militärischen Kleidung, in der ihn selbst Amelie, die bei ihrer Schwester saß, nicht erkannte. Erst als er in der offenen Seite der Veranda stand und seinen Hut abzog, rief Madame Cantrac: „Mein Gott, Doctor Roßbridge! Wo kommen Sie her?"

Jetzt erst blickte Amelie ihn an, und mit einem Schrei der Freude stürzte sie ihm entgegen und lag fast ohnmächtig an seiner Brust. Auch Cantrac eilte herbei und begrüßte ihn freudig.

Nach dem ersten Sturme der Wiedersehensfreude mußte er tausend Fragen beantworten, die seinem Vater, Ellen, seinen Schicksalen, seiner Hierherkunft galten. Amelie kam fast nicht zu sich. Sie saß an seiner Seite und hing mit ihren thränenfeuchten Blicken an seinem Mund. Es war, als wollte sie jedes Wort ihm von der Lippe wegnehmen. Alle jene Schüchternheit, die die Aeußerungen ihrer Liebe auf Wight noch zurückgehalten, schien

verschwunden. Die selige Freude des Wiedersehens hatte sie verscheucht. Ihre Seele lag offen da, wie ein reiner Spiegel, den kein Hauch trübt. Seinen Arm hielt sie umschlungen, als wolle sie es verhindern, daß nun noch irgend eine trennende Gewalt zwischen sie trete.

Herr und Madame Cantrac, die in Liebesbeweisen gegen den Retter ihres Lebens wetteiferten, schienen diese Beweise von inniger Liebe, welche der Doctor und Amelie austauschten, auch gar nicht zu bemerken, oder doch als Etwas hinzunehmen, was sich gewissermaßen von selbst verstand. In dieser theuren Gesellschaft flohen dem glücklichen Doctor die Stunden mit Blitzeseile dahin, und die nahende Ruhe des Abends erinnerte ihn erst an die Scheidestunde, welche die Pflicht gebot. Denn etwa eine halbe Meile hinter der Pflanzung lag das einsame Gehöfte, wo die Genesenden weilten. Dorthin begleitete ihn Cantrac.

Unterwegs sprach er viel über die ausgebrochene Fieberepidemie und erkundigte sich sehr genau, wie der Gesundheitszustand im Fort sei. Arglos erzählte ihm der Doctor Alles auf's Genaueste, besuchte dann seine Pflegebefohlenen und ritt mit Cantrac wieder nach der Pflanzung, wo er noch blieb, bis die Nacht hereinbrach. Dann erst schied er von der Geliebten und trabte der Stadt zu, gebunden durch das so gerne gegebene Wort, jeden Tag die Pflanzung zu besuchen.

Als ihm Tom das Pferd abnahm, sagte der Doctor: „Miß Amelie läßt Dich grüßen, Tom!"

„Miß Amelie, Herr? Uff! wie soll die hieher kommen?" fragte der Alte, und das Mißvergnügen stritt mit der Freude, daß die schöne Miß seiner gedacht.

„Sie wohnt hier in der Nähe mit Cantrac und seiner Frau, die Du retten halfest," erwiederte der Doctor; „Alle wollen Dich sehen, und morgen reitest Du mit mir hinaus."

„Mich sehen?" wiederholte Tom, und kein Uff! ging über seine Lippen und durch seine Zähne. „Ich hätte so einem Franzosenherzen

nicht zugetraut, daß seine Dankbarkeit weiter reichte, als seine Nase," sagte er. „Meinetwegen, Herr; ich begleite Euch," setzte er um Vieles freundlicher hinzu.

Als der Doctor zu dem Capitän Pigot kam, sagte dieser: „Ist Ihnen nichts aufgefallen diesen Abend, Doctor?"

„Roßbridge sah ihn fragend an und erwiederte: „Nichts, als daß die Luft eigenthümlich schwül, fast drückend war, und kein Lüftchen wehte."

„Das ist's eben," erwiederte Pigot. „Wir haben einen bösen Nachbar an dem Vulkane Souffrier. Seit zwei Tagen sieht man keine Rauchwolken aus ihm aufsteigen; das Meer wirft eine Menge todter Fische aus, was auf unterseeische Gasausströmungen hindeutet, und dies sind die zweifellosen Vorboten eines Erdbebens. Ich fürchte, wir haben eins diese Nacht zu erwarten. Sie sind auf den Antillen etwas Gewöhnliches, aber in ihren Folgen oft verheerend."

Der Doctor setzte sich zu dem Capitän und ihr Gespräch drehte sich um die Ursachen der Erdbeben, als plötzlich ein Stoß geschah, der das Gebäude erzittern machte, die Kerzen auf dem Tisch umwarf und fast bewirkt hätte, daß der Doctor von seinem Stuhle gestürzt wäre. Der Stoß war so plötzlich gekommen, daß beide Männer, heftig erschrocken, aufsprangen und nach der Thür eilten. Zugleich ließ sich ein Geräusch hören, ähnlich dem rollenden Donner, und es schien Beiden über ihren Häuptern zu sein. Wenige Minuten später folgte ein zweiter und dritter Stoß, der ihnen kaum zuließ, das Gleichgewicht im Stehen zu halten. Jetzt fielen dem Doctor seine Kranken ein. Er verließ eiligst den Capitän, um nach ihnen zu sehen und sie zu beruhigen. Er fand sie alle aus ihren Betten, und selbst die Leidendsten unter ihnen standen vor dem Lazareth, in ihre Decken gehüllt, und zitterten vor Schrecken.

Vergebens bemühte sich der Doctor, sie in das Haus zu bringen. Die Erdstöße folgten so rasch und so heftig, daß das Haus in seinen Fugen krachte, als wolle es einstürzen.

„Uff, Herr," rief Tom, „machen Sie, daß wir von dieser verdammten Insel fortkommen! Goddam! sie begräbt uns noch unter ihren Trümmern." Ein neuer Stoß erfolgte. Die Mauer des Lazareths bekam einen Riß, mehrere Mauern des Forts und ein Stück des Walles stürzten ein. Die Verwirrung war grenzenlos. Die Schiffe im Hafen tanzten auf der Fluth, so waren die Wellen bewegt. Aus der Stadt drang das Jammergeschrei herauf. Man sah die Einwohner in Schaaren auf den öffentlichen Plätzen gedrängt stehen. Andere flohen aus den Thoren zum Hafen, wo die Wellen ihnen den Tod drohten; denn sie traten über die Ufer und brachen sich an den Mauern der Häuser, die zunächst dem Hafendamme standen. Wieder Andere flohen in die Berge, wo sich loslösende Felsen sie zu zerschmettern drohten, die mit grausigem Gepolter herabstürzten.

Zum Glück war es der letzte Stoß. Der umwölkte Himmel klärte sich auf, und das Auge der Nacht, der Mond, beschien ein Bild von Graus und Jammer. Man zog Todte, Sterbende, Verstümmelte unter dem Schutte der eingestürzten Häuser heraus und der Doctor, der mit Capitän Pigot das Lazareth untersucht hatte, konnte nur mit größter Mühe die Leidenden bewegen, in ihre Hängematten zurückzukehren.

Ueberall bedurfte man seiner Hülfe, und unermüdet leistete er sie die ganze Nacht hindurch.

Als endlich der Tag anbrach, konnte er dem Zuge seines Herzens nicht länger Widerstand leisten. Er stieg mit Tom zu Pferd, um nach Cantrac's Pflanzung zu eilen, während Tom unaufhörlich Verwünschungen über die Insel ausstieß, wo das Einzige, was Bestand haben solle, der Boden unter den Füßen, nicht fest und sicher sei.

Der Doktor hörte diese halblauten Aeußerungen, und so wenig er irgend zum Lachen geneigt war, konnte er dennoch nicht widerstehen; denn es kam so komisch mitunter, daß es ihn überwältigte. Er schwieg indessen, um nicht dem Strom ein Bett zu geben, der

dann — dafür kannte er seinen Tom — ohne Maß dahergebraust wäre.

Amelie flog ihm entgegen, als er endlich anlangte. Sie hatte so schwere Sorge seinetwegen gehegt; versicherte aber, Cantrac's Schaden sei unbedeutend und das Erdbeben sei lange nicht so heftig gewesen, als das, welches sie vor einem Jahr erlebt.

Tom hörte ihr zu und betrachtete das reizende Mädchen mit Wohlgefallen, obgleich die Vertraulichkeit mit dem Doctor ihm höchst mißfiel.

Jetzt sah sie den alten Tom erst.

„Tom!“ rief sie aus und kam eilenden Schrittes auf ihn zu — „Tom, seid tausendmal willkommen!“ Sie reichte ihm die kleine, hübsche Hand und in des Alten Augenwinkeln wurde es feucht.

„Gott segne Sie, edle Miß!“ sagte er mit wankender Stimme. „Es thut mir sehr wohl, daß Sie den alten Tom noch kennen!“ Sie rief einem Neger, der Tom die Pferde abnahm, und nöthigte Tom, in die Veranda zu treten, wo bald Madame Cantrac und ihr Mann erschienen.

Auch sie begrüßten den Doctor und dankten für seine Aufmerksamkeit und erwiesen dem alten Seemanne eine Freundlichkeit, die ihn tief rührte.

Mit wahrer Freude sah der Doctor, wie die Aufmerksamkeit, welche Tom empfing, die Kruste des Widerwillens mehr und mehr schmolz, die sich um sein Herz gelegt hatte. Mit Blicken des Wohlgefallens und Wohlwollens begleitete er Amelie, wenn sie ging und kam. Dennoch fiel dem Doctor Etwas auf.

Als ihn Cantrac fragte, ob das Erdbeben dem Fort geschadet, und er ihm erzählte, welche Zerstörungen es hervorgebracht, konnten Cantrac und seine Frau ihre Freude kaum beherrschen, und warfen sich so eigenthümliche, vielsagende Blicke zu, daß die Ahnung irgend einer Gefahr in seiner Seele aufstieg, ohne daß er jedoch sich deutlich Rechenschaft geben konnte über die Natur derselben. Er kannte Cantrac's tückischen Charakter nur zu gut, und daß ihm, troß ihrer

Herzlichkeit, Madame Cantrac nicht hold sei, war ihm schon auf Wight kein Geheimniß geblieben.

Auch kam es ihm vor, als ob Amelie heute von einer gewissen Unruhe angetrieben würde. Sie sah ihn oft so ausdrucksvoll an, ohne aber Etwas zu äußern. Sie schien das Alleinsein mit ihm mit sichtlichem Bestreben zu suchen, allein nie waren sie es auch nur Eine Secunde. Entweder Cantrac oder seine Frau suchten stets anwesend zu sein.

Nachdem der Doctor seine Reconvalescenten besucht, die sich von dem Schrecken des Erdbebens wieder erholt hatten, und zur Pflanzung zurückgekehrt war, sagte Amelie: „Unser Freund hat die Negerwohnungen noch nicht gesehen, und die alte Hebe ist so krank. Du hast wohl nichts dagegen, wenn ich ihn dahin führe?“

„Nichts weniger, als Das,“ sagte Madame Cantrac, „und um Das zu beweisen, begleite ich Euch dahin.“

Amelie war betroffen, da sie die Gemächlichkeit ihrer sehr zur Corpulenz neigenden Schwester kannte; allein der Versuch war mißglückt, und der einmal in des Doctors Seele aufgekeimte Verdacht regte sich stärker.

Sie gingen durch eine schattige Allee blühender Orangen zu den Negerwohnungen, wo mit sichtbarer Selbstgenügsamkeit Madame Cantrac auf den bessern Zustand der Wohnungen, auf das heitere und gesunde Aussehen der Negerinnen und Kinder hinwies. Der Doctor freute sich dieser Erscheinungen, und bald traten sie in eine Hütte, wo eine alte Negerin, gepflegt von ihrem Enkel, einem Negerknaben, in ihrem Hamak lag und ächzte. Der Eintritt Amelie's war eine Freude für sie. Der Knabe flog auf sie zu und küßte ihre Hand, und Amelie zog ihn vor die Hütte hinaus, während der Doctor den Krankheitszustand der Alten erforschte. Er verordnete ihr alsdann das Nöthige und kehrte mit den Damen nach der Wohnung Cantrac's zurück.

Während des Essens war Cantrac vorzüglich zuvorkommend gegen den Doctor, und Amelie's ausdrucksvolle Blicke begleiteten

ihn unaufhörlich mit einem fragenden, zweifelnden, überraschten und mißtrauischen Ausdruck. Es schien, als finde sie diese Auszeichnungen im Widerspruche mit anderen Aeußerungen, und manchmal versank sie in ein Hinbrüten, das deutlich zeigte, es bewege sie Etwas, worin sie noch nicht zur vollen Klarheit gekommen sei.

Erst nach Tisch, als der Zeitpunkt der Siesta nahte, begann Cantrac dem Doctor zu eröffnen, daß er auf den folgenden Tag ein Fest arrangirt habe zu Ehren des Wiedersehens auf Marie galante, und daß er dazu sämmtliche englische Offiziere einzuladen gedenke und deßwegen ihn nach dem Fort begleiten werde, bei welcher Gelegenheit er denn auch noch Eins und das Andere, zur Erhöhung des Glanzes gehörige, in der Stadt zu besorgen habe.

Die Damen hatten sich bereits zurückgezogen, und auch der Doctor trat in das Gemach, welches ihm ein Neger öffnete, um seine Siesta zu halten, eine Sitte, welche in den heißen Himmelsstrichen nicht wohl zu umgehen ist.

Als der Neger sich mit ihm allein sah, reichte er ihm ein zierlich gefaltetes Blatt, legte den Zeigefinger der rechten Hand auf seine schwülstigen Lippen, die linke auf seine Brust, neigte sich tief und hauchte den Namen „Amelie" leise aus. Dann zog er sich zurück. Der Doctor schloß seine Thüre, warf sich auf die Ottomane, riß in heftiger Spannung das Billet auf und las:

„Theurer Freund!

„Ueberall verhindert, ein Wort mit Dir allein zu reden, muß ich dies Billet in Deine Hand spielen durch den mir treu ergebenen Neger Leo. Es geht hier im Hause und auf der Insel Etwas vor, was ich leider nicht durchschaue, weil man mir vorsichtig Alles verhüllt. Es kommen und gehen Leute aus den verschiedensten Orten und den entferntesten der Insel. Ueber allen den Berathungen ruht ein tiefer Schleier. Meine Angst um Dich wächst mit jedem Augenblick, ob ich gleich nicht weiß, warum. Fast scheint es mir, es gelte Eure Ueberrumpelung, da Ihr jetzt so wenig kampffähige

Leute habt. Sie können die Schmach nicht vergessen, daß die Insel auf eine so fabelhafte Weise in Eure Gewalt gerieth. Ich befürchte, es droht Euch Gefahr. Schone, erhalte, rette Dein theures Leben! Alle Heiligen mögen Dich schützen!

Amelie."

Der Doctor las, las wieder und schüttelte den Kopf.

Sollte sie sich täuschen? Wie konnte Cantrac gegen ihn treulos handeln? Und doch war ihm etwas Unstätes, Geschäftiges auf der Pflanzung aufgefallen, was er freilich dem Feste später zuzuschreiben geneigt war, das Cantrac geben wollte. Allerdings erinnerte er sich, wie an den zwei Tagen Cantrac ihn ausgeforscht. Seinem Charakter war eine Hinterlist nicht fremd. Daß er rasch zurück müsse zu Capitän Pigot, lag außer Zweifel. Konnten noch Vorkehrungen getroffen werden, so mußte das Alles schnell geschehen. Er schloß leise die Thür auf und sah den Neger Leo davor stehen. Dieser winkte und schlich leise heran. Er deutete nach den beiden Wänden des Gemachs mit einer Geberde, welche auf mögliches Lauern hinwies, dann neigte er seinen Mund zu des Doctors Ohr und flüsterte: Massa, eine Stunde von hier stehen französische Soldaten im Walde. Kommt morgen nicht. Ihr seid verloren! Der Verrath ist künstlich ausgesponnen. Die Offiziere sollen gefangen genommen werden. Rasch entfernte er sich nach diesen Worten, kam jedoch noch einmal zurück und sagte: Massa, Leo hat eben gelauscht! Vertrauet ihm! Verrathet ihn nicht. Der Doctor trat in das Gemach zurück, sank in die Ottomane, um noch schnell zu berathschlagen, und schritt dann hinab in die Veranda. Ganz unvermuthet traf er hier Herrn und Madame Cantrac in eifrigem Gespräche, das jedoch, sobald man sein Kommen wahrnahm, in ein heiteres Lachen überging.

„Sie haben auch nicht schlafen können?" fragte Cantrac und suchte die Befangenheit über des Doctors unerwartetes Kommen zu verbergen.

„Die Hitze ist zu groß," sagte der Doctor so heiter als möglich, „und Ihr köstlicher Wein ist wie Feuer in den Adern."

„Uns ging es gerade so," versetzte Madame Cantrac. „Amelie trank keinen Wein. Sie scheint der Siesta ihr Recht zu erhalten."

Ein leichtes Gespräch kam bald in Gang und der Doctor sagte: „Da Sie mir die Freude machen wollen, mich zu begleiten, so möchte ich bitten, daß wir zeitig abgehen."

„Warum eilen Sie so?" fragte betroffen Madame Cantrac.

„Ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen," erwiederte der Doctor, „daß wir einige Schiffe erwarten, deren Offiziere mir befreundet sind."

Herr und Frau Cantrac erbleichten, aber schnell erholten sich beide wieder.

„Wagen sie sich denn an's Land bei den Gefahren der Epidemie?" fragte Cantrac.

Der Doctor lachte. „Glauben Sie, unsere Offiziere seien so feig?" fragte er scharf betont. „Sie irren sich dann sehr," fuhr er fort. „Und gerade die, welche wir mit Landungstruppen erwarten, gehören zu den Tüchtigsten der Marine und Armee Sr. Majestät von England."

Cantrac sah einen Augenblick zur Erde; dann hatte er sich schnell gesammelt.

„Dürfte ich mir mit dem Glücke schmeicheln, auch diese tapferen Männer bei meinem Feste zu begrüßen?"

„Ich zweifle nicht," war des Doctors Antwort, „wenn Sie sie einladen."

„Falls sie aber erst diese Nacht kämen oder morgen frühe," fuhr Cantrac fort, „so könnte ich das nicht selbst. Sie erkennen, daß ein so liebes, wichtiges Fest meine Anwesenheit auf's Dringendste heischt. Dürfte ich darauf rechnen, daß der Capitän Pigot und Sie meine Stelle verträten in diesem Falle?"

„Ich will es Ihnen gerne zusagen," versetzte der Doctor, „und da Sie persönlich den Befehlshaber heute noch einladen, so werden

einige verbindliche Worte diesen ohne Zweifel bestimmen, mit Vergnügen ihren Wunsch zu erfüllen."

„Mit der persönlichen Einladung hat es, wie mir meine theure Frau sagt, Schwierigkeiten gefunden. Es ist noch unendlich viel zu beschicken. Darum wollte ich Sie bitten, diese Zeilen an den Commandanten mitzunehmen!" Er reichte mit diesen Worten dem Doctor ein Einladungsschreiben. Der Doctor steckte es ein und Amelie trat nun zu ihnen. Sie war heiterer, und ein bedeutungsvoller Blick des Doctors sagte ihr genugsam, daß Alles in Ordnung sei.

Jetzt aber eilte er weg und Tom brachte die Pferde.

„Also auf Wiedersehen morgen!" sagte Madame Cantrac, und ihr Gatte setzte hinzu: „Je mehr Gäste sie bringen, je willkommener sollen Sie uns sein."

Amelie begleitete ihn noch bis zum Thore des Gartens und hier flüsterte er ihr zu: „Ich weiß Alles! Leo ist bei mir gewesen." Darauf schwang er sich auf's Pferd und ritt, so lange man ihn sehen konnte, langsam und nachlässig des Weges, grüßte noch oft zurück und gab sich den Anschein völliger Ruhe und Ahnungslosigkeit; als er aber aus dem Gesichtskreise der Pflanzung war, sagte er zu Tom: „Nun aber müssen wir fliegen, und wenn wir die Pferde todtjagen!" und im sausendsten Galopp flogen sie dahin.

Die Thiere waren mit Schaum bedeckt, als sie in das Fort einritten.

Der Doctor sprang ab, warf Tom den Zügel zu, eilte zu Capitän Pigot und trat unangemeldet ein.

„Entschuldigen Sie mein Eintreten," sagte er zu dem Commandanten; „die Nachricht, die ich bringe, leidet keinen Aufschub!" Und nun berichtete er dem Capitän über das ganze Complot, dessen Seele Cantrac zu sein schien, und ließ ihn Amelie's Brieschen lesen. —

„Goddam!" rief Pigot und stampfte in wüthendem Verdrusse den Boden. „Was sollen wir thun? Die Mauern des Forts und

die Wälle liegen theilweise in Trümmern, und mit der Handvoll brauchbarer Leute können wir keinen Widerstand leisten, da die meisten leidend sind.

„Geschwind, lieber Doctor, eilen Sie in den Hafen, nehmen Sie ein Boot und rudern Sie nach der Fregatte Circe, die auf der Rhede liegt. Der Capitän kann und wird uns Hülfe schicken! Ich will unterdessen die Offiziere zum Kriegsrath versammeln und alle arbeitsfähigen Soldaten die Pallisaden herstellen lassen. Wenn dann auch die Wälle gelitten haben, so stellen wir gerade an die Breschen die Kanonen und wehren uns wacker. Uebrigens ist es mit dem Complote richtig, denn schon vor etlichen Tagen wurde mir eine Anzeige gemacht, daß einige Bürger der Stadt davon geredet hätten, von Guadeloupe würde General Ernauff, der dort Gouverneur ist, Landungstruppen senden, die dann mit Hülfe der Landwehr die Engländer niederwerfen würden. Ich habe es leider nicht beachtet, und das nichtswürdige Erdbeben hat den Hallunken in die Hände gearbeitet, wie es nicht besser hätte geschehen können. Nun aber eilen Sie, Doctor, wir haben Mondschein. Es wird besser gehen, als wir Alle denken."

Der Doctor eilte hinweg und Pigot ließ eiligst die Offiziere berufen.

5.

Die Vermuthung des Doctors, daß Cantrac und seine Frau die Seele des Verrathes seien, war vollkommen richtig.

Madame Cantrac gehörte zu jenen leidenschaftlichen Wesen, die einen tiefgewurzelten Haß nie wieder fahren lassen. Wir wissen, daß des Doctors schöne Persönlichkeit schon auf Wight sie mit einer heißen Leidenschaft für ihn erfüllt hatte; daß aber alle Versuche, ihm Neigung zu ihr einzuflößen, vergeblich waren. Die tiefverwundete Frau vergab das nie mehr. Sie mißgönnte ihrer Schwester

des Doctors Liebe, und veranlaßte ihre schnelle Abreise, um sich an ihm zu rächen. Das herzlose, selbstsüchtige, einer edlern Regung unfähige Weib achtete kaum auf den tiefen Schmerz Amelie's. Selbst keiner tiefen Empfindung fähig, traute sie auch ihr keine zu und triumphirend sah sie des Doctors Leid.

Auf Marie galante gelandet, vergaß sie den Doctor leicht durch den Umgang mit den französischen Offizieren. Auf's Unangenehmste wurde sie darum von dem Ereigniß berührt, welches auf eine so schmähliche Art die Insel in die Gewalt der Engländer brachte. Gerade ihrem Geliebten gelang es nicht, nach Guadeloupe zu entfliehen. Er wurde Kriegsgefangener und befand sich als solcher in Antiqua, wo sich die zahlreichen Kriegsgefangenen von anderen Inseln und den genommenen Schiffen befanden.

Nicht gering war ihr Grimm, als plötzlich unerwartet der verhaßte Doctor auf der Pflanzung erschien und es sich nun klar erwies, daß die Liebe des Doctors und Amelie's noch ebenso jung und frisch, tief und innig war, als auf Wight. Die Klugheit gebot ihr jedoch, jetzt zum bösen Spiele gute Miene zu machen. Ganz Meisterin in der Kunst der Verstellung, bewies sie dem Doctor die dankbarste Zuneigung, während unter dieser freundlichen Hülle der wildeste Haß, der glühendste Durst nach Rache verborgen lag, und sie auf Mittel und Wege sann, ihn zu verderben, und sollte Amelie's Herz auch darüber brechen.

Schon längere Zeit, ehe der Doctor auf der Pflanzung erschien, waren Verbindungen mit Guadeloupe im Werke, durch einen Ueberfall von dort aus die Engländer zu übermannen.

Cantrac, von seiner ränkevollen Frau angespornt, war der Eifrigste unter den verschworenen Pflanzern der Insel. Von ihm gingen alle Fäden der Verbindung mit Guadeloupe aus und in seiner Hand liefen sie alle wieder zusammen. Nach und nach verbreitete sich die Verbindung, wie ein Netz über ganz Marie galante. Man fühlte die Schmach zu tief, in die Hand des Feindes

ohne einen Blutstropfen, ohne allen Kampf gerathen zu sein, und wollte sie gern abwaschen. So kamen Aller Wünsche mit denen der intriguanten Frau in Einem Punkte zusammen und die vorsichtig angelegten Pläne reiften schnell. Die vielen Kranken im Fort; die Verwüstungen des Erdbebens und des Doctors ohne Zweifel nahe Werbung um Amelie's Hand ließen die möglichste Beschleunigung wünschen. Darum suchten die beiden Gatten vor Amelie ihre Pläne zu verbergen; allein diese bemerkte das geheimnißvolle Treiben und ahnte richtig, was im Werke sei. Der Negersclave Leo, der älteste Sohn der alten Negerin Hebe, die schon so lange litt, kam endlich hinter die Sache und theilte Amelie und dem Doctor mit, wie es eigentlich stand. Herr und Frau Cantrac wußten, daß bereits an zweihundert Franzosen gelandet seien. Die Offiziere waren bereits in Civilkleidern theilweise auf der Pflanzung gewesen, ohne daß Amelie gewußt hätte, wer sie seien. Der Plan, die englischen Offiziere zu einem Fest einzuladen und sie dann alle zu überfallen und gefangen zu nehmen, war von Frau Cantrac ausgesonnen und würde, ohne Amelie's und Leo's Warnungen, sicher zu seinem Ziele geführt haben. Sie ahnte nicht, als der Doctor wegritt, daß er Alles wisse, und er hatte sie durch seine Verstellung völlig überlistet.

Während auf Cantrac's Pflanzung die ganze Nacht Alles in Bewegung war, das Fest so glänzend und schwelgerisch als möglich zu machen, rückten die Franzosen der Pflanzung näher und nahmen ihre Stellungen. Vorposten wurden ausgestellt, um nicht überfallen werden zu können, und die Offiziere, viele in das Geheimniß eingeweihte Pflanzer und Beamte sammelten sich früh am Morgen zum Frühstück auf dem schönen Wiesenplatze links vom Pflanzerhause, wo der Schatten mächtiger Platanen die Reihen der auf's Opulenteste besetzten Tische gegen die Gluth der Sonne schützte. Die Sache wurde sehr ernst besprochen, man war aber von der Sicherheit des Gelingens auf's Lebhafteste überzeugt und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft der brittischen Offiziere.

In der Stadt war man indessen in der Stille ebenfalls zu festen Entschlüssen gekommen.

Die Fregatte Circe lag im Hafen oder vielmehr auf der Rhede vor Anker. Zu ihrem Capitän war der Doctor geeilt, um ihm von dem Verrathe Kunde zu geben. Er sandte sogleich alle Mannschaften, welche er an Bord hatte, nebst achtzig Seeleuten und zwei Kanonen, wie auch hinlängliche Munition für eine längere Vertheidigung in das Fort und der Doctor traf unter dem Schleier der Nacht mit ihnen ein.

Pigot hatte, wie schon bemerkt worden, die Offiziere zu sich beschieden.

Das Fort bestand aus einem Vierecke, das innen eine ziemlich starke Mauer mit Schießscharten einschloß. Vor dieser Mauer war ein tiefer Graben, dem jedoch in dieser Jahreszeit das Wasser fehlte; und ein Wall umgab diesen Graben nach außen. Vor dem Walle lief eine Pallisadenreihe rings herum. Das Erdbeben hatte indessen einen Theil der Mauer zerstört, einen bedeutenden Theil des Walles niedergeworfen und auch die Pallisadenreihe unterbrochen. Offiziere und Soldaten gingen nun in der Nacht rüstig an das Werk. Die Mauer wurde mit Sandsäcken ausgefüllt, so gut es immerhin ging; der Wall wurde mit Steinen und Rasen, mit Erde und Holz, kurz mit Allem, was man irgend haben konnte, hergestellt und gestampft. Die Pallisadenreihe war leicht herzustellen.

Mit Vergnügen überblickte Capitän Pigot die Arbeiten dieser hellen Mondnacht und mit Erstaunen betrachteten die Bewohner der Stadt die ihnen unbegreifliche Erscheinung. Zwischen den Schanzkörben des Walles blickten ein Dutzend Kanonen heraus, und darunter ein vier und zwanzig Pfünder, der keinen Scherz verstand und keine Heiterkeit einflößte.

Die Eingeweihten in der Stadt ließen den Kopf hängen und die Nichteingeweihten fragten voll Erstaunen, was Das zu bedeuten habe. Als die Offiziere wieder bei dem Commandanten zusammentraten, nahm der Adjutant Jones, ein tollkühner, verwegener

Mensch, das Wort und sagte: „Wir haben uns nun in einen achtunggebietenden Vertheidigungsstand gesetzt, meine Herren; aber wenn nun das Ganze ein übelverstandenes Mißtrauen Einer Person wäre, die dies unserem ehrenwerthen Doctor wohlmeinend und ehrlich mitgetheilt hätte? Wenn der Neger Leo, wie es so oft bei diesen verschmitzten Schwarzen ist, einen glühenden Haß gegen seinen Leibherrn hätte und diesem hier einen Denkzettel anzuhängen beabsichtigte? — Ich bin weit entfernt, unserem ehrenwerthen Doctor irgendwie zu nahe treten zu wollen; aber die Möglichkeit ist denkbar, das werden Sie nicht in Abrede stellen wollen und können?"

Der Doctor räumte das ein; aber er machte doch aus dem Charakter Cantrac's und seiner Frau, aus dem Ausfragen, aus dem Erbleichen und seine Person-Salviren, als er von den zwei Kriegsschiffen sprach, so viele Gründe geltend, daß die Mehrzahl ihm wieder unbedingt beistimmte.

„Es gibt ein einfaches Mittel, die ganze Sache zur vollen Gewißheit zu erheben," versetzte der Adjutant, „und dieses besteht darin, daß der Herr Commandant mir die Erlaubniß ertheilt, hin zu reiten und mir die Sache anzusehen. Mein Pferd ist der beste Renner, den es geben kann; ich sehe Alles selbst und kann dann berichten."

„Wir bitten um dieselbe Erlaubniß!" riefen fünf bis sechs Offiziere zugleich, nebst dem Doctor.

Capitän Pigot runzelte die Stirn.

„Es geht nicht an, meine werthen Herren," sagte er ernst, „daß ich Ihnen solches gestatte. Einem möchte ich es zugestehen, zu recognosciren, aber Allen nicht."

„So habe ich mit Ihrer Genehmhaltung den Vorzug, weil ich den Vorschlag gemacht und der Erste gewesen bin;" rief der Adjutant.

„Es sei Ihnen gestattet, Lieutenant Jones," erwiederte Pigot, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie mit der größten Vorsicht und Schonung Ihres Lebens zu Werke gehen!" Jones verbeugte

sich, und schon nach wenigen Augenblicken sah man ihn gegen die Schlucht hinjagen, daß ihn eine Staubwolke fast verbarg.

Jones ritt völlig ungefährdet in die Schlucht hinein, und als er die Anhöhe erreicht hatte, wo man die Pflanzung Cantrac's vor sich liegen sah, konnte er ein großes Gewimmel von Menschen erblicken, die unter den Bäumen an Tischen saßen. Es waren Bürgerliche und Offiziere, welche die französische Uniform trugen.

In dem Augenblicke, wo er eben mit sich zu Rathe ging, ob er auf die Pflanzung zureiten oder umkehren solle, rief ihn eine französische Schildwache an: „Qui vive?"

Jones war betroffen und säumte augenblicklich, die Antwort zu geben. — Da knallte das Gewehr und die Kugel pfiff an seinem Ohre. Sie traf glücklicher Weise nur den Hut, den sie ihm aber vom Kopfe wegriß.

Durch den unerwarteten Schuß und des Adjutanten Bewegung, nach seinem Hute zu greifen, wurde sein Pferd scheu und flog nun unaufhaltsam der Pflanzung zu, zum Thore des Gartens hinein. Jones, ein trefflicher Reiter, sah wohl, daß er verloren sei, wenn ihn das Pferd nicht rette, denn mehrere Kugeln waren ihm von versteckten Soldaten noch nachgesendet worden. Er gab daher dem ohnehin völlig wilden Pferde noch die Sporen, und wie ein Sturmwind flog es in den Garten, auf die Tische zu, wo alle Dasitzenden voll Entsetzen aufsprangen. Hohnlachend blickte sich Jones nach allen Seiten um und hatte nur so viel Zeit, ihnen die wohlverdienten Ehrennamen: „Schurken und Meuchelmörder!" zuzurufen, so hatte schon sein Thier über die Tische gesetzt und war mit ihm in den Bäumen hinter dem Hause verschwunden. Dort setzte es noch einmal über die Umzäunung des Parks und dann erst leitete es Jones von der andern Seite um die Pflanzung herum und ritt die Anhöhe ruhiger hinab. Zu seiner nicht geringen Freude sah er seinen durchlöcherten Hut auf dem Felde liegen. Das Pferd stand zitternd stille, daß er sich den Hut holen konnte, aber kaum saß er

wieder im Sattel, als es von französischen Soldaten auf allen Seiten zu wimmeln begann, die auf ihn zustürzten.

Jetzt galt es Freiheit und Leben!

Schüsse knallten. Die Kugeln pfiffen um seine Ohren, und auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, jagte er die Anhöhe hinab, erreichte die Schlucht und war bald ihren Kugeln, ja selbst ihren Blicken entzogen.

Keine Kugel hatte ihn getroffen; aber als er in das Fort hineinjagte, hielt er seinen Hut hin und rief: „Es ist in Wahrheit so! der Schurke von Cantrac hat den schmählichsten Verrath geübt!“

Schnell erzählte er sein Abenteuer, und die Offiziere, so ernst auch die Sache war, mußten unwillkürlich über die Erzählung des Adjutanten lachen, der absonderlich die Purzelbäume komisch schilderte, welche die vor Schrecken, sammt ihren Stühlen, zur Erde stürzenden Pflanzer gemacht hatten.

„Ich glaube diesem nach,“ sagte Pigot, „daß wir ihr Anprallen baldigst zu erwarten haben.“

Der Doctor hatte des Adjutanten Erzählung mit großer Theilnahme angehört. Wie gerne hätte er nach Amelie gefragt, aber das konnte und durfte er jetzt nicht.

Capitän Pigot ordnete die Vertheidigung an; ließ die sämmtlichen Kanonen mit Kartätschen laden und Alles bereit machen zur nachdrücklichen Vertheidigung gegen einen Anfall, den er, nach den Vorgängen mit Adjutant Jones, nun jede Minute erwarten zu können glaubte.

Besonders erbittert waren alle Offiziere über Cantrac; denn ein Spion aus der Stadt berichtete, daß General Ernauff von Guadeloupe hundert und zwanzig Mann unter dem Befehl eines Obristen in der Bai habe landen lassen, unter dem Schirm einer dunkeln Nacht.

Cantrac, der in Guadeloupe gewesen war, hatte selbst die angesehensten Bewohner der Insel für das Unternehmen gewonnen, und diese die Landwehr aufgeboten. Mit Sicherheit hatte er darauf

gerechnet, daß der Doctor sämmtliche Offiziere auf die Pflanzung bringen würde, die dann in ihre Gewalt fielen, die Engländer ihrer Führung beraubten, und den Ueberfall des durch das Erdbeben so stark beschädigten und so schwach vertheidigten Forts erfolgreich machen müßten.

Dieser wohlberechnete Plan war gescheitert und die giftigen Blicke, welche Madame Cantrac auf ihre Schwester schleuderte, verriethen ihren Verdacht.

„Wir sind verloren," sagte sie in einem Augenblicke, wo sie mit Amelie allein war, „und Du hast uns verrathen!"

Amelie blickte sie mit Ruhe an und entgegnete ihr: „Ich habe Dich vor der schweren Sünde bewahrt, dem Retter Deines Lebens mit einem Judasundank zu lohnen, und meine Pflicht war es, ihn zu warnen, der mein Bräutigam ist!"

Sie schleuderte ihr einen Blick zu, in dem eine ganze Hölle lag: Zorn, Rache, Drohung, und eilte wie eine Rasende hinweg.

Was Hauptmann Pigot erwartet hatte, geschah. Eine Truppenabtheilung rückte der Stadt zu.

Ein Signalschuß von der Fregatte Circe, die sich mit ihren offenen Kanonenlucken der Stadt auf Schußweite genähert hatte, und von deren Mastkorb jede Bewegung des Feindes beobachtet werden konnte, warnte in diesem Augenblicke die Besatzung des Forts.

Gleich darauf wurde eine zweite Abtheilung bemerkt; eine Vedette von sechzehn Marinesoldaten rückte den Franzosen entgegen und man vernahm bald das Knattern des Plänkelfeuers, das immer lebhafter zu werden begann. Da sich die zweite Colonne der Franzosen mit der ersten vereinigte, so vermochten die Seesoldaten ihnen keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Sie zogen sich fest und geordnet, ohne daß auch nur Einer wäre verwundet worden, in das Fort zurück, und alsbald rückten die Feinde im Sturmschritte vor. Zu ihnen stießen eine Menge Einwohner der Stadt, die wohlbewaffnet waren.

Ein Kartätschen-Hagel begrüßte sie mit solcher Kraft, daß sie sogleich wichen, aber bald, wohlgeordnet, wieder anrückten. Die Soldaten, welche hinter den Pallisaden standen, fingen ein mörderisches Feuer an; die Sechspfünder spieen Verderben und der Vierundzwanzigpfünder redete eine so nachdrückliche Sprache, daß sich die Fregatte veranlaßt sah, auch ihrerseits eine volle Ladung der Stadt zuzusenden, die verheerend wirkte. Die Franzosen warfen sich in die Häuser und unterhielten von hier aus ein stetes Feuer, das den Engländern um so nachtheiliger wurde, als sie den Schüssen ausgesetzt waren, jene aber in den Häusern sichern Schutz hatten.

Daß sie so keck den Kampf aufgenommen, war einerseits die Gewißheit von der geringen Zahl der Vertheidiger des Forts, andererseits die Erwartung, daß die Colonnen der Landwehr der Insel schnell nachrücken würden.

Der Kampf hatte nun schon von Morgens sieben bis Mittags vier Uhr gewährt. Mancher Franzose war niedergestreckt worden, aber auch manche französische Kugel hatte ihr Ziel unter Denen im Fort gefunden. Die Fregatte war in stetem Feuern geblieben und die Häuser am Quai des Hafens waren theils zusammengeschossen, theils so zugerichtet, daß sie vom Einsturze nicht mehr ferne waren.

Gegen vier Uhr erblickte man einen ansehnlichen Heerhaufen, der sich der Stadt näherte. Man konnte die Kleidung der Anrückenden nicht genau unterscheiden und die Franzosen brachen in einen freudigen Tumult aus, da sie sie sicher für den erwarteten Zuzug hielten; allein in dem Augenblicke, als eine bedeutende Entmuthigung das kleine Häuflein im Fort, das durch Verwundete und Todte noch mehr geschmolzen war, ergriff, signalisirte die Fregatte Circe, daß zwei englische Kriegsschiffe erschienen seien.

„Hurrah!“ klang's durch die Reihen der Engländer, rascher flogen die Kugeln in die Stadt, und die Aengstlichkeit und Verwirrung der Franzosen bewies nur zu bald, jene Truppenabtheilung sei eine befreundete für die Belagerten. Von allen Seiten flohen die Franzosen aus der Stadt, und die Matrosen der beiden Schiffe,

welche ihren Brüdern im Fort zu Hülfe kamen, vereinigten sich jetzt mit diesen, um die Franzosen zu verfolgen und der Vierundzwanzigpfünder fügte ihnen den größten Nachtheil zu.

Die Engländer trieben sie vor sich her bis zu Cantrac's Pflanzung, die in Flammen aufging, ob durch die Franzosen oder die Matrosen, ist kaum zu erweisen gewesen; so viel aber war gewiß, und Lieutenant Jones versicherte es dem Doctor, daß das Haus bis auf die kahlen Wände leer, keine Seele darin, nicht einmal ein Negersclave zu sehen gewesen sei. An dieser Stätte eines so schändlichen Verrathes übten die Soldaten und Matrosen ihren Zorn aus. Die ganze Pflanzung wurde verheert, niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Hätten sie Cantrac oder ein Familienglied desselben gefangen genommen, es hätte kaum zweifelhaft sein können, daß sein Tod als Sühnopfer wäre gefordert worden.

Wohl war der erste Anprall des Feindes abgeschnitten, aber nicht war er von der Insel vertrieben, nicht seine ganze Kraft gebrochen; vielmehr kam erst am Abend die Landwehr auf einer Höhe an, welche etwa eine englische Meile hinter Cantrac's Pflanzung lag und welche eine vortreffliche militärische Stellung bot. Die dort versammelten Truppen beliefen sich auf zwölfhundert Mann, und, ergriffen sie den Angriffskampf, so stand es leicht um die Engländer schlimm.

Diese rechneten indessen darauf, daß der mißglückte erste Kampf entscheidend auf die Truppen eingewirkt; daß ferner das Schicksal von Cantrac's Pflanzung die Eigenthümer unter der Landwehr bedenklich machen müsse über das Schicksal, das ihnen drohen müßte im Falle des Sieges der englischen Waffen, und diese Rechnung erwies sich im Verfolge des Kampfes als richtig, obgleich der Kampf mehrere Tage ruhte, weil beide Theile fühlen mochten, wie gefährlich ein Angriff werden könnte.

Die Franzosen hatten nämlich nach Guadeloupe die Kunde ihres Unfalles gemeldet und um Zuzug gebeten. Das eine der

beiden Schiffe, eine schnellsegelnde Brigg, eilte nach Barbadoes und brachte den Engländern vier Compagnien tüchtige Soldaten, wodurch sich diese nun in den Stand gesetzt sahen, den Angriffskrieg aufzunehmen, wenn auch der Feind an Macht ihnen ansehnlich überlegen war.

Kaum war die Verstärkung gelandet, als sie zunächst die Rädelsführer der Feinde in der Stadt gefangen nahmen und auf die Schiffe brachten. Ueberall erfüllte Wehklagen die Straßen und es schien ein namenloses Elend über die Stadt hereingebrochen. Die Maßregel war indessen nothwendig, um der Stadt sich zu versichern.

Schon am anderen Morgen begann der Zug gegen den Feind. Mit einer halben Batterie Sechspfünder ließ sich etwas thun, da der Feind nur zwei kleine eiserne Kanonen hatte, und der Vierundzwanzigpfünder rückte als Begleiter hinterdrein, wie der ernste Vater unter den Kindern. Im Fort, das nun keiner Gefahr ausgesetzt war, bedurfte man der Kanonen nicht mehr.

Als die Feinde die Engländer anrücken sahen, verließen sie ihre Stellung und zogen sich in das Innere weiter zurück, wo die Pflanzung eines gewissen Labordie, auf einem Hügel liegend, die vortrefflichste Stellung bot. Die Engländer griffen den Feind entschlossen an. Zwar vertheidigte er sich wacker, mußte aber dennoch weichen, als die Kartätschen heillos seine Reihen zu lichten begannen. Eine große Zahl Gefangener fiel in die Hände der Engländer, und von diesen erfuhren sie, daß der Befehlshaber der Franzosen, an ihrer Sache verzweifelnd, nach Guadeloupe entwichen sei. Obgleich englische Schiffe auf allen Seiten Marie galante umkreuzten, so war es ihm doch gelungen in einem Kahne zu entwischen.

Durch diese Treulosigkeit entmuthigt, hielten die Franzosen nicht mehr Stich, bis sich endlich, von allen Seiten abgeschnitten oder eingeschlossen, der Rest von einhundert und achtzig Mann ergab, worunter denn nicht bloß Soldaten, sondern Pflanzer, Kaufleute und andere Geschäftsleute sich befanden, welche kriegsgefangen auf

die Schiffe gebracht wurden. Mit diesem Ereigniß endete der Aufstand und die Insel war nun um so sicherer in englischer Gewalt, als den Einwohnern jede Lust vergangen war, einen ähnlichen Erhebungsversuch zu machen, die Franzosen auf Guadeloupe und den übrigen französischen Antillen durch die Verluste an Mannschaft, Waffen und Munition sich geschwächt hatten in einem Grade, der ähnliche Verluste nicht mehr wagen ließ, wenn sie nicht völlig der englischen Kriegsmacht sich preisgeben wollten.

Das Gericht aber, welches über die aufständischen Pflanzer und Grundbesitzer ergangen war, erschien so arg, daß jeder Gedanke aus ihrer Seele schwand, denn überall waren die Wohnstätten und Pflanzungen zerstört und die Neger freigegeben worden; die letztere Maßregel traf sie um so schlimmer, als in den Negern nicht bloß das Kapital, sondern auch die Arbeitskraft, und somit die Möglichkeit, als Pflanzer fortzubestehen, völlig aufgehoben war.

Ueber die ganze Insel herrschte tiefe Niedergeschlagenheit und gerne wären manche Pflanzer ausgewandert, hätten sie ihre Besitzthümer verwerthen und überhaupt auswandern können, aber Eine Stimme des Zornes, Hasses und Fluches war über Cantrac und seine intriguante Frau, denen man allein das Complot, aber auch in eben dem Maße das Scheitern und Mißlingen desselben, wie seine für Viele zerrüttenden Folgen zuschrieb.

6.

Seit dem Beginne des Kampfes war der Doctor nicht mehr aus dem Fort und der Stadt herausgekommen. Wenn ihn auch zunächst seine Pflicht anwies, den Kranken und Verwundeten unter den Soldaten und Matrosen seine hülfleistende Thätigkeit zuzuwenden, so trieb ihn doch die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, auch den Verwundeten unter den Bürgern und Gefangenen Beistand zu leisten. Er war unermüdet, und Capitän Pigot, der ihn sehr

hochachtete, bat ihn dringendst, seinem Eifer Schranken zu setzen, damit er nicht selbst erliege.

Allein den Doctor trieb ein Doppeltes. Einmal hoffte er, nachdem ihm das völlige Verschwinden Cantrac's und seiner Familie, die Zerstörung seiner Pflanzung, die Befreiung seiner Neger bekannt geworden war, eine Nachricht von ihrem Aufenthalte und Ergehen zu erhalten, und dann war ihm in der Stimmung seines Herzens diese Thätigkeit ein Bedürfniß. Er fand dann keine Zeit, den finstern Faden seiner Befürchtungen fortzuspinnen und den Gedanken über Amelie's Schicksal nachzuhängen, die wie ein drückender Alp auf seinem Herzen lagen. Nirgends zeigte sich aber auch ein Lichtstrahl in dieser Finsterniß!

Tom sah mit aufrichtiger Theilnahme den Kummer seines Herrn. Seine Seelenstimmung über die Liebe seines Herrn zu der reizenden Amelie war eine ganz andere geworden, seit er mit dem Doctor am Tage vor dem Ausbruche der Empörung auf der Pflanzung gewesen.

Für Cantrac und seine Frau hatten sich die Antipathien seiner Seele nicht in Sympathien umgesetzt; wohl aber war Amelie's bezaubernde Liebenswürdigkeit das Mittel geworden, jene innere Umwandlung bei dem alten Stock-Engländer hervorzubringen. Die Geschicke der Familie waren ihm bekannt, auch die Warnung Amelie's. Gönnte er Cantrac den wohlverdienten Lohn, so war doch Amelie's Geschick mit dem seinen verwachsen. Wohin sie geflohen, was aus ihnen geworden, das drängte und trieb ihn, überall zu forschen; aber alle Forschungen blieben fruchtlos. Endlich entschloß er sich, nachdem der Kampf beendet, die Franzosen gefangen genommen und entfernt waren und man ungefährdet auf der Insel hingehen konnte, wohin man wollte, nach Cantrac's verwüsteter Pflanzung zu gehen, um hier an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen; aber es war erfolglos. Die alten Neger waren noch in ihren Hütten. Die jüngeren hatten ihre Freiheit benützt, um sich, je nach Belieben, hier- oder dorthin zu begeben. Diese älteren Leute ließen sich indessen

nicht mit ihm ein, weil sie ihn einestheils nicht kannten, anderntheils an ihm einen Spion vermutheten, der nach Cantrac forsche, um ihn in die Gewalt der Engländer zu liefern.

Sie hatten es bei Cantrac unendlich viel besser gehabt, als es sonst die Neger auf den westindischen Pflanzungen hatten, und das Gefühl der Dankbarkeit schloß den Mund über die Herrschaft, von der sie ohnehin selber sehr wenig wußten. Dem Doctor war der Zweck seines Hinganges bekannt. Er erwartete ihn mit der größten Spannung, aber um so tiefer bangte es ihm, als Tom ohne alle Nachrichten heimkehrte.

Wochen waren so in einer völligen, stets trostloser werdenden Ungewißheit vergangen. Des Doctors Gemüthszustand wurde stets düsterer.

Capitän Pigot, welcher den pflichttreuen, geschickten Arzt, den tüchtigen Menschen stets lieber gewann, kannte den Grund seiner düstern Stimmung nicht, obgleich die große Theilnahme sichtbar war, wenn auf Cantrac und sein räthselhaftes Verschwinden die Rede kam.

Endlich brach er selbst das bisher von ihm beobachtete Schweigen. In einer traulichen Stunde saß eines Abends der Doctor bei ihm. Mit der Herzlichkeit wahrer Theilnahme und der Offenheit eines redlichen Charakters fragte er den Doctor geradezu nach dem Grunde seiner Düsterheit.

Dieser konnte nicht länger zurückhalten, denn es war ihm selber Bedürfniß, sich einmal auszusprechen. Ohne Hehl erzählte er dem Commandanten die Begebenheiten auf der heimischen Insel, das Wiedersehen auf Marie galante, die innige Liebe zu Amelie und seinen Plan, demnächst sich mit ihr zu vermählen.

Der Capitän, selbst Gatte, obwohl seine Theueren in England lebten, hörte mit der größten Theilnahme der Erzählung zu, und als Roßbridge schwieg, sann er lange in tiefem Schweigen nach; dann sagte er:

„Es ist wahr, Cantrac's spurloses Verschwinden ist räthselhaft;

allein ich glaube, daß er zeitig seine Rettung suchte. Damals, als wir eben die ersten Angriffe erfuhren und die Niederlage der Aufständischen durch ihren schnellen Rückzug in's Innere der Insel klar genug eingesehen werden konnte, war die nördliche Küste der Insel unbeobachtet und von dort aus eine Ueberfahrt nach Martinique oder Guadeloupe ohne alle Gefahr. Cantrac erkannte seine Schuld; er konnte wohl ermessen, daß ohne Zweifel der Strick sein Lohn sein würde, wenn er in unsere Hände fiele, und hat daher mit Rettung seines beweglichen Vermögens und seiner tüchtigsten Sclaven den Weg zu einer dieser Inseln eingeschlagen. Das kann ich Ihnen sagen, lieber Doctor," fuhr er fort, „daß nur alte und kranke Neger auf Cantrac's Pflanzung gefunden wurden und fast — leere Wände in seiner Wohnung. Sollte aber nicht vielleicht die junge Dame doch einen Weg gefunden haben, Ihnen durch einen dieser Sclaven eine Kunde von sich zu hinterlassen? Waren Sie noch nicht dort?"

Wie ein Blitz fiel dieses Wort in des Doctors Seele. Er dachte auf der Stelle an die alte Hebe, deren Schützerin und Pflegerin Amelie gewesen, deren Sohn jener Leo war, dem er das Geheimniß des Verrathes verdankte, der ihm auch Amelie's Zeilen gebracht.

„Nein," sagte er auf des Capitäns Frage. „Meine ärztliche Pflicht hat mich bis jetzt daran verhindert; aber mein alter, treuer Tom war dort und erfuhr nichts."

„Möglich," entgegnete der Capitän, „daß Sie selbst, den man auf der Pflanzung besser kannte, ein anderes Ergebniß erzielen! Der glückliche Zustand Ihrer Kranken und Verwundeten erlaubt Ihnen einen solchen Ausflug, und ich bitte Sie, ihn noch heute zu unternehmen. Seien Sie übrigens versichert, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, Ihnen Kunde zu verschaffen!"

Der Doctor ritt an demselben Tage noch hinaus, aber mit welchen verschiedenen Empfindungen? — Früher wußte er, daß er sie dort fand, die seine Seele liebte, daß ihr süßes Lächeln ihn beglückte, ihr Arm ihn umfing und, ungesehen, ein Kuß ihn be-

glückte. — Jetzt war es anders. Eine verheerte Stätte erwartete ihn, aus der kein Ton des Lebens ihm entgegendrang. Ihr Fuß trat diesen Boden nicht mehr; die milde Luft der Anhöhe umwehte nicht mehr ihre rosigen Wangen; ihre schlanke Gestalt eilte nicht mehr durch den Laubgang ihm entgegen. Und wo war sie?

Mit bebendem Herzen stieg er vom Pferde, und kalt überlief es ihn, als er die Trümmer der verbrannten Mauern sah, innerhalb deren so glückliche Stunden ihm zu Theil wurden. Und wie kurz war der Zeitraum, der alle diese Verwandlungen bewirkt hatte? — !

In düsterem Schweigen schritt er unter den verbrannten Bäumen hin, durch die Wege des Gartens, wo Westindiens üppige Vegetation, seit die pflegende Menschenhand fehlte, mit Macht aus dem Boden hervordrang, um mit wildem Ueberwachsen bald jede Spur kunstvoller Pflege und Anlage zu verdecken. Endlich kam er in die Nähe der Negerwohnungen. Eben der kleine Knabe, den er einst in Hebe's Hütte gesehen, sprang ihm entgegen, faßte seine Hand und zog ihn zur Hütte der alten Negerin.

Sie kam ihm in der Thür entgegen. Seine Verordnungen hatten wunderbar schnell die Alte von ihrem Uebel befreit. War sie auch noch schwach und stützte sich auf einen Stab, so war sie doch so weit genesen, daß sie ihren Hamak verlassen konnte.

„Massa! Massa!" rief sie freudig, als sie ihn sah, und ging, so schnell sie konnte, in die Hütte zurück. Bald darauf erschien sie wieder in der Thür und setzte sich dann ermüdet auf der Bank nieder, die neben der Thüre war, beschattet von einer Kohlpalme. Sie bat ihn demüthig, sich zu ihr zu setzen, und erzählte ihm nun, wie Cantrac, sobald er von dem Stande der Aufruhrsache die Kunde erhalten, rasch Alles gepackt, seine Neger damit belastet und geflohen sei; Amelie sei händeringend in ihre Hütte gestürzt und habe weinend ausgerufen, sie erwarte ein herbes Loos, denn man messe ihr allein alle Schuld des Mißlingens bei. Sie (Hebe) habe ihr gesagt, sie solle bei ihr bleiben und sich verbergen; es würde ja Gelegenheit geben, sie zu ihm (dem Doctor) zu bringen. Das

habe sie aber mit Erröthen abgewiesen, habe ihr diese Zeilen an ihn anvertraut und sei dann wieder in das Herrenhaus zurückgeeilt, von wo ab sie sie nicht mehr gesehen.

Der Doctor riß ihr das Blatt aus der Hand und las:

„Du bist gerettet, theurer John, dem Himmel sei Dank! Ueber uns bricht nun der reichste Lohn der Undankbarkeit und des Verrathes herein, und ich — ich ernte unschuldig die Früchte der Intrigue meiner Schwester mit. Uns zu trennen, ist ihr Ziel, weil sie Dich glühend haßt. Mir bürden sie und Cantrac das Mißlingen auf. Ihre Wuth ist namenlos. Was aus mir wird, weiß nur Gott, dem ich betend vertraue. Wir fliehen? Wohin? — ich weiß nicht, denn ich muß folgen, wie das Lamm zur Schlachtbank. Der treue, dankbare Leo hat aus Cantrac's Munde den Namen „Guadeloupe" gehört und zieht daraus den Schluß, daß sie dort ein Asyl suchen. Es ist möglich. Ich muß folgen, wohin sie gehen. O mein theurer John! werden wir uns je wiedersehen? — Gewiß! spricht in mir der Glaube — wenn es auch auf dieser Erde nicht mehr sein sollte. Nun denn, auf ein Wiedersehen jenseits! Meine Seele ist Dein! Amelie."

Der Doctor wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen, die unaufhaltsam hervorbrachen.

Es war ihm, als sei dies der Scheidegruß für diese Welt, und der ganze Schmerz seines Verlustes fiel auf ihn mit einer kaum besiegbaren Gewalt.

Er ging in ein Wäldchen, das sich jenseit der Negerwohnungen hinzog, um allein sich seinem Schmerze hingeben zu können. Hierhin schlich ihm der treue Tom nach. Er hörte die Worte, in denen sich sein Schmerz Luft machte, und sah, wie er seine rinnenden Thränen trocknete. Das ging wie ein Schwert durch die treue Seele des alten Seemannes. Lange überließ er seinen Herrn seinen Empfindungen. Endlich vermochte er es nicht mehr, sich zu halten. Er trat zu ihm und faßte seine Hand, und in seinen Wimpern glänzten ein paar Thränen.

„Uff!“ stieß er heraus; „Uff! Herr! ermannen Sie sich. Sehen Sie,“ sagte er, „mich alten Seehund ergreift Ihr Leid, daß ich weine, und ich schwöre es Ihnen, es sind die ersten Thränen, die ich weine, seit ich, als Matrose gepreßt, zum ersten Male der Küste Altenglands Valet sagte! Aber seien Sie ruhig. Tom hat's oft erfahren, daß, wenn sich Etwas machen soll, alle Spitzbubenstreiche der Menschen umsonst sind. Uff und Goddam, Herr! es ist mir zu Muthe, als müßte die gute und schöne Miß noch als Mistreß Roßbridge den alten Tom anlächeln, und Gott wird Sie nicht verlassen; Sie sind so brav und die Miß auch. Es wird sich machen, Herr! Uff!“

Er wandte sich ab, denn seine Stimme versagte ihm und die gewaltige Bewegung ließ ihm kein Wort mehr zu.

Der Doctor fühlte tief, daß jetzt der rohe Seemann ihn an Gottes Walten in seiner derben Weise nachdrücklich erinnerte, und daß dieser wetterharte Mensch ihn an Glauben und Vertrauen übertraf.

Fromm und gottesfürchtig erzogen, gläubig im tiefsten Grunde seiner Seele, hatte nur der Schmerz um Amelie, die er zum zweiten Male verlor, ihn überwältigt, und Tom's Worte leiteten ihn wieder in das Geleise, aus dem seine Seele gedrängt worden war. Er blickte betend zum Himmel, und seiner Fassung wieder Herr und Meister, ging er zurück, beschenkte die arme, alte Hebe reichlich, daß sie sich pflegen könne, und ritt dann mit Tom nach dem Fort zurück, wo er seinem Freunde, dem Capitän Pigot, die Zeilen Amelie's vertrauensvoll mittheilte und lange bei ihm weilte, bis endlich die Nacht kam, die ihren milden Schleier über alles Menschenweh breitet und den Schlaf, den Tröster aller Unglücklichen, sendet, daß er den gepreßten Herzen Frieden gebe, wenn auch nur für eine kurze Zeit.

7.

Madame Cantrac überschaute, als der Adjutant Jones den Schrecken unter ihre Tischgenossenschaft brachte und über die Herrlichkeiten eines Frühstücks hinaussetzte, das den Engländern, und wie sie hoffte, dem verhaßten Doctor schlimm bekommen sollte, schnell ihre Lage. Sie rief ihren Mann bei Seite und sagte: „Den Streich hat uns Amelie gespielt! Es ist Alles verloren. Denke an Deine Sicherheit und die Rettung Deiner besten Habe!"

Cantrac sah sie mit einem Blick an, in dem sich eben so viel Glauben an das Gelingen des Complottes, als an die Wahrheit des Wortes seiner Frau, aussprach. „Ja," sagte er, „Amelie stürzt uns in's Verderben! Hättest Du sie dem Doctor auf Wight gegeben, Alles wäre heute anders."

„Schweig! Nachteule, die ewig denselben Ruf hören läßt!" schrie die schöne Frau, und die Wuth, die diese Worte in ihrer Brust geweckt, verzerrte ihre Züge zu einem Anblicke, der das Blut in den Adern konnte stocken machen. Alle Röthe war verschwunden. Ihre Gesichtsfarbe war gelblich grau; ihre Augenbrauen, die sich sonst in wundervollen Bogen über dem herrlichen Auge schwangen, senkten sich tief herab auf das lobernde Auge, dessen Blick Cantrac nicht ertragen konnte.

„Er soll, er darf sie nicht haben!" rief sie und stampfte mit dem kleinen Fuße den Boden, daß die Fenster klirrten. „Lieber will ich ihrer Leiche zum Grabe folgen, als daß er sie zum Altare führe!" schrie das Weib und schäumte dabei in einer grauenhaften Wuth, die es übrigens kund gab, zu welchen Mitteln dies Weib zu greifen fähig sei, wenn es galt, der Rachsucht, dem Haß ein Genüge zu thun, der in ihrer Brust seine Stätte hatte.

Cantrac war ihr Sclave. Er wußte, daß, wenn ihre Leidenschaft diesen Höhegrad erreicht hatte, er einlenken mußte.

„Du ahnest Gefahr für uns, sagst Du, Marion," hob er sanft an, „und ich will Dir's gestehen, ganz ohne Furcht bin ich

nicht. Sollten wir das Unglück haben, diesen verdammten Rothjacken in die Hände zu fallen, so —"

„Werden wir aufgehängt wie räudige Hunde!" sprach Frau Marion Cantrac, und ihre Wuth schien sich gebrochen zu haben, da sie in ein anderes Geleise ihre Gedanken geleitet hatte.

„Schöne Aussicht!" sagte Cantrac.

„Damit ist sie Dir noch nicht verdeckt, Mensch ohne Muth und Kraft!" eiferte sie wieder. „Intriguen zu schmieden, ist Deine Sache, aber kommt es zur Anforderung einer That, so ist's zu Ende mit Deinem Witze, mit Deinem Geiste, mit Deinem Muthe! Wärest Du gestern mit dem verfluchten Doctor geritten, so hätte die kleine Kröte ihr Gift in einer geheimen Nachricht nicht ausspritzen können; aber Dir fehlte der Muth, und doch wissen wir, daß des Doctors Prahlerei mit den beiden Schiffen nichts war, als eben eine windbeutelige Prahlerei. Mir ist's Eins, ob die Engländer die Insel haben oder die Franzosen, hätte ich nur den Doctor in Guadeloupe in Fesseln gewußt, dann wäre mein Ziel erreicht! Doch, was rede ich? Willst Du Dich von diesen Rothjacken hängen lassen?"

„Nein," sagte Cantrac fest, und schüttelte sich dabei.

„So hast Du keine Zeit zu verlieren," fuhr sie fort, „denn dies Pflanzergesindel vermögen die weinigen Soldaten nicht tapfer zu machen. Sie laufen, sobald es blitzt und kracht. Unsere Pflanzung bietet, wie der Obrist meint, eine gute Stellung. Werden sie geschlagen, wie es denn, Hundert gegen Eins, ist, so sind wir ruinirt. Darum rasch an's Werk. Wir müssen, so schnell als möglich, das nördliche Ufer der Insel zu erreichen suchen. Der Pflanzer Delarue, der an der sichern Bucht wohnt, ist Dein Verwandter. Dorthin müssen wir. Nun schnell an's Packen!"

Während vor dem Hause noch bei den köstlichsten Speisen und Getränken Kriegsrath gehalten, dann die Truppen aufgestellt wurden und alsdann der Marsch gegen die Stadt begann, waren Marion Cantrac, ihr Mann und einige treue Diener thätig, in Körbe und

Kisten Alles zu verpacken, was irgend von Werth im Hause war. Pferde, Maulthiere, Neger wurden bepackt und gingen in der von Madame Cantrac bezeichneten Richtung ab. Neue Caravanen folgten diesen, wenn wieder Menschen und Thiere belastet werden konnten. So ging es diesen Tag und den folgenden fort, an dem sich denn Madame Cantrac's Vorhersagung bestätigte, aber auch das Wort des Doctors wahr wurde, welches er nur zur Prüfung hier, ohne allen Grund, ausgesprochen.

Während der Zeit, in welcher sich die Gegner beobachteten und rüsteten, vollendete Marion Cantrac ihr Werk, und selbst der Obrist, der ihren Reizen huldigte und den sie ungemein begünstigte, hatte sich keines Blickes, keines Lächelns zu erfreuen, so lange noch nicht ihre beste Habe in Sicherheit war.

Amelie sah kein Auge. Die unnatürliche Schwester hatte sie in ihre Zimmer verwiesen und dort eingeschlossen. Erst als die Truppen zurückwichen, ließ Marion Amelie aus ihrem Gefängniß, aus dessen Fenster sie dem kleinen Enkel Hebe's die wenigen Zeilen zuwarf, und wo Leo, des Kleinen Vater, dann und wann ein Wort mit ihr wechselte, bis auch er mit dem Gepäcke nach der Pflanzung Delarue's aufbrechen mußte. Cantrac hatte dorthin seinen Aufseher vorausgesendet, der nach Guadeloupe eilen und dort ein Schiff zur Ueberfahrt bestellen mußte.

In der Nacht verließen Herr und Madame Cantrac ihre Pflanzung, und Amelie folgte stumm, ohne zu wissen, wohin der Weg führe. Marion sah sie nicht an, redete keine Silbe mit ihr. Sie behandelte sie mit einer so schneidenden Verachtung, daß das zarte Wesen schier erlag.

Vier Meilen gebirgigen Wegs, über schwarze Felsen und einen Boden, der bei jedem Tritte durch die scharfen Steine die Füße der Träger der Palankine und Sänften verwundete, hatten sie zurückgelegt, als endlich das Land sich zu senken begann und dichte Wälder an die Stelle der kahlen Höhen traten. Hier mußten sie

übernachten und erst am anderen Abend erreichten sie Delarue's Pflanzung.

Diese lag in der nördlichen Abdachung der Hochgebirge der Insel, an einer Bucht, welche tief in das Land ging und zu beiden Seiten von waldigen Höhen eingeschlossen war. Diese Bucht bot den vortrefflichsten Ankergrund und gewährte den Schiffen eine Sicherheit, wie kaum eine Stelle der Insel. Die Lage der Pflanzung war die reizendste, die man sehen mochte.

Marion's Falkenauge entdeckte schnell eine niedliche, schnellsegelnde Brigg, die dort vor Anker lag. Es fiel eine Centnerlast von ihrer Seele. War es doch nicht allein die Furcht vor der Rache der Engländer, die sich ihres Herzens bemeistert hatte, sondern vielmehr die vor dem Triumphe des Doctors, daß sie in die Hand ihrer Feinde gerathen und seine Geliebte ihm in die Arme geführt habe, welche sie zu solcher Eile spornte und sie mit Angst und Sorge erfüllt hatte.

Der Aufseher, den sie vorausgesandt, war ein Mensch, der seine Herrin genau kannte und in seinen früheren Jahren ihr nicht gleichgültig gewesen war.

Ihre Gewohnheit war es früher gewesen, Diejenigen, welche sich ihrer Gunst hätten rühmen können, durch eine schnelle Entfernung unschädlich zu machen. Diese schmiegsame Natur, die blind gehorchte und doch dabei für so manche andere Pläne so brauchbar war, hielt sie vielmehr in ihrer Nähe, weil ihre Berechnung, immer schlau und weitaussehend, sich seiner bedienen zu können, sicher war, denn er hing noch immer an ihren Blicken mit der alten Hingebung und Selbstverleugnung.

Eine kleine Pinasse lag in der Bucht, als er ankam, segelfertig nach Guadeloupe. Günstiger Wind beschleunigte die Fahrt, und da er mit vollen Händen Geld spenden konnte, war es ihm leicht, ein Schiff zu gewinnen, zumal die Gewässer zwischen Guadeloupe und Marie galante in jenen Tagen durch die Entfernung der beiden

Kreuzer, welche den Engländern auf Marie galante die Hülfe im kritischen Augenblicke brachten, frei waren.

Als die Caravane anlangte, hatte der Aufseher bereits alle Effecten an Bord gebracht und, da die Rückkehr der beiden Schiffe zu befürchten war, zögerten sie nicht, sich noch an Bord zu begeben. Die leichte Brise schwellte die Segel der Brigg und als die Nacht, welche in jenen Breitegraden fast ohne Dämmerung eintritt, sich auf das Meer senkte, waren die schwarzen Gipfel der Berge von Marie galante bereits am Horizonte verschwunden.

In Guadeloupe erwartete man sie mit großer Spannung. Das schnelle Verschwinden der beiden Kreuzer, welche offenbar eine Nachricht erhalten hatten von dem, was auf Marie galante sich vorbereitete, erfüllte die Herzen, besonders das des Generals Ernauff, mit großer Sorge.

Sein Adjutant erschien sogleich bei den Landenden; aber, ob sie gleich nicht die Kunde des gänzlichen Mißglückens des Ausfluges brachten, ihre Nachrichten klangen doch wenig tröstlicher. Entschieden war es jedoch, daß jene beiden Schiffe in dem Hafen der Hauptstadt vor Anker gegangen und die ausgesetzte Mannschaft die Franzosen zum Rückzuge genöthigt hatte. Schon am anderen Tage sah man Eins der Schiffe wieder, dessen Späherauge offenbar den Flüchtigen von Marie galante galt.

„Siehst Du es nun, Schwachkopf," sagte in einem Tête-à-Tête Marion Cantrac zu ihrem Manne, „daß ein Weiberauge besser sieht, als hundert Augen schafsköpfiger Männer? Und Du meintest doch, meine Eile sei unnöthig. Heute wären wir in die Hände dieser Hunde von Engländer gefallen, denn unsere Brigg hätte vor ihren Kanonen die Segel streichen müssen!"

Cantrac schwieg, weil er die Wahrheit dessen erkannte, was seine Frau sagte, und auf eine ihrer Klugheit Weihrauch streuende Schmeichelei antwortete sie ihm mit einem höhnischen In-die-Höhe-ziehen ihrer schönen Lippen und mit einem Blicke, der mehr sagte, als jene ehrende Anrede, die er vor wenigen Augenblicken empfangen hatte.

Für Madame Cantrac begann auf Guadeloupe ein neues Leben. Hier imponirte sie durch ihren Geist und ihre Reize. Der Schwarm der Offiziere, vom Lieutenant bis zum General, lag zu ihren Füßen. Sie schwamm in einem Meere von Seligkeit. Das gesellige Leben der Hauptstadt der Insel bewegte sich im Kreis um sie. Sie war die Herrscherin der Herzen. Und dennoch war dies Weib gegen die eigene Schwester unversöhnlich; daß ihre Schönheit der Männer Auge oft von ihr abwandte, hatte sie ihr nie vergeben können; aber den empfindlichsten Schlag hatte ihr des Doctors Liebe zu Amelie gegeben.

Jetzt besaß sie Gründe, welche ihre Härte entschuldigten. Amelie war eine Gefangene im Hause der eigenen Schwester, und Niemand ahnte ihr Dasein. Selbst wenn die glänzendsten Feste in Cantrac's Hause begangen wurden, durfte sie nicht dabei erscheinen.

Entbehrte sie auch leicht diesen Tand, so war doch diese Behandlung unendlich beugend für Amelie. Sie sah leider jetzt erst ein, was der geheime Grund dieses Benehmens Marions gegen sie war. Die Liebe zu ihrer Schwester gewann dadurch freilich nicht. So sehr aber auch der leichtsinnige Charakter der Franzosen geneigt war, die Freuden des Augenblickes zu haschen und die Sorgen um die Zukunft wegzuscheuchen, so konnten doch Englands Erfolge zur See sie nicht über ihre Lage auf Martinique und Guadeloupe beruhigen.

Guadeloupe war seit der Affaire von Marie galante so sehr von Truppen entblößt, daß der General Ernauff mit bangen Sorgen dem Augenblick entgegen sah, wo die Landung der Engländer mit einer Einnahme der Insel endigen mußte. Er war außer Stande, die Insel zu halten, zumal zahlreiche Erkrankungen die Reihen täglich mehr lichteten. Man mochte es an allen Maßregeln sehen, daß er eine Landung fürchtete. Wenn auch immerhin die Begebenheiten auf Marie galante es bewiesen, daß die Landwehr keine

Stütze darbiete, so suchte der General sie dennoch möglichst zweckmäßig einzurichten.

Marion Cantrac bemerkte das mit schwerer Sorge. Ihr Gewissen machte es sie glauben, es könnten die Engländer schon, um ihrer habhaft zu werden, einen Handstreich mit einer Landung versuchen. Die neuesten Ereignisse bewiesen es ohnehin klar, daß die Engländer geheime Verbindungen auf der Insel hatten und genau von allen Zuständen unterrichtet waren. Eine Frage, die sie einst geradezu an den General richtete, brachte ihr als Antwort ein Achselzucken, begleitet von einem Gesichte, das noch mehr schweigend sprach, als das bedeutsame Achselzucken.

Von diesem Augenblick an war es um ihre Ruhe geschehen. Tag und Nacht folterte sie der Gedanke, sie könne mit ihrem Mann und Amelie in die Hände ihrer Feinde, in die Fallstricke ihrer Rache gerathen. Sie suchte sich alle Verhältnisse der Insel genau bekannt zu machen, was ihr nicht schwer wurde. Sie forschte die ankommenden Schiffscapitäne aus über die englischen Kaper- und Kriesschiffe, und als sie hörte, daß man ihnen selten begegne, und diese sogenannten Herren der Meere so wenig unüberwindlich seien, daß selbst die meisten Prisen von den französischen Schiffen gemacht worden seien, war ihr Entschluß gefaßt.

Das war nun eine Ruhmredigkeit, die auch nicht den entferntesten Schein der Wahrheit für sich hatte. Im Gegentheile, Frankreichs Schiffe wurden fast immer eine Beute der Britten.

Wie dem auch sei, Madame Cantrac, die man auf der Insel die Königin von Guadeloupe nannte, fühlte sich nicht geheuer, da auf dieser Insel das Schwert des Damokles nur an einem Haar über ihrem Haupte hing oder in ihren Augen doch zu hängen schien. Sie gewann keine Ruhe, keinen Frieden mehr. Unablässig beschäftigte sie der Gedanke, nach Frankreich zu gehen, um dort so lange zu weilen, bis Marie galante wieder in den Händen der Franzosen sein würde, was nicht lange konnte auf sich warten lassen, wie sie meinte.

Solche Sorgen äußerte sie gegen den General Ernauff und fragte ihn um seine Meinung, ob wohl eine Fahrt mit Sicherheit könne unternommen werden?

Der General meinte, wenn sie mit den nächsten Schiffen abginge, könne es nicht fehlen, da zwei Fregatten die Reise machten. Madame Cantrac war schnell entschlossen. Amelie mußte aus dem Bereiche, wo sie der Arm des verhaßten Roßbridge erreichen konnte, sie selbst wollte Sicherheit für ihre Person. So schnell als es sich thun ließ, machten sie sich reisefertig und schifften sich dann an Bord einer herrlichen Fregatte ein, die einige Handelsschiffe zu begleiten hatte, zu welcher noch eine Fregatte von Martinique stoßen sollte.

Die unglückliche Amelie wußte wohl, um was es sich handelte. Sie hatte ja schon in stillem Schmerz ihrem Glück entsagt. Kam sie nach Frankreich, so schwand auch die letzte Hoffnung. Es lag eine Nacht des Kummers auf ihrem Herzen, durch die kein Lichtstrahl der Hoffnung mehr brach. Der Eine Wunsch, bald aus diesem Leben voll Weh und Leid befreit zu werden, wurde mit jedem Tage lebendiger, wurde der Inhalt ihrer Gebete, die sie, begleitet von heißen Thränen, zum Himmel sandte.

Ihr war's, als sie an Bord der Fregatte sich einschiffte, als ginge sie nun der Stunde der Erlösung entgegen, und so lange sie Marie galante sehen konnte, hing ihr thränenfeuchter Blick an der Insel mit den schwarzen Bergen, wo sie den wußte, mit dem das Leben allein noch Reiz für sie hatte.

Es war für die Schiffenden eine schwere Sorge, als die Fregatte von Martinique ausblieb, auf die sie gehofft, deren Begleitung ihnen, um ihrer Sicherheit willen, so nöthig erschien. Sie wußten freilich nicht, daß die Häfen von Martinique von den Engländern blockirt waren, daß das Auslaufen der Fregatte in das Reich des Unmöglichen gehörte. Der englische Oberbefehlshaber hatte diese Maßregeln angeordnet und deßhalb die Schiffe aus den Gewässern von Guadeloupe zurückgezogen. Da blieb denn nun

nichts übrig, als die Seereise allein anzutreten und die ruhmredigen Offiziere der Fregatte Galathee meinten, sie bedürften solchen Schutzes durchaus nicht.

8.

Auf Marie galante hatte sich seit den letzten Monaten Vieles geändert. Nachdem die einhundert und achtzig Franzosen sich auf Gnade und Ungnade ergeben und Capitän Pigot eine bedeutende Zahl derer eingezogen, welche in Cantrac's Empörung verwickelt waren, stieg die Zahl der Verhafteten im Fort und auf den drei Schiffen im Hafen zu einer Höhe, welche ihre Entfernung gebieterisch heischte.

Der Oberbefehlshaber ließ sie nach Antiqua bringen, wo sich alle Gefangenen befanden, welche man auf gekaperten und geenterten Schiffen genommen hatte. Ihre Ueberfahrt nach England wurde dadurch dringend nothwendig, weil ihre Zahl belästigend war, ihre Anhäufung aber das Ausbrechen gefährlicher Krankheiten in der heißen Jahreszeit befürchten ließ.

Pigot selbst war auf seinen Wunsch von Marie galante abberufen und befand sich wieder an Bord der Fregatte Eridanus, wonach er, als ächter Seemann, sich schon lange vergeblich gesehnt hatte und deren Commando ihm als Lohn wurde. Auf seine inständige Bitte war Doctor Roßbridge als Oberarzt auf dieser Fregatte angestellt worden, was die glückliche Genesung der Kranken auf Marie galante und das völlige Aufhören der epidemischen Krankheit, die mit dem Aufhören der Regenzeit zusammengefallen war, möglich machte.

Wenn die beiden Männer, die auf's Innigste befreundet waren, auf dem Hintercastelle der Fregatte saßen, die in den Gewässern der Inselgruppe, welche den Namen Les Saintes trägt, kreuzte, um auf französische Schiffe Jagd zu machen, und Beide in freundschaftlichem Zwiegespräche waren, sagte oft der biedere Capitän: „Lassen Sie

den Muth nicht sinken, Doctor! Ich habe die sichere Ueberzeugung, daß, sobald Martinique genommen sein wird, die Reihe an Guadeloupe kommt. Da wird ja der Oberbefehlshaber, wenn auch unser schöner Eridanus nicht sollte berufen sein, an diesem Zuge Theil zu nehmen, es uns Beiden nicht abschlagen, uns als Freiwillige dabei zu betheiligen. Lieutenant Howard commandirt den Eridanus so gut wie ich selbst, und weiß recht gut, wie man ein feindliches Schiff entert. Da können wir abkommen, und ich werde Ihnen noch die Geliebte zuführen; doch setze ich die unerläßliche Bedingung, daß ich die Braut zum Altare führen darf."

„Zugestanden!" sagte der Doctor; aber sein Lächeln war nicht das der Zuversicht; es war ein wehmüthig-schmerzliches.

Der Capitän ließ nicht nach, ihn aufzurichten.

Tom ließ sehr oft sein indianisches Uff! in die frische Seeluft hinausklingen, wenn er seinen Herrn so düster dastehen und in die klare Meerestiefe hinabstarren sah, wobei es ihm manchmal vorkommen wollte, als drücke sich in des Doctors bleichen Zügen der Wunsch aus, daß er da unten ruhen möge, wo auf dem schneeweißen Meeresboden die bunten Algen und Tange sich schaukelten und die Fische so stille gingen, als ob sie gar nicht ahneten, welch ein riesiges Gebäude über ihnen hin, vom Winde getrieben, segele.

Solch ein Gedanke schnitt tief hinein in die alte, treue Seele Toms. „Warum muß auch die liebliche Miß Amelie dem Hundegesindel angehören?" brummte er im tiefen Groll über Cantrac's Verrath. „Wär' sie nur mit einem Schwarzen, mit dem Leo etwa, durchgegangen zu uns, dann wär' all das Elend nicht und auf Antiqua hätten sie können Hochzeit halten. Uff!" — Aber nach einigem Besinnen sagte er wieder: „Nein, Tom, Du bist ein Esel in solchen Dingen. Wer nicht gefreit hat, versteht nichts von diesen Geschichten! Das konnte sie nicht, und so hat der Teufel sein heillos Spiel gemacht und mein lieber Herr hat sie vielleicht für immer verloren. Wie die es ihr kochen, weiß vollends Niemand; aber Rosentage hat sie gewiß nicht, denn ihre Schwester ist so eine

Jesabel! — Doch," setzte er sich selber tröstend hinzu, „ich hab' immer daheim gehört, was Gott zusammengefügt hat, das soll und könne der Mensch nicht scheiden."

Um diese Zeit stießen zwei Briggs zu der Fregatte Eridanus, zwei lustige Segler, die über die See hintanzten, wie junge Mädchen über die glatte Wiese, die der Mäher ihres Grases beraubt und die Sonnengluth ausgetrocknet hat. Es hatte sich nämlich die dunkle Sage zu dem Ohre des Obercommandanten den Weg gebahnt, daß von Guadeloupe aus ein Convoi nach Frankreich unter Segel gehe.

Widrige Winde verhinderten indeß dies Auslaufen um mehrere Tage und die beiden Briggs erreichten den Eridanus, dessen Capitän den Oberbefehl über das kleine Geschwader erhielt. Er wies den Briggs ihre angemessene Entfernung an, damit jene Schiffe nicht durchschlüpften.

Schon am zweiten Morgen meldete der Matrose aus dem Mastkorbe des Hauptmastes der Fregatte: „Drei Schiffe in Sicht! Die beiden Briggs hinterdrein mit vollen Segeln! Franzosen!"

Der Eridanus änderte sogleich seinen Cours.

„Die Stückpforten auf! Geladen!" donnerte des Capitäns Commandowort, und mit einer zauberhaften Schnelligkeit war der Befehl vollzogen.

„Die Enterhaken zurecht!" donnerte es durch's Sprachrohr über das Verdeck hin.

Auch dieser Befehl wurde mit einer fast fabelhaften Schnelligkeit vollzogen.

„Alles bereit!" lautete der dritte Befehl.

Alles war in bester Ordnung.

Der Doctor richtete sein Verbandzeug her und nahm seinen Platz neben dem Capitän.

„Wollen Sie Theil nehmen?" fragte der Capitän.

„Soll mich mein alter Tom beschämen?" fragte der Doctor entgegen. „Sehen Sie ihn dort mit seinem Enterbeil und Haken!"

„Wahrlich!“ sagte der Capitän, und sah mit beifälligem Lächeln auf den greisen, wetterharten und verwitterten Seemann, der mit jugendlichem Feuer im Blick und in jeder Bewegung, unter den Matrosen stand, die ihn ganz besonders hochhielten, weil er der Erfahrungen viele gesammelt und die Kunst inne hatte, gut zu erzählen.

Unterdessen waren die französischen Schiffe näher gekommen. Der Wind war ihnen günstig, aber auch ihren leichtsegelnden Verfolgern. Es waren drei französische Schiffe: eine Fregatte und zwei Kauffahrer von massiger Größe, schlankem Bau und tüchtiger Seglerkraft.

Mit angehaltenem Athem betrachteten die Bewohner der Fregatte Eridanus die Jagd der Briggs, welche, wie Pigot scherzend sagte, als gute Jagdhunde dem Jäger das Wild in schußgerechte Lage brächten.

Es währte noch etwa eine Viertelstunde, so sah man es aufblitzen von den Briggs und beide gaben den Kauffahrern volle Lagen, indem sie die Fregatte dem Eridanus zu überlassen schienen. Eine zweite Lage folgte schnell der ersten, und die Verwirrung auf den Kauffahrern bewies es, daß die Kugeln nicht unbedeutenden Schaden verursacht haben mochten.

Jetzt sah man die Enterboote und der ernste Kampf nahte schnell.

Der Eridanus hatte, während dies vorging, so geschickt manövrirt, daß er der Fregatte in Schußweite nahe kam und seine rechte Lage ihr einen furchtbaren Morgengruß zusenden konnte, vor dem sich der Hauptmast sogleich neigte. Er war zersplittert und mußte gekappt werden. Eine schnelle Wendung erfolgte, und die zweite volle Lage rasirte das Verdeck des Feindes! Seine Kanonen brüllten, aber war es Angst oder Unkenntniß? — sie waren so schlecht gerichtet, daß sie dem Eridanus kaum einigen Schaden zufügten.

Ladung und Knall folgten auf diesem Schlag auf Schlag.

Seit der Hauptmast der französischen Fregatte gekappt war, konnte auf ein Entkommen nicht mehr gezählt werden, vielmehr

war nur noch ein Kampf auf Leben und Tod in Aussicht. Die Mannschaft that, was in ihren Kräften stand. Pigot ließ ihrer Tapferkeit wohlverdientes Lob zu Theil werden. „Dennoch sind sie unser!“ rief er, freudig die Hände reibend, aus.

Ein Hurrah von dem hintersten Kauffahrer gab Kunde, daß er geentert war. Der zweite strich die Flagge und die ihn verfolgende, sich eben zum Entern anschickende Brigg nahm ihn sofort in Besitz. Jetzt galt es der Fregatte. Eine ihrer Batterien war bereits demontirt. Der Ruf: Entert! erschallte auf dem Eridanus.

Während dieses kurzen Seegefechtes, welches in seinen ersten Anfängen für die französische Fregatte so unheilvoll war, schlich eine schöne Frau zu einem der Offiziere, einem jungen blühenden Manne, der für ihre Reize sehr empfänglich war, heran.

„Was wollen Sie hier, Madame?“ fragte er sie mit dem Ernst und Unwillen, den ihre Erscheinung zu dieser Stunde der Gefahr auf dem Verdeck in ihm weckte.

„Bitte, sagen Sie mir doch, wo die Pulverkammer ist?“ sprach sie mit einem Tone, der den Offizier erbeben machte. Ihr Antlitz war bleich, wie das einer Leiche. Das schwarze Auge rollte wie das einer Wahnsinnigen, und die Lippe war bläulich. Ihr Ansehen hatte etwas Furchtbares.

„Gehen Sie in die Cajüte, wohin Damen in so ernsten Augenblicken gehören!“ sprach verweisend der Offizier. „Pulver paßt nicht für Sie!“

„Sie haben mir von Ihrer Liebe geredet,“ fuhr sie schmeichelnd fort; „geben Sie mir diesen vollgiltigen Beweis!“

„Gehen Sie!“ war seine Antwort. „Es ist jetzt keine Zeit, von Liebe zu reden! Sie sind Passagier an Bord; wenn Sie auf Ihrer Frage beharren, lasse ich Sie einsperren. Was wollen Sie bei der Pulverkammer?“

„Uns in die Luft sprengen, damit nicht diese Hunde uns nehmen!“ erwiederte sie in fieberischer Aufregung.

„Das ist nicht eines Weibes Sache," versetzte der Offizier. Er rief zwei Matrosen.

„Faßt das Weib und bringt sie in die Cajüte, sie ist wahnsinnig und will das Schiff in die Luft sprengen!"

„Feige Canaille!" knirrschte Marion Cantrac und schleuderte ihm einen ihrer Wuthblicke zu. Die Matrosen machten jedoch kurzen Prozeß und faßten sie trotz ihrer wilden Vertheidigung und brachten sie in den Raum. Sie wüthete völlig. Cantrac vermochte nicht sie zu bändigen und bald war sie wieder aus der Cajüte in den Raum gedrungen, wo sie in die Küche zu kommen suchte, um sich eines Feuerbrandes zu bemeistern. Auch hier stieß man sie hart zurück, da in solchen Momenten selbst die jedem gemeinen Franzosen angeborene Galanterie ihr Ende erreicht hat.

Sie drang wieder auf das Verdeck.

Die beiden Schiffe waren sich so nahe gekommen, daß die Besatzung mit Kleingewehrfeuer die ununterbrochene Kanonade unterstützte.

Auch die eine der Briggs nahm jetzt die Fregatte auf's Korn und die Enterer nahten.

Es entstand ein furchtbarer Kampf auf beiden Seiten des Schiffes, da auch die Brigg unter dem Winde zu entern begann.

Marion entriß einem erschossenen Matrosen sein Enterbeil und stürzte sich wüthend in den Kampf.

„Sehen Sie das merkwürdige Schauspiel," rief Capitän Pigot dem Doctor zu, „dort kämpft ein rasendes Weib unter den Matrosen!"

Der Doctor richtete sein Fernrohr darauf und rief erblassend: „Capitän, es ist Madame Cantrac! Sollte Amelie auf der Fregatte sein?"

„Hurrah!" schrie der Capitän, „das wär' eine Prise!"

Die Enterer der Fregatte Eridanus hatten jetzt siegreich das Bord erstiegen.

Tom, der bereits Marion Cantrac erkannt hatte, stürzte auf sie zu, ergriff sie an ihren schönen Schultern und riß sie zu Boden.

„Uff! Uff! Weib, Satan, was treibst Du hier?“ rief er in wilder Wuth.

In demselben Moment aber, als Tom sie aus dem Kampfe reißen wollte, hatte eine Kugel von der Brigg bereits ihren mörderischen Weg in ihre Brust gefunden.

„Tom!“ rief sie, „ist der Doctor da?“

„Ja,“ sagte dieser, „er ist auf der Fregatte drüben und wird bald hier sein.“

„Gib mir den Rest, Tom,“ flehte die Blutende. „Erbarme Dich meiner!“

„Ihr habt genug,“ sagte Tom, „Uff! Macht's kurz. Betet, daß Euch Gott vergebe all' die Missethat Eueres Lebens, all' die Undankbarkeit an meinem Herrn!“

„Verflucht sei er in Ewigkeit!“ schrie das entsetzliche Weib. „Verdammt, wie Du, Rabe, wie ich!“

Sie wollte sich aufrichten, aufspringen; aber der Blutstrom quoll unaufhaltsam aus ihrer Brust. Sie sank zurück und zuckte convulsivisch zusammen.

„Der Tod sitzt Euch auf der Lippe; betet, daß Euere Seele nicht zur Hölle fahre?“ sagte Tom, den ein Entsetzen bei ihrem Anblicke durchrieselte.

„Ha! beten! Ich kann nicht beten!“ schrie sie noch einmal auf. „Verflucht sei —“

Das Wort erstarb auf der Lippe, und schaudernd wandte sich Tom von der Sterbenden, deren Anblick nur Entsetzen hervorbringen konnte.

Die Mannschaft der Fregatte hatte bereits das Gewehr gestreckt. Die englische Flagge wehte auf den drei Prisen, als Pigot mit dem Doctor an Bord erschien.

Er hatte Marion fallen und Tom bei ihr knieen sehen. Sogleich eilte er zu ihr hin.

Tom vertrat ihm den Weg. „Herr,“ sagte er, „an der ist Hopfen und Malz verloren. Der Tod hat sie geentert. Das

Wrack gehört der See! Uff! Uff! Herr, der Teufel hat sein Erbe! Kommt! dort sind arme, brave Jungen, denen helfet!"

Der Doctor stand schaudernd da. Er kannte das Weib nicht, dessen schöne Hülle hier todtenbleich, mit Blut bedeckt, lag. Er sah nur in ihr Amelie's Schwester, und das Mitleid war das alleinige Gefühl, das in seiner Seele jetzt Raum hatte. Ein strafender Blick und ein scharf tadelndes Wort traf Tom.

Wenn auch Tom sonst nicht wagte, seinem Herrn entgegen zu reden, so konnte er doch hier nicht schweigen.

„Uff! Herr," rief er, „Sie war, was ich sagte, denn sie ist gestorben mit einem gräßlichen Fluch auf Euch, den aber mein Gebet gewiß wegmanövrirt hat. Tadelt mich nicht. Ihr werdet wohl noch hören, wie sie dachte. Uff! Geht, Herr, ich bitte Euch, und zürnet mir nicht!"

Der Doctor wurde in diesem Augenblicke zu dem französischen Arzte gerufen, der ihn bat, ihm in seinem Berufe thätig zur Seite zu stehen bei den zahlreichen Verwundeten.

Kaum aber hatte der Doctor den Rücken gewendet, als Tom Marions Leichnam faßte, auf die Bekleidung des Verdeckes, die auf dieser Seite noch stand, hob und ihm einen Ruck gab, der ihn in die Tiefe der See versenkte. Das Enterbeil, welches die Wüthende geführt hatte, schlenderte er ihr nach. Uff! da ruht der Fluch drauf! sagte er. Das Verdeck wurde jetzt von den Leichen gesäubert, vom Blute gereinigt und die Schiffszimmerleute arbeiteten sogleich daran, den Nothmast aufzurichten und die Schäden des Schiffes zu heilen. Die beiden Aerzte hatten vollauf zu thun mit den zahlreichen Verwundeten, sowohl auf der französischen Fregatte, als auf dem Eridanus und der Brigg, welche mit dem Eridanus die feindliche Fregatte geentert hatte. Dennoch war der Sieg ein verhältnißmäßig leichter, und Capitän Pigot ließ mit fröhlichem Gesichte die Gefangenen theils auf den Eridanus, theils auf die beiden Briggs bringen, und als endlich die Verwundeten verbunden

waren, trat der Doctor Roßbridge zu Capitän Pigot und fragte: „Ist Amelie hier?"

„Ich weiß es nicht, weil ich sie nicht kenne," erwiederte ihm dieser, „aber, wenn sie schön ist wie ein Engel, so glaub' ich, sie sitzt drunten in der Cajüte und weint heiße Thränen um ihre Schwester, die im Kampfe gefallen sein soll. Monsieur Cantrac trägt einstweilen die Ketten, aber Thränen hat er keine für seine liebe Frau! Gehen Sie, Doctor, und trösten Sie Miß Amelie!"

Der Doctor reinigte sich mit Toms Hülfe vom Blut und eilte dann hinab in die Cajüte.

Als er die Thür aufriß und Amelie erschreckt auffuhr, erblickte sie ihn.

„John, mein theurer John!" rief sie aus und eilte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Ueber Cantrac's furchtfahle Züge fuhr ein Lichtstrahl der Freude. „Nun hängen sie mich gewiß nicht!" sagte er; „der wird für mich bitten!"

9.

Im Hafen von Antiqua wurden sechs Schiffe signalisirt. Als sie näher kamen, erkannte man den Eridanus, die Briggs Phöbe und Harris, nebst drei Prisen, einer französischen Fregatte und zwei Kauffahrteischiffen.

Capitän Pigot kam allein an den Strand und begab sich zu dem Oberbefehlshaber, der ihn mit großer Auszeichnung empfing. Die Schiffe waren vor Anker gegangen und die Nacht senkte sich bereits herab, als die Audienz zu Ende war.

Pigot kehrte an Bord seiner Fregatte zurück und mit demselben Boote wurde Cantrac ausgeschifft.

Amelie, bei der der Doctor war, ahnte es nicht, was vorging, und glaubte auch nicht, daß es auf das Schicksal ihres Schwagers

Bezug habe, als ein Auditeur am anderen Morgen mit dem Doctor landete.

Als der Doctor in die Wohnung des Gouverneurs und Oberbefehlshabers trat, war ein Kriegsgericht versammelt. Als Zeugen standen vor demselben der Neger Leo, drei Pflanzer von Marie galante, der Plantagenaufseher Cantrac's, Capitän Pigot und der Doctor.

Der General-Auditeur verlas den Anklageact. Er lautete auf Anstiftung eines Complottes, die Engländer gefangen zu nehmen, die Insel den Franzosen zu überliefern, auf Gefangennehmung sämmtlicher brittischen Offiziere bei einem Bankett; auf Mißhandlung und Ermordung der zur Genesung in die höheren Gegenden Marie galante's gebrachten Kranken, englischer Soldaten, und als Strafe: Tod durch den Strang.

Cantrac saß da wie eine Leiche. Er zitterte am ganzen Leibe, daß seine Ketten rasselten.

Zuerst schritt das Gericht zur Abhör der Zeugen. Der Neger Leo bezeugte, mit möglichster Schonung Cantrac's, Alles, was der Anklageact aussagte. Ebenso fiel das Zeugniß der Pflanzer aus. Sie sagten namentlich aus, daß Cantrac von Pflanzung zu Pflanzung geritten sei und sich unsägliche Mühe gegeben habe, das Complott zu Stande zu bringen. Dasselbe bezeugte der Aufseher Cantrac's, obgleich dieser mehr die Schuld des Ganzen auf Madame Cantrac warf, in deren Hand ihr Mann nur das Werkzeug gewesen sei.

Der Doctor konnte nichts bezeugen, als die Einladung zum Feste, die Warnung Amelie's und Leo's, und Pigot den Kampf und seine Folgen.

Kein Entlastungszeuge war vorhanden. Cantrac selbst erhielt das Wort zu seiner Vertheidigung. Er rief seinen Neger Leo und seinen Aufseher, selbst die Pflanzer auf, daß sie Zeugniß ablegten, wie er das Werkzeug seiner Frau gewesen und, um ihren Willen zu thun, dies Alles unternommen habe. Im Zuge seiner Vertheidigung zog er den Schleier von dem Thun und Charakter

seiner Frau mit einer Abscheu erregenden Gemeinheit. Er enthüllte die Ursache dieses Complottes genau und sagte: Es sei nur auf den Doctor Roßbridge allein abgesehen gewesen, da sie, mit grimmigem Hasse gegen ihn erfüllt, seine Verbindung mit Amelie habe zu Nichte machen wollen. Er hatte es nicht hehl, daß sie schon in Wight auf's Heftigste in den Doctor verliebt gewesen sei, der aber seine Liebe ihrer edeln Schwester Amelie zugewendet, ihr nicht die geringste Aufmerksamkeit bewiesen, als die, welche die edle Hospitalität erfordert habe, alle Versuche ihrer Coquetterie seien erfolglos gewesen. Da habe sich die Liebe in bodenlosen Haß umgesetzt, und dieser Haß habe seine Befriedigung daran gesucht, Amelie und den Doctor für immer zu trennen. Darum habe sie auf das Complott gesonnen; darum habe sie Guadeloupe verlassen, da sie befürchtete, es möchte von Engländern genommen und sie dann in ihre Gewalt, der Doctor zu einem hohen Triumphe kommen; darum habe sie in blinder Wuth die Fregatte in die Luft sprengen wollen und in einer zum Wahnsinne gesteigerten Wuth ihren Tod gefunden.

Mit Abscheu wendeten sich die Richter von dem Elenden, der den Schleier wie von seiner eigenen Schmach, so von dem verworfenen Charakter seines verstorbenen Weibes hinwegriß, um sich das verworfene Leben zu retten.

Der Doctor blickte in einen Abgrund von Verworfenheit, vor dem ihm schauderte, dessen Wahrheit sich ihm aber unwillkürlich aufdrängte, weil er nur so den Schlüssel zu Räthseln fand, die ihm bis jetzt unlösbar erschienen waren.

Der Gefangene und die Zeugen traten ab.

Nach einer halben Stunde kam der Auditeur zu Cantrac und fragte, ob er über sein Vermögen letztwillige Verfügungen treffen wolle und einen Geistlichen seines Glaubens verlange, deren Etliche unter den Gefangenen sich befänden; er habe nur noch wenige Stunden zu leben.

Ein Ausbruch der trostlosesten Verzweiflung, in der die

entsetzlichste Furcht vor dem Tode sich aussprach, war die nächste, unmittelbare Folge der Erklärung des Auditeurs.

Cantrac kam endlich durch das Zusprechen des Auditeurs so weit zu sich, daß dieser ein Testament aufnehmen konnte, worin er seine Schwägerin Amelie zur alleinigen Erbin seiner liegenden und fahrenden Habe einsetzte. Als dies unterschrieben war, nahm es der Auditeur zu sich, und entfernte sich, um einen Geistlichen zu dem Delinquenten zu schicken. Dieser blieb eine Stunde bei ihm.

Hierauf wurde er vor die Stadt zum Richtplatze geführt, wo ein Galgen aufgerichtet war, und nicht lange nachher hatte der Verworfene sein Leben geendet.

Pigot und der Doctor kehrten auf die Fregatte zurück, wohin Amelie gebracht worden war, nebst allen Effecten Cantrac's und seiner Frau. Der Doctor hatte das Testament. Er wagte es indessen nicht in Amelie's Hände zu geben, wie er auch den Capitän auf's Wärmste bat, vor Amelie das Ende Cantrac's zu verheimlichen. Indessen konnte der Doctor den Eindruck, welchen das Verhör Cantrac's in ihm hervorgebracht, nicht in dem Maße verbergen, daß nicht das scharfe Auge der Liebe ihn hätte herausfinden sollen. Es stieg eine dunkle Ahnung in ihr auf. Sie fragte nach Cantrac, und als sie hörte, er sei an's Land gebracht worden, stellte sie sich selbst Alles zusammen und fragte nun direct den Doctor und Pigot, in deren Gesellschaft sie speiste. Da sie zu bestimmt bei ihrer Voraussetzung blieb, konnten Beide nicht länger die Wahrheit verhehlen.

Sie warf sich laut weinend an des Doctors Brust. „Nun bin ich ganz verwaist!“ rief sie tief erschüttert aus, „verlaß mich Arme nicht!“

Der Doctor umfaßte sie mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls. Reden konnte er selbst nicht, denn dieser Auftritt hatte auf's Neue ihn an Alles erinnert, was er gehört und erlebt hatte.

Schon früh am anderen Morgen fuhr Capitän Pigot an's Ufer. Er blieb den ganzen Tag aus und kam erst Abends zurück.

Er ließ den Doctor sogleich zu sich rufen.

„Lieber Doctor," sagte er, „die Verhältnisse von Miß Amelie sind der Art, daß der Oberbefehlshaber mit mir darin übereinstimmt, daß sie den Wechselfällen eines Seekriegs enthoben werden muß. Sie soll nach England gebracht werden, zu ihrer Familie nach Wight, wenn sie es nicht vorziehen sollte, auf ihre Pflanzung nach Marie galante zu gehen, die doch jedenfalls, da noch Néger darauf leben, nicht völlig preisgegeben werden darf. Stellen Sie ihr das in geeigneter Weise vor und bringen Sie mir ihren Entschluß. Sollte sie nach England zu gehen sich entschließen, so möchte der Gouverneur ihr einen Schutz mitgeben, welcher ihr der liebste und anderweitig der geeignetste wäre, nämlich einen liebenden Gemahl in Ihrer Person. Doctor, was meinen Sie dazu?"

Der Doctor blickte den Capitän voll Erstaunen an.

„Es ist so," versetzte der wackere Pigot. „Reden Sie mit ihr, oder soll ich es? Wahrlich, Doctor, ich finde, daß es für mich passender ist! Warten Sie! Tom!" rief er, „melde mich bei Miß Amelie!"

Tom ging und kam alsbald zurück, mit der Versicherung, er werde willkommen sein.

„Die erste Freiwerberei meines Lebens!" rief Pigot lachend und ging.

Er war lange bei Amelie, die den Freund ihres Geliebten und den Ehrenmann in Einer Person gleich hochachtete.

Nach Verlauf einer Stunde, die der Doctor höchst peinlich in der Capitänscajüte verlebte, rief ihn Tom, der sich in aller Hingebung des Dienstes bei der theuern Miß, wie er sagte, annahm. Er eilte zu den Beiden und der Capitän rief ihm entgegen: „Doctor, ich habe Talente in mir entdeckt, die ich mir nie zugetraut. Miß Amelie willigt in die Verbindung mit Ihnen!"

„Ja," sagte Amelie, „ich willige ein, weil ich erkenne, daß es die Schicklichkeit und der Anstand fordert. Ich fühle, daß ich unter anderen Verhältnissen das Trauerjahr mir wenigstens ausbedingen

müßte. Sie reichte unter Thränen dem Doctor ihre Hand, und diesen Abend blieben Beide bei ihr, in der ihr eingeräumten Cajüte das Abendessen einzunehmen. Schon am anderen Morgen meldete Capitän Pigot dem Oberbefehlshaber den Entschluß Amelie's mit seinen Motiven, und zwei Tage später traute sie der Geistliche auf Antiqua.

Capitän Pigot lud die sämmtlichen befreundeten Offiziere zu einem Gastmahl auf den Eridanus, wo auch der Oberbefehlshaber erschien, um dem jungen Paare seine Glückwünsche darzubringen.

Bei dieser Gelegenheit eröffnete er dem Doctor, daß Capitän Pigot eine Flottille nach England commandiren solle, um die Gefangenen dorthin zu bringen, und daß es den Lords der Admiralität gefallen habe, den Eridanus, welcher bedeutende Reparaturen nöthig habe, längere Zeit auf den Werften von Liverpool zu lassen, wodurch es den Offizieren gestattet sei, im Schooß ihrer Familien den Winter in England zu verleben. Als der Obercommandant dieses Vorhaben der Lords der Admiralität ausgesprochen, erfüllte ein Jubel die Cajüte, und der edle Obercommandant, der dies wohlwollend veranlaßt, ergriff freudig sein Glas, um es auf das Wohlergehen der durch seine Mittheilung Erfreuten zu leeren.

Mit dem Auslaufen der Flottille ging es jedoch nicht so schnell, da Schiffe, welche dazu bestimmt worden waren, erst von ihren verschiedenen Stationen zurückgerufen und manche von ihnen erst noch ausgebessert und verproviantirt werden mußten.

Das junge Paar benützte diese Zeit, um nach Marie galante zurückzukehren und die Angelegenheiten dort zu ordnen.

Mit Wehmuth betraten sie den Ort, wo sie so viele bittere Erfahrungen gemacht hatten, und Capitän Pigot, der ebenfalls den Ort noch einmal besuchen wollte, der auch für ihn erfahrungsreich geworden war, begleitete sie auf die zerstörte Pflanzung. Dort sah es wüste und wild aus. Die Pflanzenwelt der Tropen hatte alle ihre Triebkraft angewendet, eine Wildniß zu schaffen, wo früher

ein feiner Geschmack gewaltet hatte. Die Neger waren blos darauf bedacht gewesen, für ihren Unterhalt das Nöthige zu pflanzen, hatten aber im Uebrigen, der natürlichen Indolenz folgend, welche eine so große Macht über sie ausübt, die üppige Produktionskraft der Natur frei und ungestört schalten und walten lassen. Der Doctor staunte über diese Erscheinungen, für die sein europäischer Maßstab nicht ausreichte.

Capitän Pigot rieth Mistreß Roßbridge, die Besitzung, wenn sie anders nicht beabsichtige, mit ihrem Gatten heute oder morgen nach Westindien zurückzukehren, zu verkaufen, auch selbst dann, wenn sie am eigentlichen Werthe derselben einbüßen müßte, weil jede Verwaltung in so weiter Ferne nur zu ihrem Nachtheil ausschlagen müßte.

Das leuchtete klar und schnell ein. Zudem zog es Amelie vor, in England, in der Nähe ihrer lieben Ellen zu leben. „Wenn es anders mit Deinem Geschmack übereinstimmt," sagte sie, lieblich lächelnd, zu dem Doctor.

Dieser stimmte vollkommen damit überein, der Verkauf wurde beschlossen, und als es bekannt wurde, fand sich bald ein Pflanzer in der Nähe, welcher sich zu dem Ankaufe verstand.

Die alte Hebe hätte wohl gewünscht, ihre gütige Herrin zu behalten, und damit stimmten alle Neger überein; allein das ging nun einmal nicht, und Amelie beglückte Leo, den Sohn der alten Hebe, die nun wieder völlig genesen war, daß sie ihm und seiner Familie und ebenso der Alten die Freiheit und ein Stück Landes schenkte, wo sie, mit Wenigem zufrieden, glücklich leben konnten. Die Uebrigen beschenkte sie reich. Als sie schieden, gaben ihnen Alle das Geleite, und ihre Segenswünsche folgten ihnen in die Ferne nach.

Am anderen Tage wurde in der Stadt, die sich von den Spuren der Kugeln der Circe befreit hatte, der Kauf vollzogen und die Gatten fuhren mit dem edlen Pigot nach Antiqua zurück und mietheten sich dort in einem der schönen Landhäuser der Bai ein, bis zum Tage der Abfahrt, der nach langer Frist endlich kam.

Vorher noch hatte mit des Obercommandanten Erlaubniß der Doctor Cantrac's Leichnam ehrlich und christlich bestatten lassen und so dem Gefühle seiner geliebten Amelie ein Genüge geleistet.

Tom war ungemein froh mit seiner jungen Mistreß. Er sah nur immer nach ihren Augen und lauschte ihr jeden Wunsch ab, um ihn zu befriedigen, ehe er noch ausgesprochen war.

Der Doctor hörte sein schneidendes Uff! nur höchst selten und dann war es ein Laut des Erstaunens und der Freude. Besonders war dies der Fall, als er ihm sagte: „Wir gehen nach Wight, Tom!"

„Uff!" rief er da und machte einen Luftsprung. „Was wird der alte Herr sagen und Miß Ellen, wenn wir ihnen die liebe gütige Mistreß bringen? Uff! Herr, ich bitte Gott, daß er mich die Lust erleben lasse! Aber dort auf der schneeweißen Küste unserer schönen Insel will ich Sie auch daran erinnern, was der alte Tom sagte, als Sie muthlos und trostlos den Kopf sinken ließen!"

„Das brauchst Du so lange gar nicht aufzusparen, Tom," sprach lächelnd der Doctor; „Du darfst es alle Tage thun, wenn Du siehst, daß ich es vergessen habe; aber glaube mir, alter, treuer Tom, es steht in meiner Seele mit Flammenschrift geschrieben, und nie werde ich es vergessen!"

Der Doctor hatte das feierlich und mit Gefühl gesprochen.

Tom wandte sich ab und wischte an seinen Augen.

„Was gibt's?" fragte ein vorübergehender Matrose.

„Es ist mir Salzwasser in's Auge gespritzt!" sagte Tom, „Du weißt ja, Bob, wie das brennt!"

Für seine liebe Miß Ellen packte er eine Menge Sachen ein, und der Doctor ließ ihm völlig freie Hand und zahlte gerne. Da standen Kisten voll der prachtvollsten Muscheln; Käfige mit den Vögeln der Tropenwelt, die in glühendster Farbenpracht strahlten.

„Herr," sagte er, als er dem Doctor die Herrlichkeiten zeigte, „ich darf doch auch Pächters Simmy einen Papagei mitnehmen? Er bat mich so treuherzig darum und verdiente es auch, als er unsere theuere Mistreß retten half. — Nicht?"

„Nimm ihm ein Dutzend mit, wenn Du ihm eine Freude damit machen kannst, guter Tom!“ — war des Doctors Antwort.

„Und mir ein Aeffchen?“ fragte er.

„Zehn!“ sagte der Doctor.

„Uff! Uff!“ rief Tom und rannte wie besessen herum und wußte nicht, wie er seine Freude kund thun sollte.

Endlich lichtete die Flottille die Anker. Ihre Fahrt war glücklich und durch günstige Winde sehr kurz.

In Liverpool mußte das junge Paar in dem Hause Capitän Pigot's und im Schooße seiner liebenswürdigen Familie sich von der Seereise erholen, anders that es Pigot nicht, und dann miethete der Doctor eine Jacht, und Pigot und seine Familie begleiteten sie nach Wight. Schon in Liverpool hatten sie erfahren, daß der alte Capitän Roßbridge der dauerndsten Gesundheit sich erfreue und Ellen die glückliche Braut eines jungen Gutsbesitzers sei, der mit dem Doctor die Schule zu Eton besucht und in der freundlichsten Verbindung mit ihm gestanden, ihn auch oft in Roßbridge-House besucht hatte. Schon damals merkte der Doctor wohl, daß Ellen dem jungen, wackern Manne nicht gleichgültig sei und Ellen immer erglühte, wenn er sich im Gespräch an sie wandte. Das waren ihm Vorboten einer keimenden Liebe, die denn nun, gewiß zu Beider Glück und des alten Vaters Freude, zu ihrer vollen Blüthe gediehen war.

Auf Wight ahnte man nichts von ihrer Heimkunft. Um so größer war die Freude und Ueberraschung, als sie in das stille Haus unbemerkt um die Mittagszeit eintraten.

Ellen stieß einen Schrei aus, als sie Amelie erblickte, und schlug ihre Arme in seligem Entzücken um die geliebte Freundin.

„Ellen,“ sagte der Doctor, „sie ist Deine Schwester!“

Da traten Freudenthränen in das blaue Auge des schönen Mädchens, und noch länger und inniger umarmten sich die einander so innig liebenden Schwestern.

Jetzt kam der alte Herr von einer kleinen Tour, die er gemacht, zurück.

Er sah die Jacht in der Bucht vor Anker liegen und stand fragend auf der hohen Küste. Da erblickte ihn Tom.

„Uff! Uff! Herr,“ schrie er und watete bis an die Hüften durch die See, um desto schneller zu seinem geliebten Herrn zu kommen, der ihm freudig die Hand schüttelte.

„Ich bring' ihn gesund und froh wieder, Herr, Uff! und noch Jemand, und unsern Capitän, den Gott segne. Herr, eilet, es ist eine Lust. Uff!“

Der alte Seemann lachte, und doch ergriff Tom's Glück sein Herz so mächtig, daß er kaum weiter gehen konnte. Erst nach einigen Minuten vermochte er es, während Tom die Söhne des Pächters gerufen, um ihm ausladen zu helfen, wo dann Simmy zu allererst seinen prächtigen Papagei erhielt, den er im Triumphe heim trug.

Als der alte Capitän in die Stube trat, sah ihn Amelie zuerst. Sie flog auf ihn zu, faßte und küßte seine Hand und kniete dann vor ihm nieder.

Der alte Mann sah auf die Kniende und dann auf seinen herbeieilenden Sohn, der neben Amelie niederkniete und sagte: „Theurer Vater, ich bringe Ihnen eine Tochter! Wollen Sie Ihre Kinder nicht segnen?“

Da bebte der Greis und seine Augen wurden feucht. Er legte Jedem eine Hand auf's Haupt und sagte tief gerührt: „Segne Euch Gott, wie ich Euch segne!“ Und dann zog er sie an seine Brust und Amelie weinte Thränen seliger Freude an der Vaterbrust, an die sie, die früh Verwaiste, nie ihr Haupt hatte legen können. Es war ein so feierlicher Augenblick, daß er seine Wirkung auf Pigot und seine sanfte Frau nicht verfehlen konnte.

Als ihn der Doctor auf's Herzlichste dem Vater vorstellte und rühmte, sagte Pigot, seine Hand ergreifend: „Sie sind ein glücklicher Vater, Sir! Gott erhalte Ihnen dies reiche Glück und Sie dem liebenden Kreise, der sich um sie bildet!“

Das gewann dem biedern Manne des alten Roßbridge Herz, und bald waren die Seeleute Ein Herz und Eine Seele und in eine Unterhaltung vertieft, welche die Anderen, ohne es zu wollen, ausschloß.

Mistreß Pigot hatte ihre rechte Freude daran, wie sie sich denn in dem Kreise dieser liebenswürdigen Familie sehr glücklich fühlte.

Während die Hausgenossen mit ihren Gästen an der Tafel saßen, ordnete Tom in Miß Ellen's Gemächern, zu denen er sich den Zutritt durch ihr Kammermädchen erbeten und verschafft hatte, alle seine Schätze, die er für sie mitgebracht, gehegt und gepflegt hatte, und als das Mahl vorüber war, mußte das Kammermädchen Miß Ellen rufen.

Tom stand hinter der Thür, als sie eintrat und mit freudiger Erregung die Herrlichkeiten der Tropenwelt anstaunte.

„Ach," sagte sie, „mein lieber, alter Tom hat mir gewiß diese Freude gemacht!"

Da fuhr ein Uff! aus Tom's Brust heraus, wie er es selten glücklicher ausgestoßen, denn es hatte sich unwillkürlich seinen Lippen entrungen. Er hatte nur ungesehen sich an der Freude der geliebten Miß erquicken wollen, die er so oft auf seinen Armen getragen und auf seinen Knieen geschaukelt hatte. Jetzt war er verrathen.

„Tom, lieber Tom!" rief das liebliche Wesen und sprang auf den treuen Menschen zu und faßte seine harten Seemannshände und drückte sie innig.

„Ich sehe wohl, Du hast mich noch lieb," sagte sie „denn Du hast auch in der Ferne an mich gedacht. Wie danke ich Dir, guter Tom! Ich will Dir's recht durch Liebe vergelten!"

„Uff! Uff! Uff! tönte es weich und immer weicher aus Tom's Mund und ein Strom von Thränen rollte über die wetterharten Wangen. Reden konnte er nicht. Nur den Kopf schüttelte er bei den letzten Worten Ellen's, und setzte stockend hinzu: „Verlangt mein Herzblut, Miß Ellen, es ist Euer!"

Ellen rief nun den Vater, die ganze Hausgenossenschaft, um ihnen Tom's Geschenke zu zeigen. Als aber der alte Capitän sich nach ihm umsah, war er weggeschlichen.

Capitän Pigot weilte mehrere Wochen in diesem Familienkreise, wo sich denn auch Ellen's Verlobter einfand, und als er endlich schied, sagte Capitän Roßbridge zu dem neuen, ihm theuer gewordenen Freunde: „Kommen Sie bald wieder und bei Ellen's Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen!“

Und er fehlte nicht bei diesem schönen Feste, das durch die unerwartete Rückkehr des ältesten Sohnes verherrlicht wurde.

Als endlich der Frühling kam, wo Pigot, der zum Rang eines Commodore wohlverdient aufgestiegen war, mit dem Eridanus wieder seine Kreuzfahrten im Kanal beginnen sollte, fragte er den Doctor: „Nun, Freund, werden Sie mir Gesellschaft leisten am Bord des Eridanus?“

„Nein,“ sagte der Doctor, „ich habe den Bitten des Vaters nachgegeben und bin um meinen Abschied eingekommen. Ellen ist mit ihrem Gatten zwar nicht weit entfernt, aber es würde dem Greise die pflegende Liebe fehlen, an die er gewöhnt ist, und Amelie weiß so ganz ihm Ellen zu ersetzen.“

„Sie haben Recht,“ entgegnete Pigot. „Zwar weiß es Gott, wie glücklich ich wäre, gingen Sie mit mir an Bord, aber ich muß die Kindespflicht höher stellen, die uns des Herrn Gebot befiehlt. Gott segne Sie; das aber sag' ich Ihnen, wenn einst der Herr es mir vergönnt, mich für den Rest meiner Tage vor Anker zu legen, so kaufe ich mich in ihrer Nähe an, daß wir, wenn auch auf trockenem Lande, mit einander segeln, bis es einst dem Herrn gefällt, uns vollends abzutakeln!“

Der Bachtanz zu Langenselbold.

Eine Doppelgeschichte aus dem Jahr 1756.

1.

Sonnenschein und Regen
Ist doch allerwegen
Nur des Ehstands Bild.
Altes Lied.

Am 15. August des Jahres 1756 war es, als der Frankfurter Spezereihändler Johann Sebastian Linsenmeyer, welcher in der Fahrgasse Nummer 81 wohnte, an dem Kaffetische saß. Der blaudamastene Schlafrock hing bauschig um die weder große, noch corpulente Gestalt. Die Perrücke, schneeweiß gepudert, mit den mächtigen Roll-Locken zur Seite der Schläfe und dem unendlich langen, schwarzumwickelten Nackenschweife à la Fréderic le Grand, Zopf genannt, saß bereits gravitätisch auf dem Haupte des Mannes und gab ihm, bei einer lebhaften Gesichtsfarbe, ein gefälliges Ansehen. Die lange, hartgelbe Weste fiel bis auf die Lenden und stach lebhaft gegen die schwarze, kurze Kniehose mit silbernen Schnällchen ab. Schneeweiße Baumwollstrümpfe und glänzende Schuhe mit breiten, silbernen Schnallen, welche den ganzen Vorderfuß einnahmen, vollendeten den feinen Anzug des Mannes, der nur den Schlafrock abwerfen, in den himmelblauen, kurzen, breitschößigen Rock mit Aermelaufschlägen bis an den Ellenbogen, und tellergroßen, silbernen Knöpfen schlüpfen, das kleine Dreimasterchen aufsetzen und das Dreiviertel seiner Leibeslänge haltende spanische Rohr ergreifen durfte, um, nach neuester Mode gekleidet, überall auftreten zu können. Dabei schmauchte er behaglich seine Thonpfeife.

Herr Linsenmeyer liebte es, gleich Morgens fix und fertig zu sein, bis auf Rock, Hut und Stock. Er konnte einmal das faule Herumbambeln nicht leiden, wie es damals Viele trieben, und heute gerade so, besonders junge Leute.

Er hielt das Frankfurter Frag- und Anzeigungsblatt oder vielmehr Nachrichten in der Hand. Seine Augen waren auf eine Anzeige gerichtet, die er gelesen hatte, und in seinen Zügen wechselte der Ausdruck des Vergnügens mit einem düstern Zuge von Zeit zu Zeit ab. Es war, als ob zwei in ihrem Wesen verschiedenartige Eindrücke um die Herrschaft in seiner Seele stritten, und das genannte Blatt war deren Quelle.

Ihm gegenüber saß eine Frau von immensem Umfange. Sie war in einem häuslichen Morgenkleide. Der Pudermantel hing noch um die breiten Schultern und die Nachthaube saß etwas auf Krakeel. Sie bildete im Aeußern das absolute Gegenstück zu ihrem, auch etwa zehn Jahre jüngern Gatten. Obwohl sie bereits ein und fünfzig Jahre hatte, war sie, ihren abschreckenden Umfang abgerechnet, eine ganz hübsche Frau von blühendem Angesicht und äußerst lebhaftem Geiste, ganz gegen ihren Leibesumfang.

Herr Linsenmeyer war einst Ladenbursch, dasselbe, was heute feiner Commis heißt, bei der kinderlosen, reichen Wittwe gewesen, und sie war, obgleich er arm wie Hiob war, doch die Seine geworden, hatte ihn zum Mann und Bürger der freien Stadt gemacht und hielt ihn dafür wacker unter dem Daumen. Die Frucht dieser Ehe, die, den Geiz der Frau Linsenmeyer abgerechnet, nicht gerade sehr unglücklich war, stand draußen im Laden mit dem Vetter Runkel, einem uralten Junggesellen, hinter der Theke, und wer nicht blind war, sah es ein, daß Lieschen das reizendste Mädchen der Fahrgasse, ja der ganzen Reichsstadt war, und ihr achtzehnter Geburtstag war etwa vierzehn Tage vorüber.

„Bastian," hob Frau Linsenmeyer an, „nun hab' ich Dich mit der Geduld eines Schreibers auf dem Rechnei-Amte schon eine Viertelstunde beobachtet und werde nicht klug, was Du simulirst.

Einmal mein' ich, Du sähest einen alten Bekannten, so fröhlich zuckt's über Dein Angesicht; dann siehst Du drein, als wär' Dir das größte Uebel begegnet. Sag' mir doch, was für ein Floh Dir im Ohre sitzt? — Dabei wird der Javakaffe eiskalt und deine Dampfwolken verdrängen des lieben Gottes Tageslicht."

Linsenmeyer fuhr ordentlich empor, als seine liebe Frau ihn also ungewöhnlich liebreich anredete.

„Annechristinchen," sagte er, „Du hast richtig gelesen in meinem Gesicht. Es sind zwei Dinge, die mich gar sehr hin und her zerren und mich in ganz verschiedener Weise alteriren."

„Ei, so mach' Dir das Herz leicht und rede!" sprach die dicke Frau.

„Denke Dir," sagte er eifriger, als es sonst seine Art war; „der Stengel da drüben, der Schmeerfinke von Sattler, dem ich doch alles Liebs und Guts erweise, ruft mir heute Morgen über die Gasse zu, als ich an der Ladenthür stehe und sehe, woher der Wind weht: Herr Nachbar, des Ammelsberger's Javakaffe ist besser, als der Eure, und Ihr müßt im Preis herunter, sonst könnt Ihr ihn alleine trinken! — Nun sag', ob etwas so erhört ist allhiero? Solch ein Siebensortenflegel ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Bastian, ärgere Dich nicht," sprach die stattliche Frau, „er ist ein geborener Sachsenhäuser und seine leibhaftige Mutter war eine Hockenfrau. Du weißt, was das auf sich hat."

„Das ist richtig; aber er hätt's mir doch nicht zuzurufen brauchen! Du weißt, der Ammelsberger posaunt seinen Javakaffe in den Frag- und Anzeigungsnachrichten mit vollen Backen aus und ich möchte nur wissen, wie er, da er seinen Kaffe wohlfeiler gibt als ich, die vielen Druck- und Einrückungskosten herausbringt? Er will einmal absolut meine Kundschaft ruiniren."

„Das gelingt ihm nicht!" sagte Frau Linsenmeyer. „M e i n Laden hat alten guten Ruf."

Frau Linsenmeyer hatte das zueignende Fürwort etwas stark

betont, was allemal auf des Gemahls Angesicht ein unangenehmes Zucken hervorrief. Diesmal zuckte es auch über sein Angesicht; aber er verschluckte es und sagte:

„Weißt Du was, Annechristinchen, Du könntest einmal das Nähurselchen drüben aus dem Hinterhaus in Ammelsberger's schicken, und ein Pfund von dem angepriesenen Javakaffe, so hinterher, holen lassen, daß man ihn gegen unseren probiren könnte. Fiele dann die Probe zu seinem Nachtheil aus, so soll ihn dieser und der! Ich will ihm dann einen Denkzettel in den Frag- und Anzeigungsnachrichten anhängen, daß er an mich denken soll und die ganze Stadt Maul und Nase aufsperrt, so wahr ich Linsenmeyer heiße!"

„Steht denn was da drin?" fragte sie und deutete auf das Blatt, welches er in der Hand hielt.

„Nein!" erwiederte er kurz und bissig.

„Hat er Dich denn genannt?"

„Auch nicht; aber er winkt mit dem Stadtthor und stichelt, wie mit einer Heugabel. Ein Kind merkt wo's hinaus will."

„Bastian, dann nimm Dich in Acht. Es kostet Druckgeld und er kann Dir noch einen Prozeß vor dem Stadtamt anhängen, der mich viel kostet, denn da gibt's Sporteln, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und die Advocaten rupfen Einen, wie einen Krammetsvogel."

„Meinst Du, ich sei ein Schafskopf?" rief er gereizt aus. „Gib Acht, ich lasse mich auf dem Neste fangen, wie ein brühendes Rothschwänzchen! Ich will ihm schon so hintenherum Ein's geben, daß ihm die Ohren sausen und er doch mir nicht an's Kamisol kann. — Paß auf, der Linsenmeyer ist ein Hannstappindieschüssel! — Laß Du nur den Kaffe holen!"

„Das brennt auch noch nicht an!" sagte sie gereizt von der Gereiztheit ihres Mannes.

Er war aufgestanden und lief einige Mal die Stube auf und

nieder, dann setzte er sich wieder und nippte an der Tasse, die vor ihm stand.

„Nun sag' einmal," hob sie an, „was war denn das Andere?"

„Der Bachtanz!" sagte er grollend.

Ihr Kopf fuhr bei den Worten schnell in die Höhe und eine Zinnoberröthe bedeckte das Gesicht.

„Bachtanz! Bachtanz!" rief sie. „Entweder rappelt's Dir unter Deiner langgeschwänzten Perrücke, oder Du hältst mich für einen Narren! Wo ist der vernünftige Mensch, der in einem Bache tanzt? Einem so etwas aufzubinden! Nein, es ist zu arg!"

Sie wollte zornig sich erheben.

„Annechristinchen!" rief Linsenmeyer, der Alles in der Welt lieber haben wollte, als seine Frau wild machen, weil sie sonst fortbrummte wie eine Baßgeige, aber viel länger als eine solche, manchmal eine halbe Woche, „Annechristinchen, so hör' dann doch 'mal an, wie's ist! Ich will Dir's ja vorlesen, wie es hier steht! So hör' doch nur!"

Sie setzte sich wieder und schnurrte:

„So mach' fort!"

Er nahm das Blatt der Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten und las:

„Nachdeme Montag, den 16ten dieses, Vormittags gegen 11 Uhr der so sehenswürdige Kirchweiliche Bachtanz dahiero wiederum feierlichst aufgeführet werden soll; Als wird Solches des Endes hiermitt bekannt gemachet, damitt diejenigen, welche diesen von drei jungen Burschens und ebensoviel jungen Mädchens durch eine ziemlich stark und breite Bach zu drey wiederholten Malen in einem überaus sonderen Aufzug zu führenden Bachtanz, welchen sich niemand, der nicht einen Zuschauer abgiebet, in seiner Seltenheit wunderbarlich genug wird vorstellen können, mitanzusehen Belieben tragen, zu obenangeregter Zeit allhiero einfinden mögen.

Langenselbold, den 2ten August 1756.

Fürstlich Ysenburg. Amt Ronneburg."

Frau Linsenmeyer hatte mit wachsendem Erstaunen zugehört und sagte, als ihr Gemahl geendet hatte:

„Zeig' mir 'mal das Blatt!"

Sie traute ihm nicht, weil ihr die Sache zu toll schien. Als sie es aber selber gelesen, legte sie das Blatt auf den Tisch und sagte:

„Das ganze Amt Ronneburg ist verrückt, sammt Langenselbold! Hab' ich denn meiner Lebtags solch' eine Narrheit gehört? Will so ein Ysenburgischer Amtmann etwa die Bürger sammt Senat selbiger freien Reichsstadt in den April schicken?"

Linsenmeyer wußte sich über ihren allzu großen Eifer kaum des Auflachens zu erwehren.

„Hast Du denn wirklich nie etwas davon gehört?" fragte er.

„Ich sage Dir," antwortete sie, „wenn ich regierender Bürgermeister wäre, ich ließe den Drucker büßen um zehn Albus, weil er zu solch einer Schalksnarrheit das Blättle hergibt."

„So frag' doch einmal das Lieschen!" bat er.

„Auch noch?" rief sie. „Soll das Ei klüger sein, als die Henne? Oder soll's über mich lachen?"

„Annechristinchen, nun nimm doch einmal Verstand an," bat er dringend. „Ich sage Dir, es ist ein uralter Brauch in Langenselbold, und ich will Dir's auslegen, wie es gekommen ist. Hör' mich nur einmal geduldig an."

„Nun so rede!" rief sie aus. „Ich will stumm, wie ein Fisch, Deine Langenselbolder Weisheit anhören, die niemals weit her war."

Linsenmeyer verschluckte die Frankfurter Pille, die seinem Ursprunge galt, klopfte seine weiße, holländische Thonpfeife aus und setzte sich in Positur.

„Also ich soll Dir die ganze Geschichte erzählen?" fragte er, um sich zu vergewissern, daß sie ihn anhören wolle.

„Freilich," war die Antwort. „Wenn ich etwas hören will, so will ich's auch ordentlich aus dem ff wissen. Da Dein Vater Schulmeister zu Langenselbold war, so denk' ich, Du weißt's genau.

Hast ja auch sollen Schulmeister werden; bist aber aus der Art geschlagen, weil —"

„Weil ich das Sitzen nicht vertragen konnte, was das Studium fordert," fiel Linsenmeyer seiner Frau in die Rede, weil er mit Grund fürchtete, er kriege wieder einen Puff; denn in solcher Stimmung, wie sie sie jetzt hatte, theilte sie sie rechts und links aus.

„Ja, ja," sagte sie, „weil Dir das Sitzfleisch fehlte. Geht Dir heute noch nach. Will ich einmal so nach Tisch ruhig sitzen und mit Behagen verdauen, husch! ist er fort und drüben in Stengel's, wo er mit dem hübschen Lenchen seinen Stuß treibt —".

Lisenmeyer, der auch bisweilen von der Eifersucht ein Kapitel zu hören bekam, fiel schnell ein:

„Hör' denn doch einmal! Du weißt, Langenselbold ist Ysenburgisch —"

„Schon lange, denn Du hast's oft genug mir vorgeorgelt —"

„Gut denn," fuhr er fort; „ich glaub', es war zu der Zeit, wo die Leute ihrer rechtmäßigen Obrigkeit nicht gehorchen wollten — es ist schon lange her —"

„Da bist Du irre, Bastian, das ist nagelneu. Es passirt alle Tage allhiero in Frankfurt —"

„Jetzt fällt mir's wieder ein," sagte hastig Linsenmeyer und that, als hätte er nicht gehört, was sie sagte, denn unter der rechtmäßigen Obrigkeit allhiero verstand sie sich selbst, weil sie älter war und der Reichthum von ihr kam, „es war im vierzehnten Jahrhundert. Es soll, wie auch der Lersner in der Chronik der freien Stadt Frankfurt schreibt, damals in den Köpfen viel rumort haben und es soll Zeiten geben, wo die Leute alle rappelköpfig und verrückt werden —"

„Das muß in Langenselbold Jahr aus Jahr ein sein," sagte Frau Linsenmeyer, „weil sie sogar im Bach tanzen! Man merkt's bisweilen auch an Solchen, die nicht mehr dort wohnen —"

„Hör' mir doch nur einmal zu," entgegnete er, „und hör'

doch zu sticheln auf! — Damals brauchte Graf Diether von Ysenburg Geld und verlangte es von den Langenselboldern, denen er eine Steuer auflegte —“

„Wie's dem Grafen Diether ging, so geht's heutzutage oft gewissen Leuten,“ sprach sie, „die Abends gern in's Wirthshaus gehen, eine Reihe von Schoppen leeren und „grundehrlich“ spielen! Oder auch bald auf die Bernemer, bald auf die Niederräder, oder Gott weiß, was für Kirchweihen gehen, um in Floribus zu leben und den Profit einer Woche durchzutreiben!“

Linsenmeyer sprang auf und rannte zweimal die Stube auf und nieder.

„Da werde Einer nicht rasend! Du bringst mich noch unter die Erde!“

Sie war einmal in der Laune zu sticheln, aber ihn toll machen, wollte sie doch nicht. Daher sagte sie freundlich:

„Bastiändchen, setze Dich, ich will stock-mäusestill sein!“

Er setzte sich, fuhr mit der Hand über's Gesicht, als wolle er seinen Zorn wegwischen; aber schweigen konnte er doch nicht.

„Das ist ein Hundeleben!“ sagte er. „Wenn man sich den ganzen Tag abarbeitet, wie ein Galeerensclav', so soll man Abends bei guten Freunden auch nicht einmal ein Stündchen froh sein? — Ich bin doch kein Karthäuser, oder Trappist!“

„O Dir fehlt's an Gründen nie,“ fuhr sie auf, „wenn ich einmal einen leisen Tadel ausdrücke. Bin ich denn etwa auch so? Alle Frauen halten Kaffevisiten und da geht's hoch her; aber ich? Prost die Mahlzeit! Ich gehe auf keine! und halte keine! Ich spare das Geld, und mein erster Mann, Gott hab' ihn selig! der blieb fein daheim; ließ sich, wenn er Durst hatte, ein Glas Aepfelwein holen und lebte auch und war bei den Seinen! Nun sitz' ich in der einen Ecke und Lieschen in der anderen. Wir plaudern nichts und schlafen ein. Da machen wir denn Complimente gegen einander, als wären wir wildfremd und bejahen nickend, was wir träumen — und das ist grade schlimm; denn so ein Mädel träumt Dinge,

die eine gewissenhafte Mutter nicht gutheißen kann, wenn es auch ein leichtsinniger Vater wollte. Du verstehst mich wohl —"

„Nur zu gut!" rief der Spezereihändler in auflodernдem Zorn; aber er moderirte sich, weil sie da an einer Klippe angekommen war, wo der eheliche Friede leicht auf lange Zeit Schiffbruch leiden konnte, und dann war es mit dem Plänchen, das er in der Seele trug, völlig aus, und nun hoffte er immer noch die Wendung zu finden, die sie heiter und lachen machte — weil dann Alles gewonnen war.

„Dreh' den Krahnen zu, Annechristinchen, es läuft trübe!" sagte er. „Wir kommen ganz aus der Geschichte. Nun bitt' ich Dich, komm' mir doch nicht quer in den Weg, wenn ich einmal im Schusse bin!"

Sie schwieg und er fuhr fort:

„So viel ist gewiß, Graf Diether brauchte Geld und legte seinen getreuen Langenselboldern eine Steuer auf. In selbiger Zeit waren die Bauern überall schwierig und auch die Langenselbolder hatten nicht die mindeste Lust, sie zu bezahlen. Sie ließen vielmehr ihm sagen, er solle selber kommen und die Steuer holen. Da nun das dem Grafen nicht gefiel —"

„Wie mir das Wirthshausgehen und Spielen," knurrte die Frau.

„So gab's Hader," fuhr er fort.

„Weiß auch ein Liedlein davon zu singen!" sagte sie.

„Und der Graf beschloß," erzählte er weiter, „ihnen den Daumen auf das Auge zu setzen —"

„Wenn man nicht zu gut wäre," schaltete sie ein, „wär' das auch das Beste; aber was thut man nicht, um des lieben Friedens willen?"

„Er war der Landesherr," fuhr Linsenmeyer fort, eine Pille nach der andern verschluckend, „und Ordnung muß sein. Er rückte mit seinen Reisigen vor den Ort, um sie zu züchtigen, wie sie es verdienten."

„So?“ sagte sie. „Da möcht' ich doch 'mal sehen, was es gab?“

„Sollst's gleich hören!“ fuhr er fort. „Es war ein widerspenstig Volk, das Recht haben wollte, wo es Unrecht hatte. Sie läuteten Sturm, und Mann und Maus lief zusammen —“

„Mann und Maus — wer war denn die Maus?“

„Nun, Weiber, Kinder und dergleichen.“

„So? Mäuse sollen wir Frauen sein, die nicht einmal pfeifen dürfen? Sie hatten Recht, sag' ich!“

„Es ist ja so eine sprüchwörtliche Redensart!“ rief Linsenmeyer. „Magst auch meinethalben sagen, sie hätten Recht gehabt, was aber in Ewigkeit nicht wahr ist — laß mich nur einmal an's Ende kommen!“

Sie schwieg wieder, faltete die dicken Hände und drehte die Daumen um einander, so, daß bald der rechte um den linken lief, bald der linke um den rechten.

„Wie gesagt, Alles lief zusammen, als sie den Grafen mit seinen Reisigen kommen sahen. Sie faßten Posto auf dem Gottesacker, bewaffneten sich mit Heu- und Mistgabeln, Schippen, Dreschflegeln, Stangen und Etliche hatten auch uralte Morgensterne. Die Frauen und Buben trugen Steine zu Hauf, um zu werfen, und, so gerüstet, erwarteten sie den Angriff.

Das hatte denn doch der Graf nicht erwartet. Er stutzte Anfangs und bedachte sich; als aber das Volk schrie und höhnte, da sprühte sein Zorn und er griff an mit seiner Schaar; aber die Bauern klopften drauf, wie toll, und die Frauen, Mädchen und Buben schleuderten einen Hagel von Steinen auf die Reisigen. Die Pferde wurden scheu, bäumten sich und rannten zurück. Da flog der Staub weg, so klopften die Bauern drauf und die Pickelhauben und Harnische hatten manche Beule und das Blut rann aus mancher Quelle — ja, wenn der Graf seinen fliehenden Reisigen nicht gefolgt wäre, so hätte er riskiren können, todtgeschlagen oder gefangen zu werden.

„Da hätte denn nun ein Christenmensch den Jubel des Volkes sehen sollen! Das war ein Spektakel und Halloh über alle Maßen.“

„Das nehm' ich ihnen nicht übel,“ sagte Frau Linsenmeyer. „Es thut Einem auch einmal ein Sieg gut, wenn man der schwächere Theil ist.“

Linsenmeyer schloß sein Ohr und hielt seinen Faden fest.

„Sie wußten gar nicht, was sie im Siegestaumel treiben sollten. Alles jauchzte, hüpfte, tanzte auf offener Straße. Selbst alte Weiber und Männer folgten den Jungen —“

„So was steckt im Langenselbolder Holze seitdem,“ schaltete Frau Linsenmeyer ein; „ich merk's allemal zu Bernem oder wo sonst ein dürr' Holz rappelt und Du dabei bist!“

„Schade, daß das Frankfurter Holz so steif ist,“ rief diesmal, aus seiner Fassung gerissen, der geduldige Ehemann.

„Was?“ schrie aber jetzt die Frau. „Bin ich Dir nicht mehr flink genug? Gelt, Stengel's Lenchen nähmst Du lieber, die ist flink? O, wenn ich Dir nur den Gefallen thäte, das Zeitliche zu segnen! Aber — dem nicht so! Der liebe Gott läßt mich Dir zur Strafe recht alt werden, bis Dich keine mehr nimmt! Freu' Dich nur nicht auf die zweite! Die Gönne thu' ich Dir nicht an!“

Die Stimmen waren plötzlich so gellend geworden, daß Lieschen die Thür öffnete, welche aus dem Zimmer in den Laden ging, und bittend sagte:

„Vater und Mutter, ich bitt' um Gottes willen, höret doch zu habern auf! Die Leute im Laden horchen und vor den Fenstern steht ein ganzer Haufe müßigen Gesindels, die sich halb todt lachen!“

Das wirkte gerade, wie wenn Wasser in die Lohe gegossen wird. Ein Schamgefühl überkam Beide. Es wurde todtstill im Zimmer.

„Das Kind hat Recht,“ sagte endlich halblaut Linsenmeyer und reichte seine Hand hin. „Laß uns uns versöhnen!“ bat er.

War ihr Herz gerührt von diesem Zeichen versöhnlicher Gesinnung, oder war sie sich ihrer eigenen Schuld bewußt geworden

— kurz, Frau Linsenmeyer ergriff die dargebotene Hand mit freundlicher Miene und es schien, als sei der Friede hier sicherer, als er unter Graf Diether zu Langenselbold war.

„Wie ging's denn weiter?“ fragte sie ihren Mann, um den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen.

„Ich habe Dir gesagt, daß sie durch das Dorf tanzten, Alt wie Jung. Kein Hinderniß hielt mehr auf, denn die Tollheit wurde immer ausgelassener. Jetzt kamen sie an den durch's Dorf fließenden Gründaubach. Durch! durch! riefen die Tänzer in maßlosem Uebermuthe. Das erste Paar tanzt und stolpert und springt in die Fluth des Baches hinein, deß Bette eben und sandig war, und unter gellendem Gelächter und Jubelgeschrei tanzt die ganze, lange Reihe durch.“

„Das muß ich sagen!“ rief die jetzt sehr andächtige Zuhörerin lachend aus. „Man sollte meinen, denen wär' nun doch der Uebermuth abgekühlt worden!“

„Das ist er auch,“ fuhr Linsenmeyer fort; „der Tollmuth endete auf dem anderen Ufer des Baches, denn das Wasser war kalt. Eigentlich war das Ganze nur ein Höhnen auf den abgefahrenen Landesherrn. Der hatte aber in Langenselbold Leute, die ihm Alles hinterbrachten. Daß ihm das Blut in den Adern kochte, Rache an den übermüthigen Bauern zu nehmen, liegt auf der flachen Hand. Er schwur hoch und theuer, er wolle die Bauern tanzen lehren und seine Schmach gehörig abwaschen! Daß er Wort halten werde, ließ sich keinen Augenblick bezweifeln, obgleich die Langenselbolder sich in Ruhe wiegten und meinten, er habe sich einmal die Finger verbrannt, er komme nicht wieder.

„Graf Diether ließ in aller Stille auf einen bestimmten Tag seine Vasallen und Helfer zum Heerbann aufrufen, die denn pünktlich eintrafen, und so rückte er mit ihnen eines Morgens vor Langenselbold, und als der Spießmann dem Schultheiß die Kunde brachte, fiel dieser schier in eine Ohnmacht vor Schrecken, denn er hörte schon die Geißel sausen, die ihre Rücken treffen würde. Sie wollten

sich aber doch nicht wie Mäuse in der Falle fangen lassen, in die sie ihre eigene Dummheit gelockt; daher ließ er denn auf den Rath schnell herbeigeeilter Nachbarn Sturm läuten.

„Wieder sammelte sich Alles, was Leben und Athem hatte mit den schon bezeichneten Hausmannswaffen; aber es war seltsam, daß aller Muth fehlte. Ehe daher der Graf ernstlich Miene machte, das Dorf anzugreifen, sandten sie den Schultheiß und den ehrwürdigen Pfarrherrn hinaus, daß sie um gut Wetter anhielten und Friede machten.

„Als der Graf sah, wie ihnen das Herz in die Schuhe gerutscht war, kam ihm ein spöttisch Lachen an. Er war aber kein böser Herr, sondern mildherziger, als man glauben sollte. Er ließ sich abfinden; aber eine tüchtige Buße legte er ihnen auf; die Steuer mußten sie alsobald baar erlegen und — damit sie ihrer Schmach eingedenk blieben, befahl Graf Diether, daß fortab der ihm zum Hohn unternommene Bachtanz auf ewige Zeiten müsse getanzt werden am Kirchweih- oder Erntefeste. Vorher aber müsse in dem Gottesdienste der Pfarrer ihnen die Gewissen schärfen und sie mit strenger Rede gemahnen an die Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit.

„Siehst Du, Annechristinchen, daher kommt der berühmte Bachtanz, zu dem das hochlöbliche Amt Ronneburg die Bürger unserer freien Reichsstadt einlädt. Mit dem Verlaufe der Zeit ist das Unangenehme des Ursprungs ganz verschwunden und verwischt worden, und es wurde ein heiteres, fröhliches Volksfest; ja, der Bachtanz ist eine Ehre für die drei Paare, darauf sie nicht wenig stolz sind. Die Uebrigen aber, die zusammenströmen, thun sich bei Essen und Trinken ein Bene."

Linsenmeyer hielt ein und seine Frau blickte ihn fragend an.

„Ist's aus?" sprach sie endlich. „Wär' ich eine Langenselbolderin, ich hätt's nie gethan! Das ist ja doch eigentlich eine freiwillige Fortpflanzung ihrer eigenen Schmach, da sie jetzt Niemand mehr dazu zwingen will."

„Wir Langenselbolder sind gutmüthige Leute," sagte Linsenmeyer, nicht ohne Beziehung auf die wenige Augenblicke früher dargereichte Hand.

„Weiß wohl!" sagte sie spottend. „Es gibt allerlei Blitzableiter!"

„Wenn sie nur wirken," sprach lächelnd der Gewürzhändler. „Mehr verlangt man nicht! Drum gib mir Deine Hand, Annechristinchen!"

Sie wies die seine zurück.

„Wir sind lange noch nicht am Ende," sagte sie. „Warum hat Dich die Geschichte denn alterirt? Hättest Du nicht etwa Lust, so einen heimathlichen Bachtanz mitzumachen?"

„Warum nicht, Annechristinchen, wenn Du ihn mit mir tanzest! Himmel und Erde!" rief er aus, „was wär' das ein Tänzerpaar!"

Unwillkürlich drängte sich ihr das Bild auf. Sie malte es sich in Gedanken aus, wie sie, bei ihrem Umfange, sich ausnehmen müßte, und unwiderstehlich wirkte das auf ihre Lachmuskeln.

Sie lachte, daß sie schütterte.

Es war nun eine Eigenthümlichkeit der dicken Frau, daß wenn sie einmal urkräftig in's Lachen kam, ein Ende desselben als ganz nahe nicht bevorstand; ja, wenn Das, was ursprünglich den Lachreiz geweckt, fortwirkte, so artete es in eine gelinde Sorte des Lachkrampfes aus.

Niemand aber war froher über diese Wendung der Dinge, als der Linsenmeyer, der am vorigen Abend erst aus dem Wirthshause mit vollem Kopf und leerem Beutel heimgekehrt war und eine Gardinenpredigt anzuhören bekommen hatte, deren lebhafte Nachklänge sich durch die Anmerkungen zu der Erzählung über den Ursprung des Bachtanzes zu Langenselbold auffallend genug hindurchzogen.

Es war Sonntag heute und morgen die Festlichkeit zu Langenselbold, als am zweiten Kirchweihtage. Langenselbold war Linsenmeyer's Heimath. An die fröhliche Kirchweihe dachte er noch immer mit Entzücken und es kam eine wahrhaft verzehrende

Sehnsucht in sein Herz, als er die Ankündigung des Amtes Ronneburg gelesen; denn seit vielen, langen Jahren war er nicht mehr zur Kirchweihe dort gewesen, obwohl er in Geschäften bisweilen hinkam, da zwei Kleinkrämer dortselbst ihre Waaren bei ihm nahmen, auch hin und wieder ein Kapital auf dem Lande angelegt wurde, das sonst würde brach gelegen haben, wie denn auch eines in Langenselbold stand.

Seinem Wunsch aber standen drei Dinge im Wege, wahre Berge, die er kaum zu bewältigen hoffen konnte. Wie sein liebes Weib zu ihm im Geldpunkte stand, ist aus dem Frühern zu schließen. Von ihr kam das Vermögen, das übrigens Linsenmeyer durch Fleiß und Tüchtigkeit seit neunzehnjähriger Ehe gehörig vermehrt hatte. Sie war geizig, heftig, reizbar; aber sie hatte auch ihre guten Seiten und an Gutmüthigkeit fehlte es ihr gar nicht, sie saß nur etwas tief im Fleische. Manchmal vergingen viele Wochen in Frieden, aber wenn der unglückliche Linsenmeyer einmal im geselligen Kreis ein Tröpflein zu viel trank, daß sie es merkte, oder daß sie, wenn sie während er schlief und sie seinen Geldbeutel untersuchte, ihn leer fand, dann ging ein Sturm los, der lange fort brauste.

So war der Geiz und die Furcht, der Laden möchte Noth leiden, obgleich der alte Vetter eine treubewährte Seele war, der Grund, warum sie sich hartnäckig gegen eine Landpartie stemmte, die ohnehin nur in ihrer Begleitung gestattet werden konnte, wozu sie ihre Eifersucht trieb.

Das letzte Hinderniß war das größte und am schwersten zu beseitigen, zumal gegen einen Ausflug nach Langenselbold, wie ihn Linsenmeyer aus mehreren Beweggründen lebhaft wünschte.

Linsenmeyer hatte in Langenselbold einen Bruder gehabt, den er herzlich liebte. Er hatte dort ein Spezereikrämchen gehabt, bei dem ihn der reichere Bruder, ohne daß es die scharfaufpassende Frau merkte, wohlwollend unterstützte. Er war frühe Wittwer

geworden und hinterließ, als er starb, einen Sohn, den Gabriel, in einem Alter von vierzehn Jahren.

Gabriel war ein bildschöner Knabe, reich begabt und ausgestattet mit einem treuen, guten Gemüthe. Der Vater hatte ihm ein kleines Anwesen und einiges Baarvermögen hinterlassen. Linsenmeyer wurde sein Vormund, und nie hing ein Vormund mit solcher Liebe an seinem Mündel, als Linsenmeyer an Gabriel. Der Knabe war in der Schule zu Langenselbold von einem tüchtigen Lehrer wohlunterrichtet worden und der Pfarrer hatte ihm Privatunterricht gegeben, der von dem erfreulichsten Erfolge gewesen. Die Zeit der Wahl eines Berufes war nach der Confirmation gekommen. Gabriels Neigung entschied für den Kaufmannsstand. Es war eine fast natürlich gebotene Verpflichtung, daß ihn der Oheim zu sich nahm; aber die Tante willigte erst ein, als ein tüchtiges Lehrgeld stipulirt war.

Die große Bereitwilligkeit, womit Linsenmeyer auf die sehr hohe Forderung seiner geizigen Frau einging, hätte ihr etwa Zweifel einflößen können, ob es bei der Berechnung desselben so ganz richtig zuginge, zumal Vormund, Lehrherr und innig liebender Oheim eine und dieselbe Person waren; aber so weit verstiegen sich doch ihre sonst mißtrauischen Voraussetzungen nicht.

Also kam der „Selbolder Gabriel,“ wie sie ihn nannte, in das Haus Nummer 81 in der Fahrgasse, und Niemand freute sich mehr darüber, als Lieschen, die nur ein Jahr jünger als Gabriel, den schönen, muntern, gutmüthigen Knaben ungemein lieb hatte. Sie sah in ihm einen lieben Bruder, er in Lieschen die liebe Schwester, und ein Verhältniß zwischen Geschwistern konnte nicht inniger und hingebender sein, als das zwischen ihnen, und hinwiederum konnte dies für Niemanden erfreulicher sein, als für den Oheim und Vater, der sie als ein glückliches Paar gar lange schon in seinem stillen Herzenskämmerlein für einander bestimmt hatte.

Der ehrliche Kreuzträger wußte indessen gar wohl, daß er

solch einen Wunsch tief in sich vergraben mußte; denn seine Frau war als Reichsstadtbürgerin so stolz, wie nur irgend eine Patrizierin hätte sein können, die aus dem Hause Limburg ihre Geschlechtstafeln holte. Ihres Kindes Reichthum und Schönheit verhieß ihrem Geist einen Schwiegersohn, der wenigstens die drei verhängnißvollen Buchstaben J. U. D. an seinen Namen fügen durfte oder sonst eine hervorragende Stellung unter den Mitbürgern höhern Rangs einnahm.

Das geschwisterliche Verhältniß der beiden jungen Leute nahm indessen in dem Grade ab, als sie gegenseitig erkannten, sie seien schön und liebenswürdig. Im sechzehnten Jahre Lieschens war es rein abhanden gekommen, denn sie hatten sich bereits ohne Umstände ewige Liebe und Treue geschworen und meinten es damit so durch und durch ernst, daß sie darauf zu leben und zu sterben bereit waren. Unglücklicher Weise war die Mutter und Tante einmal dazugekommen, als sie, wer weiß zum wievielten Male, das Gelöbniß mit heißen Küssen besiegelten.

Armes Paar! Nun war für den Zorn der dicken Frau die Welt zu enge. Sie tobte, raste, schrie wie besessen. Sie war davon so alterirt, daß nichts Geringeres als ein Schlag zu befürchten stand. Ein Arzt wurde gerufen, der aber bei dem runden, fetten Arme der Patientin endlos lange nach dem geeigneten Blutstrome suchen mußte, daß es schier zu spät war. Endlich fand er ihn, und das entströmende Blut, das edelste Naß, der edelste Saft, erleichterte sie ungemein, ohne daß darum ihr Zorn damit entströmt wäre. Wollte der arme Linsenmeyer wohl oder übel — der gute Gabriel mußte fort. Wäre er in Frankfurt geblieben, so wäre das Uebel nicht geheilt worden. Obgleich Gabriel, da Linsenmeyer als ein tüchtiger Kaufmann in der Reichsstadt bekannt und geachtet war, überall mit Freuden wäre aufgenommen worden, so kam er in einer letzten, schmerzlichen Unterredung mit dem Oheim doch selber darauf, daß er dem Frieden des geliebten väterlichen Freundes das Opfer bringen müsse, jenseit des Bodens,

wo sein geliebtes Lieschen weilte, ein Fortkommen zu suchen. Das ließ sich nun nicht sogleich herbeizaubern und Gabriel entschloß sich mit der Billigung seines theuern Oheims', der seine Liebe kannte und billigte, nach Langenselbold zu gehen.

Dort blühte ihm unerwartet eine köstliche Aussicht. Der Schreiber des Herrn Amtsraths war wegen etlicher, erklecklicher Malefizstreiche, was man so nennt, fortgejagt worden und die Stelle zu nicht geringer Unbequemlichkeit des Beamten weder ersetzt, noch stand eine geeignete Persönlichkeit zu ergreifen. Kaum hörte daher der Herr Amtsrath, der Gabriel Linsenmeyer sei, nach vollbrachter, wohlbestandener Lehrzeit zu Besuch in seiner Heimath angelangt, als der Amtsdiener beordert wurde, ihn vor Amt zu bescheiden.

Gabriel erschrack, aber sein Schrecken schlug in Freude um, als der freundliche Amtsrath ihm seine Eröffnungen machte und ihm ein Gehalt bot, wie er es als Ladengehülfe in Frankfurt oder Gelnhausen nicht im Entferntesten erwarten durfte. Da war denn der Pact schnell gemacht und Gabriel trat seine Stelle zur großen Freude des gestrengen Herrn Amtsraths sogleich an, und Seiner Gestrengen waren in wenigen Tagen so weit, sich glücklich zu preisen, da der ganze Mensch „gewürfelt und geschält“ war und gebraucht werden konnte, wohin man ihn zu stellen für gut fand. Gabriel pries sich glücklich, daß er in tüchtiger Arbeit ein Heilmittel für seinen Herzenskummer fand.

Aber in Nummer 81 in der Fahrgasse zu Frankfurt wurden zwei wunderschöne blaue Augen nicht mehr trocken. Zwei liebliche Rosen auf den reizendsten Wangen erbleichten und die liebliche Nachtigallenstimme, deren melodische Töne im Hause sonst wiederhallten, verstummte; aber die Mutter schien nicht zu bemerken, was dem Vater schwer das Herz abdrückte.

Wenn nun Linsenmeyer die Heimath gerne wiedersehen wollte, so lag diesem Wunsche der tiefere zum Grunde, Gabriel wiederzusehen und seinem Lieschen das höchste Glück zu bereiten.

Allein durfte er das hoffen?

Alle seine Bestrebungen, seiner Frau Interesse an dem berühmten Bachtanz einzuflößen, waren vergeblich gewesen. Glücklicher Weise hatte ihr Lachen begonnen. Darauf gründete er noch einige Hoffnung.

Sie lachte in Einem fort, daß sie schütterte. Lieschen selbst trat zum Thürfensterchen, blickte herein und konnte beim Anblicke der lachenden Mutter dem mächtigen Reize kaum Widerstand leisten.

Frau Linsenmeyer sah sich noch immer mit ihrem Manne durch den Bach tanzen, hörte das Gelächter der Zuschauer und lachte immer heftiger.

„Wie wär's denn, Annechristinchen, wenn wir morgen nach Langenselbold führen und Einen riskirten?" sagte er. „Schlag' ein!" er hielt ihr die Hand hin.

Sie schlug nach ihm, wie sie das nur in der besten Laune that.

„Soll ich eine Kutsche bestellen?" fragte er.

Sie nickte und lachte fort. In solchem Zustande wußte sie kaum, was sie that. Aber wie ein Blitz fuhr Linsenmeyer auf und in seinen Rock, setzte das Dreimasterchen auf, ergriff das Rohr und war hinter der Thüre verschwunden.

Sie wollte rufen, aber sie kam nicht dazu, und als sie endlich so weit war, daß sie hätte rufen können, er solle dableiben, war es zu spät.

Als er zurück kam, war der Lachkrampf vorüber, aber nicht die ungünstige Stimmung gegen die Fahrt nach Langenselbold.

„Du wirst doch keine Kutsche bestellt haben?" rief sie ihn an.

„Ei gewiß," erwiederte er verwundert. „Du hast es ja befohlen und ich habe als guter Ehemann gehorcht."

„Das sind mir schöne Geschichten!" eiferte sie. „Bestell' mir die Kutsche nur sogleich wieder ab."

„Das geht nicht," versetzte er. „Der Kutscher sagte: Ist es denn auch gewiß? Morgen ist für Unsereinen viel zu verdienen."

„Ich werde doch mein Wort nicht brechen!“ versetzte ich darauf.

„Man weiß, wie's geht,“ sagte der Kutscher. „Wißt Ihr was, bezahlt mir die zwei Kronenthaler, so soll's gewiß sein!“ „Unbedenklich gab ich sie ihm. Fahren wir nun nicht, so sind die fort!“

„Wenn so etwas nach Deinem Köpfchen ist, so bist Du wie Pulver!“ eiferte sie fort.

„Annechristinchen, es sind zwei Dinge, um deren willen ich heute oder morgen doch nach Langenselbold muß. Da geht's so in Einem hin.“

„Was ist denn das wieder?“ fragte sie.

„Du weißt, daß ich Gabriels Vormund bin und vor dem gestrengen Herrn Amtsrath meine Vormundschaftsrechnung ablegen muß, da Gabriel in acht Tagen volljährig wird. Sie ist gestellt und ich muß sie selber abgeben, um eine amtliche Quittirung in Händen zu haben. Das ist das Eine; das Andere aber geht uns selber an. Ich habe, wie Du weißt, der Wittwe Köhler auf ihr Häuschen dreihundert Gulden geliehen und einen Pfandbrief darüber in Händen. Nun hat die Frau seit zwei Jahren ihre Zinsen nicht bezahlt. Da thät's Noth, daß ich einmal Feuer mache. Man kann doch nicht Alles in die Schanze schlagen.“

Sie sah lange vor sich hin und schwieg.

„Wenn's so ist,“ sagte sie endlich, „so mag's in des Kuckucks Namen denn dabei bleiben. Du hast Recht,“ fuhr sie fort. „Wir sind ohnehin gegen das Lumpenzeug zu nachsichtig. — Zwei Kronenthaler!“ brummte sie in den Bart. „Das gibt ein theurer blauer Montag! Aber,“ sprach sie laut, „sind sie bezahlt und ist an eine Rückgabe nicht zu denken, so wollen wir auch etwas dafür haben.“

„So denk' ich auch,“ versetzte Linsenmeyer. „Ich hab' die Kutsche auf sechs Uhr bestellt, wenn Dir's recht ist?“

„Meinetwegen!“ war die Antwort.

„Lieschen fährt doch mit?“ fragte er.

„Auch noch?“ rief sie. „Weißt Du nicht, wie viel Uhr es da ist?“

„Nun, wenn's drei Viertel auf Zwölf wäre, wär's doch eine Schande und Schmach, wenn wir Alten uns einen frohen Tag machten und ließen das Kind daheim. Was würde die Nachbarschaft, besonders der giftige Stengel sagen?“

„Sie mag sagen, was sie will!“ schrie Frau Linsenmeyer. „Ich kann thun, was ich will! Da wird der Gabriel um sie herumschwänzeln und am Ende geht's wieder, wie droben im Stübchen, wo sie sich herzten und küßten, bis ich dazwischen fuhr!“

„Nun, Du hast sie ja bei Dir,“ sagte pathetisch der Gewürzhändler. „Wie könnte sie besser bewacht sein? Du liebst das Bild von der Henne und dem Küchlein,“ fuhr er fort. „Es ist gewiß ein sehr richtiges, wenn die sorgende Mutterliebe also abgebildet wird. Ich will darum das Bild auch gebrauchen und Dich fragen: Was könnte dem Küchlein begegnen, wenn es unter den schirmenden Flügeln der Glucke — Henne, wollte ich sagen, seinen Schutz findet? Siehst Du, ich werde schier ein Dichter!“

„Meiner sechs!“ rief sie lachend, denn das Bild hatte ihr geschmeichelt, und alle Einwände, Besorgnisse und Zweifel sanken.

„Liest!“ rief sie und das engelschöne Mädchen trat in die Thüre.

„Richte mein rosaseidenes Kleid, nebst dem Schlender; das Spitzenaufſsätzchen und meine Sonntagsschuhe mit den rothen Absätzchen zurecht, und sorg' dafür, daß Du Dein weißes Kleid in Ordnung hast.“

„Warum denn?“ fragte fast theilnahmlos das Mädchen.

„Morgen früh um sechs Uhr fahren wir nach Langenselbold!“ ergänzte die Mutter. „Es ist Kirchweih dorten!“

Bei der Nennung des Namens „Langenselbold“ durchzuckte es das Mädchen. Eine Flamme schlug aus ihrem schönen Gesichtchen. Sie blickte zweifelnd zu ihrem Vater hin.

Der nickte ihr, bedeutsam lächelnd, zu, und schnell flog sie wieder in den Laden.

Es war ein Glück, daß Frau Linsenmeyer gerade in den Spiegel sah und in Gedanken erwog, wie sie in dem rosenrothen schweren Seidenkleide und dem Schlender, nebst dem Spitzenaufsätzchen sich ausnehmen würde und daher weder des Kindes freudigen Schreck, noch ihr Erröthen, noch des Vaters bedeutsames Zunicken sah.

Daß die dicke Frau noch eitel war, konnte nicht auf ihre persönliche Rechnung gesetzt werden. Sie war ja eine Tochter Eva's und so war's — ein Geschlechtsfehler!

2.

Ueber Berge und Höh'n,
Ueber Flüsse und See'n —
Fehlt Brücke und Steg —
Findet Liebe den Weg.
Altes Lied.

An dem Morgen, als in der Fahrgasse zu Frankfurt am Main, in Nummer 81, Das sich ereignete, was das vorige Kapitel erzählt hat, war, was man in der Fahrgasse kaum sah, die Sonne in wunderbarer Pracht an einem völlig wolkenlosen, tiefblauen Himmel heraufgestiegen und leuchtete gar herrlich in das schöne Kinzigthal und auf die waldreichen Höhen, die es umgeben.

In der letzten Nacht war ein Gewitter vorübergezogen und hatte den reichen Segen eines erquickenden Regens über Wald und Flur ausgegossen, der um so mehr erfrischte, als acht heiße, trockene Tage ihm vorausgegangen waren und die Natur wahrhaft nach Erquickung lechzte. Es war ein Regenguß gewesen, der nicht so heftig war, daß er die Bäche angeschwellt hätte, und doch reichte er hin, ihre Fluth zu mehren und dem Bedürfniß zu genügen.

Die kaum gemäheten Wiesen prangten im üppigsten, saftigsten

Grün, die Erntefelder wogten mit ihrer goldenen Körnerlast der nahen Ernte entgegen. Wald und Strauch hauchten belebende Düfte aus, und war auch das Lied der Nachtigall verstummt, so schmetterte doch des Finken Lied überall. Die Drosseln sangen auf den Höhen; der vielartige Gesang der Goldbrossel klang hell aus dem Wald und selbst der Kuckuck rief noch einmal, wenn auch verspätet, seinen eintönigen Ruf in die reine Morgenluft. Lerchen stiegen trillernd aus den Aehrenfeldern auf und wiegten sich singend im reinen Aether, und die Turtel- und Holztaube gurrte fröhlich im Dickicht.

Es war einer jener Sommermorgen, wo auch die gedrückte Menschenbrust einmal frei aufathmet und freudiger zu Dem aufblickt, der keines seiner Wesen vergißt und sie zu segnen nicht müde wird. Es athmet die Brust so frei und ein Strahl der allgemeinen Heiterkeit, der in der Schöpfung überall dem Menschenherzen entgegenlacht, fällt auch in seine Tiefe und macht es froh und heiter.

So etwas mußte auch der Mann empfinden, der auf dem Röthelberg am Stamm einer uralten mächtigen Buche saß und sein glänzendes Auge über die reiche und schöne Landschaft schweifen ließ, die sich zu seinen Füßen ausbreitete.

Es war ein Mann in seinen besten Jahren. Er war groß und von männlich edler Haltung. Aus dem schöngeformten Gesichte, dessen Ausdruck viel Herzensgüte verrieth, blickten ein Paar große, geistreiche Augen. Er trug ein Kleid, wie etwa ein Revierförster jener Tage es zu tragen pflegte. Grün war es und von feinem Tuch, und der ganze schmale Kragen, der eigentlich nur ein Streifen war, bestand aus schwarzem Sammt. Die Ecken des breitschößigen Rockes waren auf beiden Seiten umgebogen und durch ungeheure, vergoldete, oben auf ihrer Fläche geriefte Metallknöpfe gehalten, dergleichen auch je drei auf jeder der Klappen der Seitensäcke, vornen auf der Brust und auf den ungeheuren, fast bis zum Ellenbogen reichenden Aermelaufschlägen saßen. Die lange, bis auf die Schenkel reichende Weste war scharlachoth und mit

Goldborden besetzt. Die kurzen Hosen waren von schwarzem Sammt und die langen Stiefel reichten bis zu ihnen hinan.

Was am auffälligsten war, bestand darin, daß er keine Perrücke trug und keinen Puder in dem schönen, braunen Haare, das, sehr einfach frisirt, hinten in einen langen Zopf auslief, wie wir ihn auf den Bildern Friedrichs des Großen zu sehen gewohnt sind. Ein dreieckiger Federhut, wie ihn ebenfalls der alte Held zu tragen pflegte, deckte das edle Haupt. Der militärische Zuschnitt seines Rockes, der Hirschfänger mit silbernem, reichvergoldetem Heft und das damals noch sehr seltene Doppelgewehr ließ auf einen hochgestellten Weidmann schließen, wozu denn auch der schöne Hühnerhund beitrug, der gehorsam zu seinen Füßen lag.

Wer ihn so sah und mit den Verhältnissen des fürstlich Ysenburgischen Amtes Ronneburg einigermaßen bekannt war und wußte, daß vor etwa acht Wochen der alte Herr Revierförster seligen Todes verblichen war, mußte auf den naheliegenden Gedanken kommen, das sei ohne Zweifel sein Amtsnachfolger, der auf dem Wege nach Langenselbold sei, wo seine Station war.

Nun, der hätte es nicht besser treffen können, denn heute war Kirchweihe im Dorfe, wo es hoch her ging, und morgen war der weltberühmte Bachtanz, und so etwas Extra's hatte sicherlich der neue Herr Revierförster auch noch nicht gesehen.

Es war noch ziemlich früh am Tag. Auf der schönen Landschaft ruhte der Sabbathfrieden, der ihr einen bezaubernden Reiz verlieh. Gerade vor dem Blicke des Lagernden lag, in einer Entfernung einer halben Stunde etwa, der große, schöne, wohlhäbig aussehende Ort Langenselbold, zusammengewachsen im Laufe der Zeit aus den Dorfschaften Oberdorf, Hinsendorf, Hausen und Klosterberg, und die Sonnenstrahlen glitzerten in den großen Fenstern des schön gelegenen hochfürstlich Ysenburgischen Schlosses zu Langenselbold.

Lange weilte der Blick des Mannes auf diesem Ort, aber kein Laut verrieth, welche Gedanken durch die Brust zogen — bis

die Glocken drunten zur Kirche riefen und die Luft den mächtigen Klang des Geläutes zum Ohre des Ruhenden trug; da strahlte sein Auge eigenthümlich; der Ausdruck seines Antlitzes wurde feierlich; die Hände falteten sich und er blickte starr hinauf zu dem blauen Himmel, der sich so rein über dem Thale wölbte.

Der Mann redete aus tiefem Herzensgrunde mit seinem Herrn und Gott, und vielleicht waren nicht Viele da drunten in des Dorfes Kirche so andächtig, wie er hier, wo die herrliche Schöpfung eine Predigt hielt über den Text: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel; du hast sie alle herrlich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güte!“ und ein stilles und doch so laut hinschallendes Loblied anstimmte, das in des Mannes Brust wiederklang und lautete: „Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ —

Das Geläute war lange verhallt, als der Blick des Mannes wieder auf die reizende Landschaft fiel, aber er war wie verklärt und eine eigenthümliche, wunderbare Heiterkeit lag auf seinem Gesichte.

Vom Klosterberge senkten sich, vom Grün der Gärten und Obstbäume untermischt, die Häuser Langenselbolds zum Gründauthale hinab. Rechts öffnete sich das flache Land, wo frisches Grün mit dem Golde der reifen Saaten wechselte, und zog sich in unabsehbare Ferne bis zu den Höhen, hinter denen der Main und der Rhein ihre Fluthen wälzen und endlich mischen.

Etwas links von Langenselbold ruhte der Blick auf der nicht allzu weit entfernten, uralten Reichsstadt Gelnhausen mit ihren Mauern und Thürmen und der Burg, wo einst Deutschlands edelster Kaiser, der große Rothbart, weilte und Hof hielt.

Da traten alte Mähren zur Seele des Mannes und eine große, aber stürmische Zeit ging an seinem innern Auge vorüber.

Noch weiter links stieg die steile Höhe aus dem Gründauthal auf, von der die ehrwürdige Bergkirche segnend auf die sieben Dorfschaften herabblickt, denen sie der geheiligte Ort ihrer Anbetung

ist, von dannen sie Trost und Frieden holen für die Tage des irdischen Werkes. Wandte sein Blick sich noch mehr links, so stellte sich ihm die hoch gelegene, einst mächtige Ronneburg dar mit ihren Mauerresten und Thürmen, während der dunkle Vogelsberg den Horizont abschloß. Gerade aus aber, über Langenselbold hinweg, stiegen die dunkeln Höhen des Freigerichts empor und setzten dem schweifenden Blick eine Grenze.

So schön aber auch das Rundgemälde war, immer kehrte der Blick des Mannes wieder auf das reiche, gesegnete, vom Gründaubache durchflossene Thalbecken zurück, in dessen Schooße Langenselbold lag im goldenen Lichte der Morgensonne. Aus den Schornsteinen des Dorfes stiegen blaue Rauchsäulen kerzengerade in die reine, von keinem Windhauche bewegte Luft.

Der Forstmann hatte Alles um sich vergessen, bis ihn das Knurren seines Hühnerhundes wieder zu dem Orte zurückführte, von wo aus seine Gedanken zu den lichten Höhen des Himmels und zu den niedrigeren, dunkelbewaldeten der Erde hingestreift waren.

„Was hast Du vor, Caro?" sagte er und legte seine Hand auf den schönen Kopf des klugen Thieres.

Der Hund hob seine Nase in die Höhe, schaute links aus, wo sich ein Hohlweg aus dem Thale herauf, dem Walde zu wand und gab auf's Neue und stärker Laut.

Die Augen des Waidmannes folgten der Richtung des Hundes und blickten alsbald in ein frisches, bildschönes Jünglingsgesicht, das neugierig aus dem Hohlweg auftauchte und über den grünen Rand desselben zu dem Fremden herüberschaute.

Als der Fremde ihn ansah, lüftete er sein kleines, grüntuchenes, mit Goldfäden über den Nähten verziertes und rundum mit dickem Marderpelz verbrämtes Käppchen und wünschte einen guten Morgen mit jugendlich heiterem gutmüthigem Ausdrucke.

Dem Jägersmanne gefiel das hübsche Gesicht des Burschen. Er grüßte freundlich zurück, und winkte ihm, zu ihm zu kommen.

Ein schnellkräftiger Sprung — und der schlanke, hochgewachsene

Bursche stand auf dem Ufer des Hohlwegs und bald darauf, das Käppchen höflich in der Linken haltend, an seiner Seite.

Der Bursche war in die Tracht der Langenselbolder gekleidet, woher er auch war und jetzt kam. Er trug die bis zur Hüfte reichende blautuchene Jacke und die eben so lang herabgehende Weste von gleichem Stoff und Farbe darunter, die weißen, kurzen Leinenhosen und die bis zum Knie heraufreichenden Gamaschen und die weißlinnene Schärpe. In der rechten Hand trug er einen neuen Milchtopf. Durch das Abnehmen seines Mützchens quollen die hellblonden Locken in üppiger Fülle um den schönen Kopf und er mußte sie durch eine Bewegung des Kopfes aus dem Gesichte zurückwerfen.

„Setz' Deine Kappe auf," sagte der Jägersmann, den der Bursche neugierig betrachtete und mit den Augen maß.

„Gewiß der neue, gestrenge Herr Revierförster?" fragte er, und man sah, es lag ihm etwas daran, über die Person in's Reine zu kommen, vor welcher er stand.

„Und wenn ich das wäre?" fragte lächelnd der Jägersmann.

„Ei, so freute ich mich, Euch den ersten guten Morgen zu bieten."

„Ich aber freute mich darüber nicht!" sprach der Jägersmann.

Erschrocken sah ihn der Bursche an.

„Hab' ich Euch denn ein Leides gethan?" fragte er.

„Nein," war die Antwort; „aber es würde mich mehr gefreut haben, wenn ich Dich *nach* der Kirche, statt *während* derselben hier gefunden hätte."

„Das heißt, Ihr hättet es lieber gesehen, wenn ich *in* die Kirche, statt neben dran vorbeigegangen wäre?" sprach verlegen der junge Bursche.

„Grade so meinte ich's!"

„Da habt Ihr Recht, und ich thue es auch niemals; aber heute —"

„Nun, was hat Dich denn heute neben die Kirche zu gehen genöthigt?"

„Wollt Ihr mir erlauben, gestrenger Herr, daß ich mich ein Bischen setze, so erzähl' ich's Euch ehrlich und wahrhaftig."

„Thu's!"

Der Bursche setzte sich und hob an:

„Des gestrengen Herrn Amtsrathes Schreiber, der Gabriel, ist mein Spiel- und Schulkamerad und Nachbarssohn. Der war lange zu Frankfurt bei seinem Vatersbruder, wo er die Kaufmannschaft lernte. Der Gabriel ist ein Waise, denn Vater und Mutter sind schon gar lange todt, und der alte Linsenmeyer in der Fahrgaß hat ein einzig Kind, ein Mädchen, das just so alt ist, wie der Gabriel. Der ist ein sauberer Bub und das Mädel soll auch gar hübsch sein — kurz — Herr — die hatten sich lieb. Der Linsenmeyer hätt' nun nichts dagegen gehabt — aber die Mutter, wißt Ihr, das ist so eine aufgeblasene Frankfurterin; die meinen, weil sie in einer freien Reichsstadt zu Haus sind, so seien sie ein gut Theil mehr und besser, als ein Langenselbolder Kind. Kurzum, der Gabriel mußte fort und seit Jahr und Tag ist er nicht in Frankfurt gewesen und hat sein lieb Lieschen nicht gesehen. Nun weiß der liebe Gott, wie's zugeht, morgen kommen sie alle hierher, nämlich zum Bachtanz. Da möcht' nun der Gabriel Alles thun, was der hochmüthigen Mutter gefällt. Sie ißt aber nichts lieber, als Erdbeeren. Nun hab' ich ihm versprochen, die zu suchen, weil ich weiß, wo ihrer viele im Walde stehen; denn er will sie damit traktiren — ich weiß nicht — ich glaub' Kaltschale hat er das Ding geheißen, das er draus machen will. Soll ich sie ihm nun holen, so muß ich's heute thun — denn heute Mittag kann ich nicht und morgen gar nicht, und Ihr wißt doch, daß man einem so guten Kameraden Alles thut. Zudem hat er die Nachricht erst heut' Morgen gekriegt, daß sie kommen. Ich glaub', das Lieschen hat's ihm geschrieben, und seitdem ist wieder Leben in den guten, traurigen Jungen gekommen — er war gar traurig — weil er das Lieschen absolut nicht lieb haben sollte — und so was kann man doch nicht verbieten und es kann's auch Keiner, wenn's ihm

befohlen wird, so aus der Brust 'raus reißen, wie das Unkraut im Garten!"

„Ja freilich!" sagte der Waidmann; „aber man meint, Du redetest aus Erfahrung? Wie heißt Du denn?"

Der Bursche erröthete wie ein Mädchen und blickte verwirrt zum Moose des Bodens, auf dem Beide saßen. Er sagte nach einer kleinen Pause:

„Ich heiße Jacob Köhler und bin der Sohn der Wittwe Köhler, die neben dem Schulhause wohnt."

Der Fremde hatte das Erröthen und die Verlegenheit wohl bemerkt. Das offene, trauliche Geplauder des gemüthlichen Burschen gefiel ihm ungemein. Der war indessen aufgestanden, um in den Wald zu gehen, vielleicht einem Herzensexamen auszuweichen, das nach den letzten Worten des Waidmanns ihm zu drohen schien. Dieser war indessen nicht geneigt, ihn sich entwischen zu lassen.

„Du eilst ja sehr?" sagte er.

„Ich muß, Herr, denn den Topf da voll Erdbeeren zu pflücken, ist ein Stück Arbeit, zu dem man Zeit nöthig hat, zumal sie jetzt überreif und zum Theil schon abgefallen sind."

„Das ist richtig. Aber weißt Du was, Jacob? Ich gehe mit Dir und helfe Dir!"

„Ach, Ihr scherzt, gestrenger Herr! Wie dürft' ich das annehmen?"

„Wenn's mir nun Spaß macht, närrischer Kerl? Ich habe nichts zu versäumen und komme immer noch früh genug zum Bachtanz."

„Ach, wollt Ihr den auch 'mal sehen?"

„Gewiß!"

„Ich tanze auch mit!"

„Du?"

„Ja."

„Wieviel Paare tanzen denn?" –

„Dreie."

„Thut das, wer will?"

„Ei, bewahre Gott! Die Bursche des Dorfes wählen die Bursche und die Mädchen, die mit ihnen tanzen sollen."

„Da kann's ja kommen, daß Einer mit einem Mädchen tanzen muß, das er nicht leiden mag?"

„Man sieht, Ihr versteht nichts von der Sache," lachte Jacob. „Dafür ist schon gesorgt. Sie wählen nur solche, die sich lieb haben, und wählen nur die, welche sie überhaupt gut leiden können."

„Oder die besonders brav sind?"

„Auch solche! Schlechte Buben und solche, die vor Amt bestraft worden sind, kommen nicht dazu."

Der Waidmann war aufgestanden, hatte seine Flinte umgehängt und war schon unter diesem Gespräche mit Jacob tiefer in den Wald gegangen. Dieser kannte genau den Wald. Er führte den Fremden endlich in eine Senkung und dort standen noch eine Menge rothleuchtender, wunderbar duftender Erdbeeren. Schnell hockte sich nun Jacob und begann zu pflücken. Auch der Fremde folgte seinem Beispiel, nahm ein breites, tellerartiges Huflattigblatt und pflückte so wacker, daß er bald einen rothen Haufen der schönsten Früchte auf seinem Blatte hielt, und diese nun in den Topf ableerte.

Er sah es indessen ein, daß Jacob sich auf das Geschäft besser verstand, denn er. Nicht nur ging das Füllen des Topfes sehr langsam vor sich, sondern es ging auch eine außerordentlich lange Zeit auf das Pflücken selbst, das auch eine absonderliche Vorsicht erheischte, weil man sonst in Gefahr kam, die überreifen Beeren zu zerdrücken.

Sie pflückten unermüdlich fort. Endlich sagte Jacob:

„Ach, Herr Revierförster, ich bitt' Euch inständigst, bemüht Euch doch nicht so. Ich pflücke ein Bischen länger und komme doch dahin."

Der Waidmann fand doch nachgerade das Bücken unbequem

und unangenehm; er setzte sich, um auszuruhen, und Jacob beeiferte sich um so mehr, damit der vornehme Herr nicht noch einmal in seiner gar zu freundlichen Gesinnung sich quäle für ihn. In seinem Innern führte er aber ein stilles Gespräch mit sich selber, das etwa so lautete:

„Nein, das muß ich sagen, das ist ein lieber Mann! Der Andere, nun Gott sei seiner Seele gnädig, das war ein Unhold, der immer eine Hetzpeitsche bei sich trug, und wenn er einen Frevler fand, den als einmal durchkarpatschte und durchwalkte, daß er nach Gott schrie; gab auch keinem armen Teufel Streulaub, wenn Stroh fehlte. Der wackelt gewiß keinen bis auf die wunde Haut durch und gibt mir auch 'mal Streulaub, wenn ich kein Stroh habe."

Als Jacob seinen Milchtopf über die Hälfte voll hatte, brach der Waidmann auf und ging, weil es ihm sonst, wie er sagte, zu heiß werde.

Jacob führte ihn freundlich in den Weg und wandte sich dann mehr rechts, jener Gegend zu, wo er den Fremden gefunden hatte. Hier waren aber die Erdbeeren seltener, und der Fremde war gewiß länger schon als eine gute Stunde in Langenselbold drunten, da war erst der Topf voll und Jacob trat aus dem Walde hervor und setzte sich an die Stelle, wo der Waidmann gesessen hatte.

Lange sah er sinnend und sich ergötzend in die schöne Landschaft hinaus, dann sagte er zu sich selbst:

„Mein' Seel', das ist ein feiner Herr, ein Menschenfreund, der Revierförster! Kümmert sich drum, ob die Leute in die Kirche gehen. Damit käme man so einem verweltlichten Grünrocke gerade an. Die geh'n lieber Sonntags auf die Jagd, als in die Kirche. Ja, er geht mit mir, einem armen Bauernknaben, Erdbeeren brechen! Langenselbold kann sich da 'mal Glück wünschen! Er will auch den Bachtanz sehen. Da freut's mich, daß ich dabei bin! Aber — wird's auch der hochmüthige Obermüller zugeben? „Ach,

Aennchen, Du mein Leben! Du meiner Seele Lust!" — Du lieber Gott, dem armen Gabriel geht's um kein Haar besser wie mir! Hat fort gemußt! Und da ist's der Sabrach von Frau. Ja, so eine alte Hexe kann mit ihrem Geiz und Hochmuth zwei junge Herzen zu Tode bluten machen. Und sie waren doch auch einmal jung und sollten doch wissen, wie weh es thut, wenn man sein Lieb meiden muß.

„Meid' ich's dann?" fragte er sich. „O du pfiffiger Obermüller, der du das Gras wachsen siehst und die Flöhe husten hörst — du wirst doch 'mal getrillt! Der Pappelbaum und das Fenster im Kämmerlein sind grade nahe genug, daß man einander versteht, wenn kein Wind in der Krone der Pappel wühlt und rauscht, und der alte Cartusch kennt mich von ferne. Ja, so einen Köder kann man sich gewogen machen, aber so ein störrig Herz nicht.

„Recht ist's nicht, das ist freilich wahr, daß ich heimlich das Aennchen sehe und von ferne mit ihm plaudere; aber wer ist Schuld dran? Ich nicht; Aennchen nicht; der Obermüller allein! Gott verzeih's ihm!

„Halt!" rief er plötzlich aus, „was liegt da?"

Er bückte sich und siehe da, es war ein seidener Geldbeutel, voll Geldes.

„Wie kommt denn der hierher? Ach, der ist gewiß dem Herrn Revierförster! Aber wie kommt denn der dazu, seinen Geldbeutel da zu verlieren? — — Halt! jetzt weiß ich's! Als er aufstand, zog er sein Sacktuch aus der Hosentasche, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, da hat er gewiß den Geldbeutel mit herausgezogen. Da muß ich eilen, ihm ihn zu bringen!"

Er sprang rasch auf, steckte den Geldbeutel sorgfältig in seine Tasche, nahm seinen Erdbeertopf und stieg so schnell den Berg hinunter, als es die sorgfältige Rücksicht auf die weichen Beeren nur irgend zulassen wollte.

An einem Fenster stand um die Zeit, als Jacob Langenselbold

erreichte, der Waidmann bei dem Amtsrathe. Sie redeten von Jacob, und der Amtsrath lachte gewaltig, wonach er wieder dem Herrn Manches erzählte, worauf dieser sehr aufmerksam horchte. Plötzlich erblickte der Waidmann Jacob, der eiligst daher kam, glühend vor Hitze.

Er hatte seinen Topf mit Erdbeeren seinem lieben Gabriel gebracht und eilte nun zu dem Waidmann, ihm seinen verlorenen Geldbeutel zu bringen.

Der Waidmann deutete auf Jacob und sagte:

„Sehen Sie, da kommt er!"

Wenige Augenblicke später klopfte es an.

Auf des Amtsraths Ruf: Herein! trat Jacob, ehrerbietig grüßend, demüthig und bescheiden in das Gemach, aber sein ganzes Gesicht strahlte von Freude.

„Was gibt's, Jacob!" fragte der Waidmann. „Du bist ja entsetzlich gelaufen!"

„Ach, gestrenger Herr Revierförster," sagte Jacob, „wenn Einem etwas auf dem Gewissen drückt, so hat man keine Ruhe. Habt Ihr nicht etwas verloren?"

Der Waidmann sah ihn forschend an; dann fuhr er in alle seine Taschen. Endlich sagte er:

„Wirklich, meinen Geldbeutel! Den muß ich mit dem Sacktuche herausgezogen haben?"

„Gerade so hab' ich mir's auch rund gemacht," sagte lachend Jacob. „Und wißt Ihr auch, wenn es geschehen? Damals, als Ihr aufstandet und Euch den Schweiß abtrocknetet. Hier ist er!" — Er reichte den Beutel hin und sagte: „Es war ein Gottesglück, daß das Moos von der Hitze gelb war. Wär's grünes Gras gewesen, so hätt' ich den grünseidenen Beutel nicht gesehen. Zählt nach, gestrenger Herr Revierförster. Es wird kein Heller fehlen; denn Gott weiß es, ich habe nicht hineingeblickt."

Mit Rührung blickte der Waidmann lange in das offene, treue Angesicht des Burschen und sagte dann zu ihm:

„Jacob, ich danke Dir von Herzen. Du bist ein treuer, ehrlicher Mensch und verdienst es, daß sie Dich zum Bachtänzer erwählt haben. Ein braverer, als Du, hat noch nicht durch den Gründaubach getanzt."

Er griff in den Beutel, nahm Geld heraus und drückte es in Jacob's Hand.

„Nimm das von mir und mache Dir und Deinem Mädchen viele Freude."

Jacob aber zog rasch seine Hand zurück.

„Herr," sagte er, „das geht nicht. Ich bin Euch Dank schuldig, Ihr mir nicht, und überdies ist es ein Kindersprüchlein, das mich meine gute Mutter schon frühe gelehrt hat: „Schenken — nicht mehr geben; finden — wiedergeben!" Das hat all' mein Lebtag in meiner Seele gelegen, und was ich gefunden, das hab' ich ehrlich dann zurückgegeben, und so auch Euch das Euere; aber dafür bezahlt man Einen nicht, Herr; das ist hier nicht Sitte. Hätt' ich Euch eine Arbeit gethan, im ehrlichen Taglohne, so nähm' ich's dankbar; aber so — nein, Herr, ich danke!"

Der Waidmann war in Wahrheit verblüfft. Er sah den Amtsrath an. Der Amtsrath, der bescheiden zurückgestanden hatte, trat jetzt vor.

„Jacob," sagte er, „wenn der Herr Dir nun etwas schenken will, daß Du auch einmal eine Kirchweihe halten kannst wie die anderen Bursche, warum willst Du's denn nicht nehmen? Es kommt ja auch dem Aennchen zu gut!"

Jacob sah erglühend unter sich.

„Und," fuhr der Amtsrath fort, „Du brauchst Dir keinen Kummer zu machen, der Herr Revierförster ist ein sehr reicher Mann. Was er Dir gibt, das kann er auch gut und leicht entbehren. Drum nimm's und sei kein Narr."

Jacob sah ihn groß an.

„Herr Amtsrath," sagte er, „Alles in Ehren, aber man soll

mir nicht nachsagen, ich hätt' etwas genommen für ein gefundenes und zurückgegebenes Gut. Da ist mir mein Ruf mehr werth!"

Der Waidmann lachte, trotz dem, daß ihm etwas das Herz bewegte.

„Närrischer Kautz," sagte er zu Jacob, „es soll ja gar nicht für das gefundene und zurückgegebene Gut sein, sondern ich will Dir's geben, daß Du Dir auf meine Kosten einen frohen Tag machen sollst."

„So?" sagte Jacob gedehnt. „Wenn das ist, so nehm' ich's mit herzlichem Danke."

Der Waidmann gab ihm das Geld und Jacob sah, daß es zwei Goldstücke waren.

„Ne! Ne!" rief er und that einen Sprung zurück. „Das ist zu viel für ein Trinkgeld!"

Jetzt lachte der Waidmann auf's Neue.

„So ein curioser Heiliger ist mir aber noch nicht vorgekommen."

„Jacob," sagte der Amtsrath ernst, „nimm dankbar das Geld, Du kannst es brauchen. Der Linsenmeyer aus Frankfurt hat mir vor acht Tagen ein Brieflein geschrieben. Du weißt schon, was drinnen steht. Was Dir der Herr gab, reicht hin bis auf Weniges."

Jacob wurde bleich vor Schrecken.

„Das dacht' ich mir doch schon lange," sprach er mit einem tiefen Seufzer.

„So nimm das Geld und bedanke Dich!"

„Darf ich denn so viel nehmen?" fragte er.

„Freilich," sagte der Amtsrath. „Es wird Dir ja liebreich geschenkt."

Jetzt nahm er es.

„Herr Revierförster," sagte er, „ich bedanke mich tausendfach. Ihr seid, wie ich sehe, ein reicher, guter Herr und Ihr könnt meiner schon entbehren; aber könnt Ihr mich einmal brauchen, etwa wenn unser gnädiger Herr, der Fürst, zur Jagdzeit kommt,

oder sonst, wo Ihr einen ergebenen Menschen braucht, so zählt auf mich."

Mit diesen Worten schwenkte er grüßend sein Mützchen und ging.

„Ein köstlicher Kerl," sagte der Waidmann. „Was ist das mit dem Linsenmeyer — ich glaube, er hat mir den Namen heute schon genannt?"

„Er ist ihm auf ein Kapitälchen noch dreijährige Zinsen schuldig, weil seine Mutter krank war und ihn viel kostete."

„So," sagte der Waidmann; „zahlt's auf meine Rechnung, Herr Amtsrath!"

Dieser verbeugte sich tief und der Waidmann ging aus dem Gemach, und der Amtsrath sagte, vergnügt die Hände reibend:

„Dem ehrlichen Jacob möcht' ich alle Monate solch einen ergiebigen Tag wünschen!"

Jacob rannte wie besessen die Treppe hinunter. Er sah und hörte kaum vor Lust. Er wollte eben umbiegen, um vom Schloß, in dessen einem Flügel der Amtsrath wohnte, nach seiner Wohnung zu gelangen, als ihm Jemand rief.

Jacob blieb stehen und sah Gabriel, der ihm aus dem Fenster der Amtsstube eifrig zunickte.

Jacob eilte herzu.

„Was gibt's denn?" fragte er.

„Weißt Du auch wer der Herr ist, den Du Revierförster titulirst? Es ist der gnädige Herr, Fürst Wolfgang zu Ysenburg selber, in höchsteigener Person! Eben hab' ich ihn gesehen und erkannt."

„Ach Herr Jesu!" rief Jacob aus und ließ seine Mütze, die er noch in der Hand hatte, vor Schrecken zur Erde fallen. „Was wird das geben?" sagte er fast zitternd.

„Sei nur gutes Muths," sprach Gabriel, „er ist ein gar leutseliger, gütiger Herr. Uebel nimmt er Dir's nicht."

„Ach, da hast Du mir meinen Hirsebrei abscheulich versalzt,"

sprach ganz niedergeschlagen Jacob. Nach einigem Besinnen sagte er: „Weißt Du was? Ich gehe zu ihm und bitte um Vergebung!"

„Sei nicht toll!" sprach Gabriel. „Ich will's schon dem Herrn Amtsrath sagen. Der macht's rund, und wenn Du heute den Trunk ausbringst, so besinn' Dich auf einen guten Spruch, der macht's vollends rund."

„Meinst Du?" fragte Jacob.

„Gewiß!" versicherte Gabriel und getröstet lief der Glückliche nach der Wohnung seiner Mutter, wo er ein Langes und Breites zu erzählen hatte.

3.

Es ist so Brauch in dieser Welt,
Daß, wenn ein Leid uns überfällt,
Ein zweites sich dazu gesellt —
Wohl Dem, der guten Muth behält!

Alter Spruch.

Der Montag Morgen war angebrochen, so klar und rein, wie es der Sonntag gewesen war; aber die Nacht war, namentlich in der Fahrgasse, sehr unruhig gewesen. Das war so gekommen.

Nach einem uralten Brauche gingen Sonntag Abends die Bürger, auch die, welche es die ganze Woche nicht thaten, in das Wirthshaus, sich ein Bene an einem Schöpplein oder etlichen zu thun und bis zehn, auch wohl länger, da die Polizei Sonntags mildherziger war, als sonst in der Woche, mit Befreundeten zu plaudern von den vorfallenden Kriegsläuften, und ob sich nicht an den Reichsgrenzen eine türkische Nase habe sehen lassen, der es um etwas mehr, als etwaiges Schnüffeln zu thun gewesen. Vor dem Erbfeinde, vor dessen Bewahrung im Kirchengebete Fürbitte gethan wurde, bangte man bis Frankfurt, da die Sage vom Baden türkischer Pferde im Main auf einer alten Prophezeiung ruhte.

So war denn Herr Linsenmeyer mit hochobrigkeitlicher Erlaubniß seiner Eheliebsten des Weges auch gegangen und sie hatte die Erlaubniß schon mißmuthig gegeben, da die Kutsche nach Langenselbold netto zwei Kronenthaler kostete. Gerne hätte sie diesen Abend eine vorbauende Ersparniß eintreten lassen, wenn nicht Stengel's Lenchen herübergekommen wäre zum Plauderstündchen und verwundert fragte: „Ob denn der Herr Nachbar heute nicht zum Schöpplein gehe? Ihr Vater sei schon weg. Die Herren müßten doch auch eine Pläsir haben," meinte sie, „besonders, wenn sie so galant wären, wie der Herr Nachbar, und ihre Frauenzimmer zu einer so schönen Dorfkirchweihe, und namentlich zum Bachtanz nach Langenselbold führten, wohin morgen der halbe Rath und ein Drittheil der vornehmen Kaufmannswelt führen."

„So geh' doch, Bastian, geh' doch schnell!" rief die Frau Linsenmeyer und drängte ihn ordentlich zur Thüre.

Linsenmeyer schüttelte den Kopf voll Erstaunens, nahm Hut und Stock, knirte hastig und eilte von dannen. An der Thüre aber stand er still und sagte zu sich:

„Wenn's der nicht rappelt, so muß der jüngste Tag nicht ferne sein! So was hab' ich noch nicht erlebt. Geht schnurstracks gegen alle Erfahrung!"

In der Furcht aber, sie könnte wetterwendisch werden, machte er sich doch mit Eifer fort und aus dem Bereiche der Möglichkeit des Zurückrufens hinaus.

Frau Linsenmeyer's Gedankengang war ein anderer. Linsenmeyer war erstaunlich galant, sonderlich gegen Stengel's Lenchen, ihr schönes Gegenüber, das alle Tage etliche Mal nicht nur in den Laden kam, wo er mit ihm seine Späße machte, sondern auch noch meist Abends nach Tisch, wo dann das Plaudermaul bis zehn Uhr alle Stadtgeschichten erzählte und so komisch, daß man nicht müde wurde, zuzuhören, und oft so gesalzen, daß es zum Bersten war. Daran hatte der Linsenmeyer sein fabelhaftes Vergnügen zum eifersüchtigen Aerger seiner Frau. Heute fürchtete sie etwas

Anderes. Gewöhnlich, wenn's irgendwo hinging, wußte es „Stengel's Lene," wie Frau Linsenmeyer in ihrem Grimme sich ausdrückte, so abzukarten, daß Linsenmeyer sie einladen mußte, mit zu fahren oder zu gehen, wenn's nicht weit war. Dann kostete es allemal um eine Person mehr. Das hätte sie am Ende noch hingehen lassen; aber Linsenmeyer tanzte immer mit dem lustigen Ding, was denn in ihren Augen ein Verbrechen war. Wäre nun Linsenmeyer dageblieben, so ging's sicher, wie allemal, denn „Stengel's Lene" redete schon wieder drauf — und sie kannte ihn zu gut in dem Artikel.

Sie wählte daher zwischen zweien Uebeln, wie eine kluge Frau, das ihr am kleinsten erscheinende und schaffte ihn fort.

Nun war Stengel's Lenchen ein heiteres, lustiges, argloses Mädchen, das mit dem alten Linsenmeyer, der selber neckisch und munter war, und den schon im weiland Brautstand Frau Süß, jetzige Linsenmeyer, einen „Schäker" gar oft in süßer Hingebung nannte, seine Scherze und Späße trieb. Linsenmeyer mochte sie wohl leiden als Lieschen's Gespielin und Nachbarskind und sah den Umgang, besonders in letzterer Zeit, um so lieber, als Lieschen's Trauer eines erheiternden Umgangs bedurfte und Lenchen ein vorwurfloses, braves, aber lebenslustiges Mädchen war. So kam es denn, daß sie oft Herrn Linsenmeyer auf einen Tanz engagirte bei dem nächsten Ausgang oder dergleichen; ihn foppte und hänselte, weil sie wußte, daß der muntere Nachbar es ihr reichlich wiedergab, und das hatte in dem eifersüchtigen Gemüthe der dicken Frau, die die Jugend ihres Ehegemahls gewaltig überschätzte, weil sie zehn Jahre älter war als er, manchen Dorn zurückgelassen, an dem Lenchen und Linsenmeyer so unschuldig waren, als am letzten Türkenkriege, der, weil Oesterreich bedroht war, das ganze Reich in Feuer und Flammen setzte.

So war die Gefahr abgewendet und Frau Linsenmeyer war in sich unendlich glücklich, setzte sich auch in die Ecke und schlief

ein, weil Lenchen auch bei ihr sehr deutlich wegen der Mitfahrt nach Langenselbold auf den Busch zu klopfen begann.

Endlich schlug's Zehn und Lenchen ging. Obwohl Frau Linsenmeyer so wenig schlief, als ihr Gemahl beim Schoppen, so ließ sie doch ein so rauschendes Schnarchen vernehmen, daß Lenchen mit Lieschen leise hinausschlich, um sie nicht zu wecken und draußen im Laden, in völliger Sicherheit erst, jubelten die Freundinnen in treuer Liebe über Lieschen's morgiges Glück.

„Vielleicht," sagte Lieschen, „bei dem „gute Nacht" bring' ich's beim Vater noch fertig, daß Du mitfährst."

Das hörte unglücklicher Weise die Mutter und über Lenchen ergoß sich die Schale des Zornes.

„Du brauchst noch der Schmarotzerin zu helfen!" rief sie. „Albernes Ding! Du weißt, ich kann einmal das gefallsüchtige Ding nicht leiden und will nicht, daß sie sich überall an uns hänge, wie eine Klette. Will sie hinaus, so kann sie ihr Vater hinbringen, der doch unser Freund nicht ist. Hat Deinen Vater noch heute mit den Javabohnen auf's Blut geärgert, der Sachsenhäuser Grobian. Ich sag' Dir's, Du schweigst. Ich brauch' der Sündenbock für Stengel's Lene nicht zu sein! Damit Holla!"

Das war allemal das entscheidende Punktum.

Da nun Herr Linsenmeyer Punkt zehn Uhr nicht kam, kochte das Blut, das sonst schwerfällig durch die Adern rann. Sie nahm das Licht, schloß den Laden ab, da der Vetter schon lange schlief, herrschte Lieschen ein rasches: „Geh' schlafen!" zu und wackelte dann die Stiege hinauf, sich zur Ruhe zu begeben.

Schlafen konnte sie indessen nicht. Sie lag wach im Bett, zählte ein Viertel; dann Halb; dann drei Viertel, dann Eilf.

„Ei, so wollt' ich!" rief sie zornig aus, aber sie vollendete den liebevollen Ausbruch ehelichen Gefühls nicht, denn sie hörte Geräusch.

Es waren Vorübergehende.

„Brave Männer," sagte sie, „die doch um Eilf heimgehen! Meiner bleibt gewiß bis Zwölf!"

Sie zählte wieder bis jenseit Halb, aber dann siegte doch die Macht des Schlafs und bleiern legte er sich auf die Augenlieder der ärgerlichen Frau.

Im Wirthshause war es lustig hergegangen. Linsenmeyer hatte einen Haarbeutel zu dem seidenen gekriegt, der an der Wurzel seines Zopfes schwebte.

Unglücklicher Weise war er dann etwas reizbarer, als sonst, und Nachbar Stengel's unartiger Morgenruf lag ihm noch in den Gliedern. Stengel, neckisch wie sein Lenchen, doch aber boshafter als sie, merkte, daß das nachbarliche gute Einvernehmen etwas müsse alterirt worden sein. Er dachte nach, wo da der Ausgangspunkt wohl mochte zu suchen sein und fand ihn bei der Bemerkung über Melchior Ammelsberger's Javabohnen. Kaum war er darin sicher, so flogen auch leichte Pfeile zu seinem Nachbar hinüber, die alle trafen, obgleich er sich den Schein gab, als gälten sie ihm nicht. Die Galle schwoll aber in eben dem Grad, als er Miene machte, gleichgültig zu sein. Das Trinken in den Aerger vollendete den Haarbeutel und Schlag Zwölf stand er auf, zahlte, nahm seinen Hut und verwunderte sich im Stillen, daß er die Leute alle mit zwei Köpfen sah.

Draußen in der Luft wurde es noch ärger, allein mit Hülfe der Häuser rechts und seines spanischen Rohres links kam er glücklich nach Nummer 81 in der Fahrgasse, wo er aber über Gebühr lange nach seinem Ladenthürschlüssel suchte, den er noch in der Tasche hatte. Dies vergebliche Suchen machte ihn noch ärgerlicher. Stengel war lachend hinter ihm drein gegangen und kam nun zu ihm.

„Aber, Herr Nachbar," sagte Stengel, „im Vertrauen sag' ich Euch hier unter vier Augen, Euer Javakaffee böcksert und Ihr verkauft ihn doch den Leuten so theuer wie Melchior Ammelsberger den seinen, der köstlich ist. Lenchen holte gestern davon und wir

versuchten ihn heute früh — kostbar, sag' ich Euch! Ihr müßt herunter, sonst gibt's ein Ladenhüter und Ihr müßt ihn selber trinken, daß Euch die Augen übergehen."

„Verfluchter Sachsenhäuser!" schrie wüthend Linsenmeyer, daß es durch die ganze Fahrgasse dröhnte und Frau Linsenmeyer mit einem gellenden Schrei auffuhr.

Diesem Ausruf folgte ein Erheben des spanischen Rohres, das durch die Luft in gewaltiger Wucht pfiff. Der Hieb war nach Stengel's Kopf gezielt.

Dieser aber, weniger belastet vom edeln Hochheimer, wich zur Seite aus. Der Stock fand sein Ziel nicht, brach das Gleichgewicht Linsenmeyer's und dieser stürzte kopfüber in die Gasse.

Stengel, schnell überlegend, was es geben würde, machte sich aus dem Staub und verschwand blitzschnell hinter seiner nur angelehnten Hausthüre, die er leise in's Schloß knappen ließ.

Linsenmeyer war, wie alle Trunkene, glücklich gefallen. Er hatte sich nicht im mindesten verletzt; aber seine Wuth hatte eine Höhe erreicht wie nie. Brüllend vor Wuth suchte er mühsam auf die Beine zu kommen, was er mehrmals umsonst versuchte und immer wieder umfiel. Endlich gelang es ihm, und in gradem Schusse rannte er über die Straße nach Stengel's Thüre, wo er instinctartig den Feind suchte. Als er ihn nicht fand, schlug er wie rasend mit dem Rohre gegen die Thüre.

Der Vetter und Lieschen hatten zum Glücke gleich des Vaters Stimme und Zustand erkannt, sich schnell in die Kleider geworfen, und ehe die Schaarwächter nahten, waren sie unten und brachten den Zornentbrannten glücklich hinter die Ladenthüre, schlossen ab und wendeten so die Gefahr, ihn nach der Constablerwache gebracht zu sehen und einer stadtkundigen Schmach entgegen zu gehen, ab.

Es war aber keine kleine Aufgabe, ihn die Stiege hinaufzubringen; allein auch das gelang.

Aber — jetzt begann ein Zetermordio von Schimpfreden und Zanken, wie es seit ihrem neunzehnjährigen Ehestande noch nicht

dagewesen war, und hätte nicht Lieschen und der Vetter der wildgewordenen Frau begreiflich gemacht, sie stünden nicht davor, daß sie morgen wegen Landfriedensbruch und Störung nächtlicher Ruhe vor das Stadtamt würden citirt werden, und ferner, daß des Vaters Wuth sich in Mißhandlungen gegen sie entlade, es würde zum Aeußersten gekommen sein.

Der Vetter entkleidete den völlig seiner Sinne Beraubten, legte ihn in's Bett und wünschte „geruhsame Nacht." Frau Linsenmeyer aber, erschreckt durch die von Lieschen und dem Vetter ihr nachgewiesene Gefahr, ging erst zu Bett, als Linsenmeyer unzweideutig bewies, er schlafe fest und sicher. Aber wer malt den Zorn, den sie verschlucken mußte, und der um so bitterer nachwirkte. Um ihren Schlaf war es geschehen bis gegen Morgen.

Nach einer solchen Nacht brach der Morgen düster im Hause Linsenmeyer's an, wenn auch draußen die Sonne in wunderbarer Herrlichkeit die Schöpfung verklärte.

Linsenmeyer erwachte zuerst.

Die ersten Streiflichter des Morgens erhellten den östlichen Himmel eben.

Sein Kopf schmerzte ihn entsetzlich. Es war ihm so wüste und ein furchtbarer Durst quälte ihn. Allmälig dämmerte die Erinnerung an Alles, was ihm in der unheilvollen Nacht begegnet war, obgleich noch dunkle Partien genug blieben, in die sein Gedächtniß keinen Lichtstrahl zu bringen vermochte.

Zu dem leiblichen Uebelbefinden gesellte sich der sittliche Schmerz, der in der Seele wühlte. Er verdammte seine Trunkenheit und ihre Folgen und überließ sich ganz einer tiefgefühlten Reue. Sie war so aufrichtig, daß heiße Thränen in seine Augen traten und er nicht, wie es so gerne der Mensch thut, die ganze Schuld auf den falschen Stengel bürdete, der ihn so sehr gereizt. Allmälig wurde ihm Alles noch klarer, und er überschaute auch das Heer der Folgen für seinen häuslichen Frieden und — für den heutigen Tag zunächst.

Linsenmeyer war ein seelenguter Mensch; auch kein Gewohnheitstrinker; allein in Gesellschaft vergaß er sich zuweilen; jedoch war ein Vorfall, wie der von letzter Nacht, nie vorgekommen. Er hielt etwas auf seine Ehre als Bürger und mochte lieber Vieles dulden, als dieser einen Nachtheil oder Makel zufügen. Er wußte, daß er als Mensch und Kaufmann Achtung genoß, die er um keinen Preis einbüßen mochte. Und nun hatte er sich so greulich blamirt; wurde, bei Stengel's Art, die Fehler Anderer bloßzustellen, nicht nur der Gegenstand des wohlverdienten Tadels, sondern, was ihm noch schlimmer war — des Spottes und Gelächters.

Das Alles bestürmte sein Herz und eine qualvolle Reue wühlte in seinem Innern. Ernst nahm er sich vor und gelobte es vor Gott, nie mehr ein Wirthshaus zu betreten.

Der Durst, welcher ihn quälte, nöthigte ihn, aufzustehen, um sich Wasser am Tisch einzugießen. Das Gluckeln der Flasche weckte seine Frau, die sich rasch im Bett aufsetzte und, ihn erblickend, ausrief:

„Nun, Saufaus, Landfriedenstörer, Nachtschwärmer, Unhold — hast Du noch nicht genug?!"

„Ach, Annechristinchen, ich trinke ja nur Wasser!" entgegnete er mit einer Wehmuth, die ein weniger heftiges Gemüth entwaffnet haben müßte.

„O, wenn nur aller Wein Wasser würde, wenn Du ihn an den Mund brächtest!" rief sie im Grimm aus, „daß nicht solche Schmach mich träfe, solche Schande und Schimpf! Heut' Abend spricht ganz Frankfurt davon und ich bin blamirt durch den schlechten Mann, daß ich mich schäme, mich sehen zu lassen!"

Er stand still, einer Bildsäule gleich, am Tisch und ließ den rasch quellenden Strom der Rede seiner kollernden Frau geduldig über sein gebeugtes Haupt dahin brausen. Er hoffte auf eine Pause, wo er mildernd zu Worte kommen könnte, aber das war ein eitler Traum, eine trostlose Täuschung. Das rollte und drängte sich über die Lippe, wie die rastlos zur Tiefe drängende Fluth, die

sich über den Abhang hinabstürzt, wo kein Aufhalten ist und kein Stillstand; das wetterte, sauste und brauste fort, wie das endlose Geklapper einer Mühle — bis endlich eine Erschöpfung leiblicher Kräfte eintrat und der Mann, der wie eine begossene Katze dastand, aufathmete.

Jetzt gewann Linsenmeyer das Wort und erzählte den Hergang, der so Vieles zur Milderung seiner Schuld, wie er meinte, in sich schloß; er ließ sich auf eine Nachweise ein, die sie überzeugen sollte, daß Aehnliches Anderen begegnet sei und viel öfter, als ihm, und zuletzt ging er in das Versprechen über, von heute an nie wieder ein Wirthshaus zu betreten.

Als er dies aussprach, kehrte die erschöpfte Lebenskraft wie mit einem elektrischen Schlage zurück. Sie fuhr empor, sah ihn starr an und fragte:

„Bastian, willst Du mir das beschwören?"

„Ja," sagte er fest und betheuerte seine Zusage zu ihrer Zufriedenheit. „Aber," nahm er das Wort, „ich will auch nicht mehr dies Hundeleben in meinem Hause, diese Quälerei, dies Nörgeln und Grammeln, dies Schimpfen und Zanken. Ich bin manchmal hinausgegangen, um meinen Aerger und Gram zu ersäufen in Wein. Du hast mich hinausgetrieben und könntest mich, wenn es so fortginge, aus dem Leben hinaustreiben!"

Frau Linsenmeyer traute ihren Ohren kaum. Solche Kurasche hatte er noch nie ihr gegenüber entwickelt. Aber das kam auch aus seiner Erregung und weil sich seine Seele zu einem Entschlusse ermannt hatte.

Sie war verständig genug, einzusehen, daß ein gewisser Wendepunkt bei ihm eingetreten sei, wie bei dem Kranken die Krise, und daß sie nun das günstige Spiel nicht durch Unklugheit zerstören dürfe. Sie erwog, daß Das, was durch ihres Gatten Zuhausebleiben erspart würde, wohl werth sei, daß sie durch Versöhnlichkeit und friedliche Gesinnung auch ein Opfer brächte, und nun lenkte

sie denn ein und ging ein auf Alles, was er sagte, und gelobte ihm, da die Ursache des Streites fehle, diesen zu meiden.

Während dieser Vorgänge war der Tag völlig herangebrochen. Man stand auf und der Laden forderte Bedienung.

Linsenmeyer ging dahin, seines Berufs zu warten, und das Ereigniß, welches jetzt erfolgte, nahm völlig die Last von seiner Brust.

Als nämlich Stengel heimgekommen war und mit wildem Gelächter seiner Tochter die Geschichte erzählte, fand sie bei dieser eine ganz unerwartete Aufnahme.

Lenchen hatte darüber Glossen gemacht, daß sie nicht sei eingeladen worden zur Mitfahrt nach Langenselbold, und fand den Grund in der gerechten Verstimmung über ihres Vaters malitiösen Zuruf am Morgen, den sie gehört und über den sie erschrocken war, weil sie die Folge ahnete. Jetzt war sie auch um den letzten Funken von Hoffnung betrogen, den sie noch auf eine nachträgliche, durch Lieschen vermittelte Einladung gesetzt hatte. Sie konnte das nicht bergen und ihr Vater, der es doch mit dem Nachbar nicht ganz verderben wollte, fand es richtig. Er hatte ihm die Streiche im reinen Uebermuth des Neckens und Utzens gespielt. Was Lenchen sagte, war richtig und ihre Thränen über die Zerstörung des alten, lieben Bandes mit Lieschen thaten das Ihre dazu.

Ihr Vater ging stille weg und am andern Morgen trat er in Linsenmeyer's Laden.

„Bleibt von meiner Schwelle, Judas," rief er ihm zu mit einem Grimme, wie er ihn dem Krämer nicht zutraute.

Das ließ er sich indessen nicht als Abweisung dienen, sondern kam erst recht herein, reichte Linsenmeyer die Hand und sagte:

„Herr Nachbar, ich hab' schwer gefehlt; aber laßt's mich und mein Kind nicht entgelten! Von dem, was hier auf der Gasse in dieser Unglücksnacht zwischen uns geschehen, soll keine Menschenseele etwas erfahren, und von mir soll nichts mehr geredet und gethan werden, was Euch reizen und kränken kann. Verzeiht mir nur diesmal noch!"

Er reichte ihm die Hand dar und — der gutmüthige Linsenmeyer schlug ein, worauf sich Stengel entfernte, weil er dem losbrechenden Wetter der dicken Frau Nachbarin sich nicht auszusetzen getraute.

Linsenmeyer's Seele war überglücklich, da er nun darauf zählte, daß sein Abenteuer verschleiert bleibe und der Lacher unseliger Chor nicht gegen ihn aufträte.

Bei'm Frühstück war der häusliche Himmel reiner, als Lieschen ihn zu hoffen gewagt. Ihr Herz wurde leichter. Sie hatte schon unter heißen Thränen auf das Wiedersehen Gabriel's Verzicht geleistet. Jetzt begann sie wieder zu hoffen und dies Hoffen wurde zur Gewißheit, als der Friseur gerufen wurde, um seine Kunst an den drei zur Reise sich bereitmachenden Köpfen zu üben. Darauf mußte sie die Mutter in ihr rosaseidenes Hochzeitskleid stecken, den Schlender festbinden und sie von Kopf bis zu Fuß in den größten Putz stecken. Der Vater zog seinen Leberbraunen an, nahm den feinen Dreimaster, legte die prächtigen Spitzenmanschetten an und die silberbrokatene Weste, und sie selbst mußte eilen, wollte sie nicht die Mutter durch Verzögerung der Abreise zornig machen. Sie kleidete sich einfach in Weiß; aber auch ihr Feind, wenn sie einen hätte haben können, mußte bekennen, daß er sie nie reizender gesehen, als an diesem Tage.

Sie waren alle fix und fertig, als die Kutsche heranrollte und alle Drei mit vielen Umständen endlich zu ihren Plätzen kamen. Drüben hinter Stengel's Vorhängen sah Lenchen mit einer Thräne des Mißmuths und der Trauer sie abfahren und ihrem Vater sagte sie:

„Nun beginne ich zu ernten, was Ihr gesäet. Die Leute sind mir entfremdet, mit denen ich dann und wann einen glücklichen Tag verlebte!"

Der alte Stengel schwieg, aber der Stich traf ihn tüchtig.

Die Kutsche, in welcher sie langsam dahin rollten, hatte auch eine Geschichte, und zwar eine sehr lange. In den Tagen ihrer

Jugend, wo noch der frische Schmelz der Farbe und Vergoldung sie bedeckte, war sie eine der Staatscarossen, welche die freie Stadt ihrem Bürgermeister zur Verfügung stellte. Nachdem sie lange demselben zu Staats- und Spazierfahrten gedient, kam sie in die Hand eines reichen Kaufmanns und Wechslers. Von diesem erbte sie bis zum dritten Glied der Nachkomme. Da war schon die Carosse alt und geisterbleich geworden und das Gold hatte Trauer angelegt und war schwarz geworden. Sie war in einem Grad außer der Mode, daß sie an des Wagenvermiethers Vater überging. Der ließ sie frisch firnissen und anstreichen, und nun diente sie zu Landpartien und Leichenbegängnissen und diesem Berufswege blieb sie treu bis zur Fahrt nach Langenselbold, zu welcher Reise zwei blinde Gäule vor ihr hertrabten, auf deren Hüftenknochen Herr Linsenmeyer seinen Dreimaster hätte sicher hängen können, falls in dem großen, der Arche Noah's nicht unähnlichen Kasten der Raum gemangelt hätte. Der Vergleich gewann bedeutend an Wahrheit, wenn man der Menge der darin nistenden und arbeitenden, zerstörenden Bestien, als da waren Motten und Holzwürmer, gedachte. Wenn man auch die ersteren nicht auf den ersten Blick wahrnahm, so verriethen die Häuflein gelblichen Holzmehles das unermüdete Arbeiten der letzteren, sobald die Kutsche einige Minuten an einer Stelle verweilte. Da mußte denn die gerühmte Solidität des schwerfälligen Gebäudes selbst in den Augen Dessen, der sie pries und von hohem Bocke lenkte, in Wahrheit in Zweifel gezogen werden, ob er gleich davon nichts gestand. Er bewies ihr daher auch eine sehr große Zärtlichkeit und fuhr im gewohnten Schritt, wie er ihn zu halten pflegte, wenn die Carosse die Leidtragenden hinter dem Leichenwagen führte. Er wich vorsichtig jedem Stein aus, der einen Ruck geben konnte, dessen mögliche Folgen nicht zu übersehen und zu ermessen waren — und die sogenannte Leipziger Straße war damals mit solchen gefährlichen Klippen noch gesegnet, an denen ein solches Räderschiff scheitern konnte.

Wenn Frau Linsenmeyer ungeduldig wurde, sagte der Kutscher,

man müsse vorsichtig sein, weil seine Gäule, einmal in's Rennen gebracht, wie Pfeile dahinschössen, denn ihr Hafermuth sei groß, wie ihre Jugend.

Das mußte Frau Linsenmeyer beloben und ergab sich in Geduld.

Mehrmals wurde gerastet und gefüttert und Linsenmeyer ließ überall durch die Hausknechte die alten Mähren besonders füttern, ohne daß ein anderes Resultat hätte können erzielt werden.

Endlich war die Hoffnung des Zieles nahe. Da fuhr der Wagen etwa eine halbe oder dreiviertel Stunden von Langenselbold wider einen dicken Eckstein, da der Kutscher eingenickt war — und mit einem schauerlichen Krache der Achse — lag der Wagen im Staub der Straße und die Reisenden kunderbunt übereinander, und ein Zetermordio erschallte aus dem Innern heraus.

Auch der Kutscher, der hart und fest geschlafen, wurde von seinem Bock in das Aehrenfeld hineingeschleudert, wo ihn die sich beugenden Halme indeß vor schwerem Falle behüteten.

Als er sich aufgemacht und wieder zu seinem Wagen kam, stand Lieschen todtenbleich schon da; Linsenmeyer, der sich von dem Kolosse, der auf ihm lag, frei gemacht, kroch mühsam heraus, allein sein Haupt war seines Schmuckes beraubt, und sein Leberbrauner hatte mehr denn einen weißen Fleck, woran zu erkennen, daß seiner Ehehälfte Frisur mit ihm in ungehörige Berührung gekommen. Endlich war auch er auf den Beinen. Drinnen aber geiferte, kollerte und stöhnte und ächzte Frau Linsenmeyer in allen Tönen der Tonleiter, bald in Dur, bald in Moll, in halben und ganzen Tönen.

Linsenmeyer und der Kutscher hoben den Kasten so viel sie konnten, und endlich war es möglich, auch sie zu erlösen; allein das Spitzenaufsätzchen war weg, die Wulste des Toupes waren zerstört; der Puder wirbelte im Wagen wolkenartig auf, aber auf ihrem melirten, schwarzweißen Haare fand sich keine Spur mehr.

Der Kutscher kroch nun hinein und holte Aufsätzchen und Perrücke, die kaum zu erkennen waren.

Zu nicht geringem Troste bei alle dem Unglück und Mißgeschick gereichte es, daß Niemand ein Glied seines Leibes zerbrochen. Nur kleine Quetschungen hatten Statt gefunden, die indessen nicht zu so viel Klagen führten, als die, welche Aufsätzchen und Perrücke erlitten.

Schnell errichtete Lieschen auf ihren Knieen eine Putzmacherei, und stellte mit großem Talente die Spitzenhaube wieder vorwurfsfrei her.

Weniger glücklich war Linsenmeyer, welcher auf seinem Knie als Haubenkopf oder Perrückenstock seine Atzel mit dem langen, zum Glücke wohl erhaltenen Schweif ebenfalls in Stand zu setzen suchte.

Als ihn so still und kummervoll Frau Linsenmeyer an der Arbeit erblickte, schlug plötzlich Grimm und Koller in ein unwiderstehliches Gelächter um, dessen Macht Lieschen, den Kutscher und endlich selbst den Dilettanten in der edlen Kunst des Frisirens mit sich fortriß und somit den Ort des Jammers in einen ausgelassener Heiterkeit verwandelte.

Selbst ein Fünfter, welcher eben von Langenselbold her um die Ecke bog und in bleichem Entsetzen die Zerstörung anschaute, die sich vor seinen Augen ausbreitete, wurde von dem urkräftigen Zuge so mächtig fortgerissen, daß er unwillkürlich in den Chorus einstimmen mußte.

Kaum erblickte ihn Frau Linsenmeyer, als sie, alles Grolles baar, ausrief:

„Liebster Gabriel, siehst Du denn auch, wie Dein Oheim Perrückenmacher, Kahlkopf und Perrückenstock in einer Person ist?"

Und wieder schockelte sie im rasendsten Gelächter und die übrigen Vier folgten ihrem ansteckenden Beispiel, ohne ihrer selber Herr werden zu können.

Frau Linsenmeyer's unerschöpfliches Lachen zeigte sich wieder bis zum Krampfartigen.

Gabriel, der indessen sich zu beherrschen versuchte, grüßte sie

eben so herzlich, als ehrerbietig, reichte dann dem lachenden Oheim die Hand und nun erst dem liebreizenden Lieschen, dessen Schönheit ihn schier blendete, das ihn anlächelte wie ein Engel.

Von Lachen unterbrochen, tröstete er seine Tante, daß der Bediente des Herrn Amtsraths ein geschickter Friseur sei und ihm den Liebesdienst gern anthun würde, ihre Frisuren herzustellen. Er wolle sie auf Nebenwegen zu seiner Wohnung bringen, wo sie Niemand sehen sollte, sagte er, und die Tante nickte ihm seelenfroh zu und lachte, daß eine Thräne die andere jagte.

Gabriel reichte ihr seinen Arm, nachdem Lieschen das Spitzenaufsätzchen der Mutter auf's Haupt gesetzt. Linsenmeyer stülpte seine Atzel auf, deckte ihre Schande mit dem Dreidecker, und stolzirte mit Lieschen hinter den Beiden her.

Dem Kutscher versprach Gabriel, einen Wagner und Schmied zu Hülfe zu schicken. So nahm denn Alles, was so endlos übel geschienen, eine Wendung, die zu neuen Hoffnungen eines bessern Zustandes berechtigte.

Der Lachreiz, welchen Frau Linsenmeyer allemal nur sehr schwer überwand, bewirkte wohlthätigerweise, daß sie heiter und guter Dinge blieb, wenigstens so lange, als nicht irgend ein Ereigniß ihrer Seele eine andere Richtung und Stimmung gab.

Das wußte aus Erfahrung Der, welcher die nicht leichte Aufgabe übernommen hatte, sie am Arme nach Langenselbold zu führen — oder — wie ihr Herr Gemahl in Betracht dieses schweren Stückes menschlicher Arbeit zu sagen pflegte — zu schleppen; das wußten auch die beiden Nachfolgenden, nämlich Lieschen und Linsenmeyer. Beide lobten in der Stille ihres Herzens die Hingabe des schmucken Gabriel an die Tante, weil sie Hoffnungen daran knüpften, welche ziemlich übereinstimmten.

Gabriel plauderte nur mit ihr, erzählte ihr nur Komisches, damit sie in stetem heiterm Humor blieb, und es lag unzweideutig vor, daß er in der kurzen Zeit, nach einer unglückseligen Katastrophe

größere Fortschritte in ihrer Gunst machte, als er jemals zu hoffen gewagt.

Er brachte sie auch glücklich in die Nähe des Dorfes, ohne daß ihnen Jemand begegnet wäre. Dort lag seine Wohnung unmittelbar am Ende des Dorfes. Der Grasgarten seiner Hausleute, welcher hinter dem Hause lag, grenzte an das Feld und war mit einer hohen Haibuchenhecke eingefriedigt. Zur Thüre nach Außen besaß er einen Schlüssel. Er öffnete und geleitete sie unbemerkt in seine Stube.

Ein solches glückliches Zusammentreffen ihrer Wünsche mit der Wirklichkeit wirkte auf ihr Gemüth erheiternd und verhieß einen Nachklang für den ganzen Tag.

Gabriel, der seine Tante genau kannte, hatte seine Stube auf's Schönste herrichten lassen. Da war Alles so ordentlich, so reinlich, so nett! — Da stand ein breiter, gepolsterter Lehnstuhl, den ihm sein wohlwollender Principal, der Herr Amtsrath, geliehen. Da duftete ein prächtiger Blumenstrauß und auf dem Tische stand eine schöne Porzellanschüssel, angefüllt mit einer feinen Erdbeerkaltschale, einer Erfrischung, welche zu den ausgezeichnetsten Liebhabereien der Tante gehörte.

Kaum saß sie im Sessel und die Erhitzung von dem Gange, welche durch die stechende Sonnengluth noch vermehrt worden war, hatte sich etwas gelegt, so bat Gabriel Lieschen mit einem sehr bedeutsamen Blicke, doch die Stelle der mangelnden Wirthschafterin — Hausfrau wagte er nicht zu sagen — zu ergreifen und die Kaltschale zu serviren, während er nach dem Friseur laufe. Dies geschah und Gabriel sprang fort.

„Das muß ich sagen," hob schmunzelnd die Tante an, „der Gabriel hat sich gemausert wie unser junger Canarienvogel! Als er bei uns war, sah's in seiner Stube aus, daß Einem die Haare sich sträubten und den Puder selber abwarfen. Da lag hier ein Stiefel, der andere dort! Hier eine Hose, dort eine Weste oder ein Rock, und ich dachte: der wird ein Plunderpeter bleiben bis an

sein selig Stündlein. Aber der hat sich gemausert! Hier ist's ja wie in eines saubern Mädchens Stube! Und wie hat er an mich gedacht! Der Sessel ist nicht auf seinem Felde gewachsen und paßt mir wie angemessen! Was aber die Kaltschale betrifft, die er da so spät im Jahre noch herbeigehext hat, — das muß ich sagen — die könnte der regierende Bürgermeister essen — aber ich auch!"

Die Ausbrüche der Zufriedenheit waren unendlich wohlthuend für Vater und Kind; allein beide schwiegen, um nicht einen Mißton hervorzurufen.

Der Frau Linsenmeyer fiel das auf.

„Nun, man meint, Ihr wäret mit Blindheit und Geschmacklosigkeit geschlagen!" rief sie aus. „Findet Ihr denn das nicht?"

Beide nickten und Lieschen bückte sich tief herab, um — die Gluth zu verbergen, die ihr Engelsgesichtchen bedeckte.

Frau Linsenmeyer sah's.

„Ei, Du bist ja roth, wie ein gesottener Krebs," rief lachend die Mutter aus. „Gelt, daß ich ihn lobe, das gefällt Dir? — Der Junge ist auch ganz anders geworden, mein' Seel'! — Das vermuthete und beabsichtigte ich, als ich ihn des Landes verwies. In dem verliebten Dusel wär' der junge Bub ganz toll geworden. Hat sich auch gemacht: mein' Seel', er ist hübscher, stattlicher geworden. Meinst nicht, Liesi?"

„Deine Augen sind recht gut, Mutter," stotterte das Mädchen.

„Ja wohl, eine Brille brauch' ich noch nicht," bemerkte sie.

Linsenmeyer stand am Fenster und trommelte vor Pläsir an den Scheiben immer lauter und heftiger, um seine steigende Lust abzuleiten, da er nicht reden mochte.

„Bastian," sagte sie zu ihm, „ich glaub', Du willst den Kirchweihmarsch probiren? Ich schlüge die Scheiben lieber hinaus! Meinst Du, das koste kein Geld?"

In diesem kritischen Augenblicke, wo ihr Geist leicht auf eine schiefe Bahn konnte geleitet werden, ging zum Glücke die Thüre

auf und Gabriel brachte den Bedienten des Amtsraths, der Pudermantel, Quaste und Schachtel trug.

„Beste Tante," rief er, „hier bringe ich Ihnen den Helfer aus der Noth!"

„Gott vergelt' Dir's, mein lieber Gabriel!" erwiederte sie und setzte sich sogleich in Positur.

„Geht ein wenig hinaus," gebot sie, und Niemand gehorchte lieber, als das junge Paar, weil es der Vater allein ließ und hinab in den Garten ging.

Alles verlief nach Wunsch, und als die Schäden geheilt waren, brachen sie Alle nach dem Wirthshause auf, wo sie sich häuslich niederließen und durch Gabriels Fürsorge eine Stube vorfanden, die vom Tanzsaal durch eine Wand getrennt war.

4.

Das Reichsein ist ein köstlich Ding —
Doch macht's oft hart und karg!
Das Armsein, freilich macht's gering —
Doch ist's nicht gar zu arg!
Die Hälfte wünsch' ich mir daher
Von beiden — Mittelschlag! —
Nicht arm, nicht reich; nicht voll, nicht leer,
Nicht Bettelmann, nicht Millionär —
Nicht allzeit: Juchhei! allzeit: Ach!
Das wär' nach meinem Sinn,
Und sicherlich Gewinn!

Bänkelsängerlied.

Wenn man nordwärts zum Orte Langenselbold hinausschlendert, so kommt man etwa in einer Viertelstunde an eine stattliche Mühle, die Obermühle genannt, die für den Inhaber eine Goldmühle war; denn sie klapperte den ganzen Tag und die ganze Nacht und der Bach lieferte Jahr aus, Jahr ein Wasser und die Bauern Frucht. Für den „Molter" sorgte der Obermüller selbst.

Nun ist es eine uralte Erfahrung, daß Bäcker und Müller schön zusammenhalten, weil sie nämlich beide Schelme sind. So sagen die Leute, und da sie das aller Orten sagen und das Sprüchlein durch alle Zeiten hindurch geht, so scheint's, es ist nicht ohne Wahrheit.

Zu den Grundsätzen, die freilich die Liebe nicht ausgedacht, von der Paulus an die Korinther schreibt, sondern die der Teufel der Selbstsucht ausgeheckt hat, bekannte sich der Obermüller. „Reich ist die Hauptsache," sagte er, und erwies das dadurch, daß die reichen Bauern am Meisten mahlen ließen.

Er selber war ein hartgebackener Mann. Zur Obermühle gehörte damals auch ein Schönes an Wiesen und Aeckern, und die große, neue Scheune hatte er nicht erbaut, um sie leer zu lassen, sondern um seine Fruchthaufen nicht draußen sitzen lassen zu müssen. Seine Ställe standen voll glänzenden Viehes, und seine Tochter, welche das Hauswesen während seines Wittwenstandes leitete, hatte alle Hände voll zu thun, wenn's an's Buttern ging.

Der Obermüller konnte von Glück sagen, daß er diese Tochter hatte, die zwar noch sehr jung, aber sehr tüchtig war und mit Milde und Ernst ein Regiment führte, das manche Frau schamröthlich hätte machen können. Das sagte er selbst, aber auch alle Langenselbolder, und die Bursche sagten noch mehr, als die Alten, die nur Tugenden priesen — sie meinten, das Aennchen sei auch engelschön dazu, und wenn sie einer heimführte, so müsse man ihm Glück wünschen, erstlich zur schönsten Frau im Dorfe, zweitens zur bravsten und sittigsten, und drittens zur Obermühle, mit Dem, was dran hing, denn sie war die alleinige Erbin.

Freilich war der Obermüller auch ein Erbe für ihn, aber darum beneidete ihn gerade keine Seele in Langenselbold.

Der Obermüller war ein strenger, harter Mann.

Sein Grundsatz: „Reich ist Herr," sprach's aus, was ihm bei Allem, was er that und dachte, Ziel und Ende war.

So stand es bei ihm auch fest, ein Lumpes bekomme sein Aennchen nicht, und wenn er ein Baron oder Graf wäre. Von den Beamten hielt er auch nichts. „Oben: Hui! Unten: Pfui!" sagte er wegwerfend. „Sie thun Alles um's Geld!" warf er ihnen vor, und ob er es gleich gerade so und noch viel schlimmer machte, so galt ihm das doch als ein herber Vorwurf, den er ihnen machte. Seltsam war es dabei, daß er doch einen ordentlichen Respect vor ihnen hatte und gehorsam that, was er ihnen an den Augen ansah. Er räsonnirte auch nur inwendig, weil er fürchtete, so etwas könne der Herr Amtsrath erfahren und ihm aufsetzig werden.

Es war ihm daher ein Stich in's Herz und ein Feuerbrand in dem Kopfe, daß sein Aennchen so ganz aus der Art schlug. Sie hatte nämlich schon gar lange einen bildhübschen, aber armen Burschen lieb, den Jacob Köhler. Gerade Bettler war er nicht. Seine Mutter, eine grundbrave Wittwe, besaß ein kleines Haus, worauf sie allerdings an Johann Sebastian Linsenmeyer in Frankfurt noch ein Kapital schuldete und auch mehrjährige Zinsen; sie hatte aber auch noch manches Feldgut und Jacob verdiente durch Fleiß im Tagelohn schönes Geld. Was seine Aufführung betraf, so war er allgemein geliebt und geachtet und in allen Stücken ein Muster eines braven Sohns und jungen Burschen.

Mit Aennchen hatte Jacob schon lang eine innige Verbindung. Das war eine alte Liebe, die nie rostet. Als der Obermüller dahinter kam, gab's Blitz, Hagel und Donner die Fülle. Das ist aber nicht die Art und Weise, die Liebe in einem Mädchenherzen todt zu schlagen. Sie verkriecht sich nur tiefer in die geheimen Winkel und Falten des Herzens und sitzt da um so fester und sicherer. So war's gerade hier. Sie durften sich nicht mehr öffentlich sehen und mit einander ein freundlich Wort kosen. Nun strebten sie, es heimlich zu thun. Die Liebe weiß schon Rath zu schaffen. Jacob war ein gewandter Bursche. Er konnte klettern wie ein Buntspecht oder Eichhörnchen. Aennchens Kammerfenster

ging nach der großen Wiese, die hinten an die Obermühle stieß. Dort stand eine hohe, schwanke Pappel, etwa sechs Schritte vom Kammerfenster. Da stieg der flinke Bursche hinauf in die Aeste der Pappel. Aennchen löschte ihr Licht und so lang es die Jahreszeit zuließ, plauderten sie da bis tief in die Nacht. Dann kehrte er heim und Aennchen schlief mit dem Gedanken an ihn sanft ein.

Davon wußte kein Mensch etwas. Wär's kund gewesen, so hätte sicherlich Einer dem Obermüller die Sache offenbart, und dieser hätte in seinem ungemessenen Zorne die Pappel an der Erde abgehauen und sein Töchterlein in eine Kammer schlafen geschickt, in die kein Tageslicht gedrungen wäre, und wenn er sie alle Morgen hätte wecken müssen.

Der Obermüller und noch Einer hatten andere Gedanken und Pläne, und dabei war wieder der Grundsatz: „Reich ist Herr," so recht zur Geltung gekommen. Auf eine Neigung des Herzens kam es ihm nicht an. Er hatte ja seine Frau auch so gekuppelt gekriegt, weil er und sie hübsches Vermögen hatten und ihre Aecker an einander grenzten, daß es rechte Lappen gab. Neigung war keine da und sie lebten doch zufrieden.

Man gewöhnt sich so an einander, sagte er, und das Liebhaben ist lauter einfältig Zeug, was sie heutzutage im Kopf haben. Da hat man zu meiner Zeit nichts davon gewußt.

Den er im Auge hatte, war an Leib und Seele das Gegentheil von Jacob. Er hieß Conrad Erlinger, aber im Dorfe nur der „Bach-Kurt," weil er an dem Gründaubach wohnte, gerade gegenüber, wo der Bachtanz pflegte gehalten zu werden.

Der Bach-Kurt war schon in jenen Jahren der Reife, die die dritte Null hinter sich haben, oder, wie man an der Nahe sagt, er hatte zum dritten Male genullt und zwar seit einigen Jahren. Klein und untersetzt und dickköpfig, mit kurzem Halse, bildete er eine sehr unschöne Figur, selbst wenn man von den Sichel- oder Säbelbeinen absah, deren Halbzirkelbiegung sehr beträchtlich war. Sein Gesicht war breit, die Nase dick und aufgestülpt, die Augen

gelbgrau und winzig klein und die negerartigen Haare blitzroth; der Mund, den fast wurstartige Lippen umgaben, reichte äußerst nahe mit seinen Winkeln an die Ohren, deren Größe ungewöhnlich war und die, saumlos, flach am Kopfe lagen, wie etwa zwei beträchtliche Lappen kalten Pfannkuchens.

Da frag' Einer: ob der Bach-Kurt einem jungen Mädchen gefallen konnte, und ob die Wahl zweifelhaft, wenn der schlanke, bildhübsche Jacob Köhler neben ihm stand? — Und selbst wenn er seinen beträchtlichen Reichthum geltend machte, konnte er kein Herz erringen. Ja, wenn Eins über das Alles, was ihn so wenig in den Augen der Langenselbolder Mädchen empfahl, hätte wegsehen und vielleicht sein gutes Herz hätte ansehen mögen, seine guten Eigenschaften und Tugenden — auch das ging nicht; denn alle Welt kannte ihn als einen boshaften, tückischen, filzigen Menschen, dessen böse Zunge Niemand ungeschoren, dessen niederträchtige Gesinnung Niemand ohne Nachtheil ließ, der ihm etwa im Verkehr, im Handel oder Wandel nahe kam.

Man kann von Jemand nicht leicht etwas Schlimmeres sagen, als: er hat nie einen Freund gehabt, und seine Nachbarn wollen nichts mit ihm zu thun haben. Das ist ein Verwerfungsurtheil, das sicher einen schlimmen, argen Grund hat. Das sagten die Langenselbolder alle und namentlich vom Bach-Kurt. Sie mieden ihn alle, wie's Feuer, und wo er Sonntag Mittags einmal zu einer Gesellschaft kam, da stob sie auseinander. Er war, was die Eule unter den Vögeln ist. Von Glück konnte er sagen, daß bei solcher allgemeinen Abneigung sein Vermögen ihn völlig unabhängig stellte; daß er also Niemand bedurfte, als etwa zum Tagelohn, und selbst da hielt es ihm schwer, welche zu bekommen. Gar oft mußte er einen Batzen mehr geben, um nur nicht mit seiner Arbeit hinter Anderen zurück zu bleiben. Knechte und Mägde mußte er sehr hoch lohnen und nur das hielt sie bei ihm.

Er hatte nun schon weit über zehn Jahre eine Junggesellen-wirthschaft geführt und sah es endlich klar ein, so ging's nicht

mehr. Hier und da hatte er gefreiet, wo er nämlich Geld wußte; aber seine Korbsammlung war so reich, daß die Tagediebe von Burschen einst ein großes Papier an die Thüre klebten, darauf mit mächtigen Buchstaben zu lesen stand: „Hier sind Körbe um billigen Preis zu haben, alte und neue!“ Das gab viel Gelächter und er steckte das Freien für lange Zeit auf. Wo ihm die junge Sippschaft einen Streich und Schabernack spielen konnte, da that sie es ohne Aufschub.

Nun aber wurde es ihm täglich klarer, daß, wenn er nicht bald eine Frau bekäme, seine Aussichten vollends zu Grunde gingen. Da warf er seine Augen auf eins der reichsten und schönsten Mädchen des Dorfs, auf Obermüllers Aennchen. Voraussetzend, das Mädchen würde er nicht gewinnen, machte er sich an den Vater und hier fand er den sonst überall vermißten, lebhaften Anklang.

„Reich ist Herr!“ sagte der Obermüller, „und der Bach-Kurt ist eine Gelegenheit für mein Kind, wie sie die Tauben nicht feiner hätten auslesen können. Der paßt zu ihr, wie ein Ei zum anderen. In ganz Langenselbold ist kein Bursch mehr, der so zu ihr paßt. Sein Alter sichert vor tollen Streichen, seine Sparsamkeit vor Verschwendung, und was meinem Kind an Erfahrung abgeht, kann er zulegen. Das klappt!“

Das war, als er sich die Sache zurecht legte, ungefähr sein Gedankengang. Er hielt auch die Sache für so abgemacht, daß er sofort mit Aennchen davon sprach; aber da hatte er sich doch verrechnet.

Ehrerbietig, wie es dem guten Kinde ziemt, sagte ihm das blutjunge Ding mit einer überraschenden Entschiedenheit, daß es nie den alten Knopf heirathen werde. Der Vater möge machen, was er wolle. Es ginge lieber nach Frankfurt und verdingte sich, als daß es dessen Hausfrau würde. Der Vater, fuhr das schöne Mädchen fort, solle nur nicht glauben, daß es sich verschachern oder verkuppeln lasse; es nähme nur den Jakob Köhler und sonst keinen,

und dürfe es den nicht nehmen, so wolle es mit Ehren eine alte Jungfer werden und als solche sterben.

Kaum war es bekannt, so war das ganze Dorf wie ein aufgeregtes Meer. Die Frauen sagten, es sei eine Sünde und Schande, das bildschöne Mädchen an den häßlichen Bach-Kurt zu verkuppeln und das blutjunge Kind an den alten Erdstamm; nein, der Jacob Köhler müsse es haben, denn den hab' es lieb, und der sei grade für es geschaffen.

Die Männer meinten, der alte Strolch sei ein schlauer Fuchs; er suche Trauben und lasse die Schlehen hängen; der Obermüller aber sei ein Geldwolf und Knauser, der sich vom Geldsack des Unholdes bestechen lasse; da müsse Himmel und Erde bewegt werden, dem Duckmäuser das Täubchen abzujagen.

Die Mädchen waren alle dafür, der Jacob und kein Anderer sei der Rechte für Obermüllers Aennchen, und die Bursche dachten, und zwar jeder einzelne bei sich: Wenn ich das herzige Mädchen nicht kriegen kann, so gönn' ich's nur dem guten Jacob, aber dem rothen Strunke nicht, und laut sagten sie: der darf's nicht kriegen, und der Jacob muß es haben, den es lieb hat.

So war das ganze Dorf eine Partei für Aennchen und Jakob und gegen den Bach-Kurt, ohne daß es dieser ahnete und ebenso wenig der alte, starrköpfige Obermüller, der rundweg zu seinem Kinde sagte:

„Du bist ein dummes Ding und ich dein natürlicher Vormund, und Du nimmst ihn und muckst nicht!"

Der Bach-Kurt wußte wohl, wie das Aennchen mit dem Jakob stünde, und sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, den Jakob aus dem Wege zu schaffen. Wie das aber anfangen? Das war die Frage. Als ein Mittel dachte er sich, wenn er zu Linsenmeyer ginge, um diesem die Schuld abzuhandeln. Wäre das Kapital sein, so konnte er den Jakob gerichtlich verfolgen, ihn und seine Mutter von Haus und Hof treiben und so vielleicht den Jakob nöthigen, daß er sich auswärts verdingen müßte. Es

war ein teuflischer Plan, der nur in einer so verworfenen Seele reifen konnte, wie die des Bach=Kurt war. Daß er ihn nicht bisher ausführte, daran war eben die Gewißheit und Sicherheit Schuld, mit welcher er das Gelingen in seiner Hand zu haben glaubte, denn er hatte von dem Gerichtsboten gehört, daß er für Linsenmeyer die Wittwe Köhler an die Zahlung des bedeutenden Zinsrestes mit Drohung gerichtlicher Verfolgung habe mahnen müssen. Stand es so, dann war der Linsenmeyer gewiß geneigt, mit Vortheil die lästige Schuld abgenommen zu kriegen.

Das aber stand fest, daß er ehestens den Gang nach Frankfurt machen würde oder besser die Fahrt, wenn er sein neues, schönes ungarisches Wägelchen vom Wagner zu Gelnhausen würde erhalten haben, der es zur Kirchweihe liefern mußte.

Mittlerweile arbeitete der Obermüller täglich daran, Aennchens festen Sinn zu brechen. Was er aber auch anwendete, blieb ohne alle Wirkung. Aennchen schwieg am Ende zu Allem und ging lieber weg, wenn ihr Vater die alte Litanei begann, denn daß sie ihn durch Widersprüche nur um so mehr gegen sie aufreizen wollte. Sie hatte das Aeußerste bereits erreicht; sie hatte ihm gesagt, als er davon sprach, er werde sie zwingen — noch am Altare werde sie Nein sagen.

Bach=Kurt trug noch eine Hoffnung im Herzen. Er wollte einen Hauptsturm auf Aennchens Herz bei der Kirchweihe machen. Er beurtheilte das Mädchen nur nach sich, wie denn der Mensch in der Regel unwillkürlich und ohne klares Darumwissen den Maßstab der eigenen Gesinnung an jedweden Anderen legt; darum wollte er ihren Vater und sie am Kirchweihfest in sein Haus laden, aus dessen Fenstern man auf's Herrlichste den Bachtanz ansehen konnte. Damit sie aber nicht gehen mußten, wollte er das neue, kornblau angestrichene Wägelchen, mit den zwei wunderschönen Braunen bespannt, zur Mühle führen, und im Triumphe Vater und Tochter nach seinem Hause bringen. Dort war Alles aufgeputzt, geweißt, getüncht. Alle Geräthe waren mit Nußöl gerieben, Alles,

was prunkte, war auf der Fensterdiele aufgestellt und ein Mahl angeordnet, dessen Reichthum und Köstlichkeit das Höchste zu leisten bestimmt war. Selbst die Ställe wurden gesäubert, das Vieh gereinigt und aus den Ecken gefegt, wie es im Hause seit hundert Jahren nicht geschehen war. Man hätte für ein Spinnengewebe einen Joachimsthaler bieten können, so gewiß konnte man sein, daß keins mehr zu finden sei. Er selbst war überall dabei und legte Hand an, und der Bäcker hatte einen Ofen für den Bach-Kurt einmal ganz alleine nöthig, weil die Kuchenmenge zu groß war. Solchem Reichthume, solcher Fülle und Schönheit, so rechnete er mit beglückender Gewißheit, würde Aennchen zu widerstehen unfähig sein. Ueberwältigt, so hoffte er, würde sie ihm ihre Hand reichen zum Bunde der Ehe. Darum waren selbst die Ringe bereits fertig und er träumte schon von der Genugthuung und dem Triumphe über seine Feinde, wenn er nun am Nachmittage mit Aennchen, die den Trauring an ihrer kleinen Hand trüge, in den Tanzsaal treten und sie für seine Braut erklären könnte.

Mit diesem Plane war der Obermüller, den er ihm vertraute, ganz einverstanden. Auch er bemaß seines Kindes Herz nach dem seinigen, und so gewiß Reichthum ihm jeden leiblichen und Seelenflecken zudecken konnte, hoffte er, würde auch seines Kindes Auge endlich geblendet und sein Herz besiegt werden.

Während sonst Langenselbold sich zum Freudenfeste der Kirchweihe bereitete, lag Bach-Kurt's Haus stille da wie ausgestorben. Die Läden blieben oben sogar geschlossen und es wurde nur das wegen des Gesindes nothwendigste Maß von Mehl zu Kuchen verwendet. Dieses Jahr war es anders. Es schien, als sei der Geiz ausgezogen und die Lebensfreude wolle einmal das daran völlig verarmte Haus heimsuchen. Aller Augen staunten über Das, was sie sahen.

Am Samstage brachte der geschickte Stellmacher Pipperlein von Gelnhausen das wunderschöne Wägelchen, das nun in dem Schuppen, der jenseit der Straße dem Wohnhause gegenüber stand,

aufgehoben wurde. Zum ersten Mal in seinem Leben zog er dem Meister nichts am ausbedungenen Preise ab, weil das Wägelchen ihm über die Maßen gefiel.

Die Mägde und eine Taglöhnerin, welcher Bach-Kurt doppelten Lohn verheißen, fegten den letzten Unrath der Maurer und Tüncher weg. Der Bäcker arbeitete im Teige — kurz — alle Welt stand und staunte, aber sie hatte schon die ganze Woche gestaunt, denn es waren Dinge im Hause Bach-Kurt's vorgegangen, die Alles überstiegen, was man für möglich gehalten, namentlich daß er sein Haus von Außen und Innen neu tünchen und anstreichen ließ, nämlich die Balken mit englisch Roth und zu jeder Seite ein schwarzes Streifchen und die Gefachspiegel schneeweiß.

Die Bursche sagten: Was bedeutet Das?

Die Mädchen sagten: Sollte Aennchen — ?

Nein! riefen sie Alle einstimmig, eher fällt der Himmel ein.

Die Bursche sagten: Der Obermüller hat sein Jawort gegeben. Aber ob auch Aennchen?

Nein! rief Jacob, eher wird aus hellem Mittag noch heute Nacht!

Und sie glaubten es Alle.

Aber jetzt gab es geheime Berathungen überall.

Die Wahl der drei Paare, welche den Bachtanz zu tanzen die Ehre haben sollten, war noch nicht vollzogen. Im Wirthshause fand sie Statt und sie wählten Jacob und Aennchen als das erste Paar der Tänzer, und als es bekannt wurde, jauchzte Alles Beifall, denn die Zwei waren nicht nur das schönste Paar des Dorfes, sonden dem verabscheuten Bach-Kurt geschah ein Schabernack von der größten Art.

Diese Wahl war durch Jahrhundert alte Sitte unumstößlich. Der Vater mußte sich fügen, wollte er es nicht mit der ganzen Bürgerschaft verderben, ja der Amtsrath konnte ihn, da er den Bachtanz zu überwachen das Recht und die Pflicht hatte, dazu

sogar amtlich zwingen. Da war also nichts zu machen, und es blieb nichts übrig, als sich zu ärgern und es gehen zu lassen.

Bach=Kurt war wüthend. Seine kleinen Augen waren roth unterlaufen und seine rothen Haare sträubten sich unwillkürlich. Nun war Alles umsonst; er konnte mit dem Wägelchen Aennchen nicht abholen. Sie kam nicht in sein Haus — — doch, rief er — doch — ich hole sie zum Essen ab und sie sieht doch das Haus! Aber — er vergaß, daß die uralte Sitte dem mit unübersteiglicher Macht entgegentrat, denn die Bachtänzerinnen mußten von ihren Tänzern auf einem bekränzten Wagen abgeholt werden aus ihren Wohnungen, und die Musik saß auf dem Wagen und spielte lustig auf. Dagegen sich stemmen wollen, hätte so viel geheißen, als dem kommenden Tageslichte wehren wollen, die Welt am Morgen zu erleuchten, zu verklären, zu erwärmen und zu beleben. Eine Revolution in Langenselbold wäre unausbleiblich gewesen, und wehe Dem, der sie erregte! Da war's nichts mit dem Abholen, nichts mit dem Mahle, ja er hatte, das lag jetzt am Tag, all das viele Geld rein umsonst ausgegeben, denn es stand sehr in Zweifel, ob Aennchen sein Haus am Kirchweihfeste würde betreten können, da die Wahl zur Bachtänzerin sie zu ihres Tänzers alleiniger Verfügung stellte und diesem das Recht einräumte, nur mit ihr ausschließlich zu tanzen, und sie durfte, ohne seine besondere Einwilligung, einem Anderen nicht einmal die Hand zum Tanze reichen.

Das sollte er nun ansehen! Er rannte wüthend im Hause herum und weinte vor Zorn und Grimm. Endlich, als es dämmerte, lief er zum Obermüller, bei dem die Bursche noch nicht gewesen waren, um ihm die Wahl Aennchen's anzuzeigen.

Dieser war eben so ergrimmt wie sein künftiger Eidam; allein auch er erkannte die Unmöglichkeit, hier gegen den Strom zu schwimmen.

„Eins aber," sagte Bach=Kurt, „könntet Ihr doch versuchen, Obermüller, und wenn Ihr auf Eueren neun Augen bestündet, könnt's durchgehen."

„Was meinst Du denn, Conrad?“ fragte der Obermüller.

„Ihr wißt,“ entgegnete Bach-Kurt, „daß ich mit heillosem Geld das Wägelchen bei dem Pipperlein in Gelnhausen hab' machen lassen; es ist nun da, und ich sag' Euch, der Fürst hat kein schöneres. Aber nun kann ich Euch nicht in mein Haus mit Aennchen abholen. Wenn Ihr nun sagtet: Ja, ich geb's zu, daß mein Kind den Bachtanz thut, aber Ihr müßt abstehen vom Abholen in der Mühle, sondern Ihr holet's ab im Hause Conrad's und zwar erst nach dem Essen. Dann hol' ich Euch in der Pracht ab; dann bring' ich mein köstlich Imbis an den Mann, das auch so viel Geld kostet, und Aennchen sieht doch mein Haus und was drinnen ist. Wie meint Ihr? Mein Seel', es ist doch schon zum Bersten, wenn man alles Andere zugeben muß, und der Lumpes, der Jacob, sie zum Tanze holt! Ich freie dann über Tisch!“

Der Obermüller sann eine Weile nach, und nachdem er Alles rechts und links erwogen, rief er aus:

„Das ist ein köstlicher Gedanke! Ich thue es, verlaß Dich drauf.“

Bach-Kurt sah zum Fenster hinaus, da er Stimmen hörte und Tritte.

„Sie kommen!“ rief er und verbarg sich schnell in der Stubenkammer.

Mit höflichen Manieren traten die Bursche ein und kündigten dem Vater in wohlgesetzter, förmliche Rede die Ehre an, die seiner ehr- und tugendsamen Tochter sei erwiesen worden; sie sagten ihm, daß sie würde abgeholt werden, was vor ein Uhr am Montag Mittage geschehen werde.

Der Obermüller dankte für die seiner Tochter erwiesene Ehre, setzte aber hinzu, daß es ihm mehr Freude würde gemacht haben, wenn sie ihr einen anderen Tänzer würden gegeben haben. Endlich rückte er mit seiner Bedingung heraus. Die Bursche stutzten, weil ihnen etwas der Art noch nicht vorgekomen war.

Einer unter ihnen, Bach-Kurt's Nachbarssohn und heftigster

Gegner, der sich schnell besonnen hatte, stieß die Anderen an und sagte dann:

„Das wollen und können wir Euch zugestehen, weil sonst der schöne, rothe Bach=Kurt sein kornblumenblaues Wägelein nicht könnte benutzen und sehen lassen.“

Der Obermüller schwieg betroffen und die Burschen wünschten gute Nacht und gingen.

Kaum waren die Bursche jenseit der Thürschwelle, da fuhr Bach=Kurt aus der Thüre hervor und gab sich, trotz des Grimmes, den ihm die Bezeichnung „schön“ und „roth“ geweckt, der höchsten Freude hin, daß ihm sein wohlausgedachter Plan dennoch gelungen sei, und er doch nun sein Wägelchen zu Ehren und seine Mahlzeit anbringen könne.

Während auch der Obermüller sich darüber freute und Beide nun Alles verabredeten, entstand unter den Burschen ein unzufriedenes Streiten, als sie weit genug von der Mühle entfernt waren, um nicht verstanden werden zu können.

Alle fielen über den Peter Schneider her, der es zugegeben, daß Aennchen nicht in der Mühle abgeholt werden solle. Das sei ein Abweichen vom alten Recht und der alten Sitte, meinten sie, und die Leute würden es mit Grund hart tadeln.

„Sorgt nicht für ungelegte Eier!“ rief der schlitzöhrige Bursche, der bei allen Neckereien, die Einem oder dem Anderen zugefügt wurden, die Triebfeder und Seele war, und in dessen Kopfe mehr Schalksstreiche und Schelmereien steckten, als in hundert anderen.

„Was ich ausgeheckt habe, will ich Euch sagen. Morgen Nacht holen wir das Wägelchen aus dem Schuppen —“

„Ja,“ rief ein Anderer, „der ist fest zugeschlossen!“

„Laß mich sorgen!“ verwies ihm Peter. „Bach=Kurt's Knecht ist ein ferner Vetter von mir. Der gibt mir den Schlüssel. Dann holen wir's, machen die Räder und Deichsel heraus, holen uns zwei Brandleitern, stellen die so leise als möglich an Bach=Kurt's

Haus, schaffen das leichte Ding hinauf auf die Dachfirste und machen dort Räder und Deichsel wieder dran, tragen unsere Leitern wieder an ihren Ort, und dann kann er erstens Aennchen nicht holen, und ist zweitens dem rasendsten Ulk und Gelächter aller Leute den ganzen Tag preisgegeben; denn daß er für schweres Geld Niemand kriegt, der ihm hilft, es herabzuthun, dafür steh' ich ein."

Der Haufe brach fast in einen lauten Jubel aus über diesen Schalksstreich.

Peter legte ihnen tiefes Schweigen auf und sagte:

„Seht, dann muß das Aennchen doch geholt werden und Bach-Kurt ist geprellt — und das wird einen Ulk geben, wie ihn Langenselbold noch nicht erlebt!"

In voller Fröhlichkeit zogen die Bursche ein in's Dorf, und bald nach ihnen Einer, der zwar eine Absicht erreicht zu haben sich freute, aber in seiner niedrigen Seele noch eine andere trug, die er recht tief hinein verschloß.

Vor dem Bachtanze pflegte der Dorfspieß, wie man, weil er einen Spieß trug, den Ortsdiener oder Polizeidiener nannte, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Mit einem schweren eisernen Rechen wurde das Bachbett sorgfältig an der Stelle des Tanzes durchzogen, damit große Steine entfernt würden, welche etwa ein Paar zum Fall in das Wasser bringen konnte, denn dies wäre eine unvertilgbare Schmach gewesen, die noch Kindeskindern der Betroffenen aufgerüppelt worden wäre.

Der Dorfspieß war ein alter, armer Mann ohne Familie, der alte Steffen, der dem Bach-Kurt ein Kapitälchen schuldig war und leider die Zinsen der letzten zwei Jahre nicht hatte erschwingen können. Den hatte sich der Bach-Kurt auf diesen Abend heimlich bestellt, und der alte Steffen, der Reichssoldat gewesen war und gewohnt, pünktlich Dem nachzukommen, was ihm oblag, trat, sobald es dunkel war, in Bach-Kurt's neu aufgeputzte Wohnstube.

Bach=Kurt, der nie gegen Arme freundlich war, redete diesmal den Steffen mit einer Freundlichkeit und Leutseligkeit an, die in des alten Mannes Seele schnell den Verdacht weckte, dahinter stecke etwas Arges, denn so war ihm der grobe Bach=Kurt nie begegnet.

„Womit kann ich Euch dienen, Conrad?“ fragte der alte Soldat, der sich noch recht stramm hielt und seinen Spieß, den er allezeit in der Rechten trug, nöthigenfalls unangenehm verwenden konnte.

„Hört einmal, Steffen,“ sagte freundlich der Rothe, „Ihr wisset, daß Ihr mir zweijährige Zinsen schuldet. Das macht zu zehn Prozent grade fünf Gulden. Ich weiß, daß Euch das drückt und wollte Euch darum einen Weg weisen, auf dem Ihr sie mit Einem Ruck abbezahlen könntet, ohne daß es Euch auch nur Einen Heller kostet.“

„Ei,“ sagte Steffen lachend, „so möcht' ich auch das Kapitälchen abtragen können!“

„Wer weiß, was geschieht,“ sagte Bach=Kurt. „Heut möcht' ich's einmal mit den Zinsen anheben. Stellt Ihr Euch so an, wie ich's erwarte, so gibt's vielleicht mehr Gelegenheit.“

„So rückt einmal 'raus!“ sagte, des langen Vorspiels müde, der Ortsspieß. „Ich hab' nicht lange Zeit zum Schmusen.“

Bach=Kurt lief in der Stube auf und ab und rieb sich die Hände. Man sah, es wollte nicht recht von der Brust, was er ihm sagen wollte. Es ist in solchen Lagen, als ob die Scham und das Gewissen mit starken Armen die Seele zurückhielten, das, was sie will, in Worte aus sich heraustreten zu lassen. So ging's jetzt dem Bach=Kurt; aber endlich faßte er doch die nöthige Kurasche und sagte leise, ganz nahe an Steffen herantretend:

„Gelt, Steffen, der Jacob und das Aennchen tanzen zuerst!“

„Ja.“

„Gelt, Ihr macht den Tanzplatz sauber mit dem Rechen?“

„Ist schon geschehen.“

„Hm! Wenn Ihr einen rechten dicken Stein in die Tanzbahn legt, so geb' ich Euch die Quittung über die fünf Gulden — und — noch ein baares Trinkgeld dazu. Kein Mensch erfährt's, wer's gethan; aber ich hätt' meine besondere Pläsir d'rau, wenn sie in den Bach plumpsten und alles Volk in's Lachen käme und Aerger und Schmach über sie!"

Steffen durchzuckte es bei diesem Anschlage, wie wenn ein Blitz ihn träfe. Seine Faust faßte den Spieß mit einem Grimm, als wolle er das Eisen zerbrechen; schnell aber besann er sich wieder. „Wie," dachte er, „wenn der rothe Canof einen Anderen anstellte oder, wenn ich es ihm abschlage, in der Nacht selbst Steine hineinträgt? Freilich hat er dazu den Muth nicht, denn er ist so aberlgäubisch, wie ein altes Waschweib, und würde mich nicht bezahlen, wenn er selber es zu thun im Stande wäre, zumal sein Geiz über alle Spitzen hinaus geht. Da geh' ich rechter zum Scheine d'rauf ein."

„Das ließe sich hören," sagte der Taube, als er eine Ohrfeige bekam," sprach nach einigem, bedächtigem Schweigen der Spießmann.

„Meint Ihr?" fragte mit Entzücken der Bach-Kurt.

„Das ist ja ein Leichtes," sprach Steffen, seinen Grimm bemeisternd. „Verlaßt Euch nur unbedingt auf mich," und damit brach er auf.

Bach-Kurt aber eilte an das Wandschränkchen, holte und reichte ihm die Quittung und Steffen ging.

„Dich soll dieser und der!" rief er draußen, zornig die Faust gegen Bach-Kurt's Haus ballend, und raschen Schrittes lief er zum Schultheiß.

Dieser erstaunte über des Menschen Bosheit; nahm Steffen zu Protocoll und legte die Quittung demselben bei, indem er zu Steffen sagte, er möge ja gegen Jedermann tiefes Schweigen beobachten, bis die Stunde da sei, wo er ihn zum Reden auffordern würde.

In seiner blinden Wuth hatte der rothe Bach-Kurt vergessen,

daß Steffen ein entfernter Verwandter Jacobs war. Der Macht des Geldes vertraute er und im eigenen, verworfenen Herzen fand er den Grund zu der Hoffnung, daß der Arme zu jeder Schandthat fähig sei, wenn das Geld sein Auge blende. Diesmal war seine Rechnung falsch.

Der Sonntag Nachmittag war unter vielen Vorbereitungen zum Bachtanze hingegangen. Der Wagen war mit Grün köstlich bekränzt, der die Mädchen abholen sollte. Die größte Heiterkeit erfüllte Alle.

Auch in Bach-Kurt's Hause wurde das Festmahl vorbereitet für den andern Mittag und müde gingen die Bewohner zur Ruhe. Bach-Kurt selbst schlief ein im seligen Bewußtsein, seinem Feind einen Fuß gestellt zu haben.

Es gab keine größere Schmach, als die, das Mädchen in den Bach fallen zu lassen oder selber den Fall zu theilen. Das mußte Aennchens Herz von Jacob lösen, und die Schmach, die sie traf, führte sie sicher ihm zu. So schloß und rechnete der Unhold und in solchen Träumen wiegte er sich, bis der Schlaf auch sein Auge schloß.

Es war Mitternacht vorüber, als Bach-Kurt's Knecht dem Peter den Schlüssel zum Schuppen einhändigte, wo das Wägelchen stand.

Dunkle Gestalten trugen Brandleitern herzu, die so leise und mit so wenig Geräusch als möglich an Bach-Kurt's zweistöckigem Hause angestellt wurden.

Im Schuppen wurde nun eine große Thätigkeit entfaltet. Es war keine lange Zeit nöthig, die Räder und Deichsel zu entfernen. Jetzt trugen kräftige Jünglingsgestalten das leichte Wägelchen daher, die Leitern hinauf und pflanzten es auf die Dachfirste. Räder und Deichsel wurden wieder angefügt und dann die Leitern eben so still entfernt. Ueber der Thüre wurde ein Papier angeheftet, darauf mit mächtigen Buchstaben zu lesen stand: „Gasthaus zum blauen Wagen.“

Kichern und unterdrücktes Lachen wurde erst hörbar, als sie

mit den Leitern bereits wieder an dem Orte waren, wohin sie gehörten. Der Knecht empfing wieder den Schlüssel und Alles war stille wie im Grabe.

Bach-Kurt war durch ein verdächtiges Geräusch allerdings erwacht. Anfänglich fürchtete er Diebe; allein diese Furcht verging schnell, als im Hause es ruhig blieb und auch der Spitz, der sonst so wachsam war, nicht bellte. Jetzt erwachte sein Aberglaube. Das böse Gewissen begann in ihm zu hämmern. Er betete viel tausendmal: „Alle guten Geister u. s. w.," kroch tief unter die Decke und hörte endlich Eins schlagen und das Gespensterwesen sich entfernen. Alles wurde grabstill und seine Seele genas von ihrem Schrecken. Der Schlaf kam wieder mit Macht und hielt ihn gefangen, bis am Morgen ein heilloser Lärm, ein wieherndes Gelächter von Hunderten von Stimmen ihn aus dem tiefen Schlafe weckte.

In diesem Augenblicke klopfte auch der Knecht an seine Thüre.

„Was gibt's?" fragte voll Schrecken und böser Ahnung der Bach-Kurt.

„Ach Herr," jammerte der Knecht, „hört und seht Ihr denn nichts? Ganz Langenselbold steht drunten und tobt und lacht."

„Worüber denn?" fragte er hastiger.

„Ach du liebe Zeit," sagte der Knecht, „da ist Euch wieder einmal ein Streich gespielt worden, wie in Langenselbold noch nichts ist erhört worden, seit es steht. Denkt Euch nur, über unsrer Thür hängt ein großes Papier, darauf steht geschrieben: „Gasthaus zum blauen Wagen —"

„Ei, Du Eselskopf, warum reißest Du es nicht ab?"

„Ach du liebe Zeit, das würde wenig helfen, denn droben auf der Dachfirst steht Euer Wägelchen und begreift's kein Mensch, wie das da hinaufgekommen ist! Ach, Herr, es ist nicht mit rechten Dingen zugegangen."

„Das muß ich sehen!" schrie der Bach-Kurt, der den Lärm immer größer werden hörte.

„Geht um aller Welt willen nicht vor die Thür!" rieth weislich der Knecht. „Sie hänseln Euch, daß Ihr Euch zu Tode ärgert!"

„Aber wo soll ich's denn sehen?"

„Geht zur Hinterthüre hinaus in den Grasgarten," sprach der Knecht. „Dort sieht Euch Niemand und Ihr könnt die wunderbare Geschichte so genau sehen wie auf der Gasse."

Der Rath war gut.

Bach-Kurt rannte hinab, hinaus und — stand starr und bleich, wie Lot's Weib zur Salzsäule fast verwandelt, da. Was er erblickte, überstieg all' sein Begreifen. Wirklich! Sein Wägelchen stand droben auf der Dachfirste, unversehrt, mit den Stangen an den Siehlscheiden, wie er es zum Anschirren noch am Abend vorher fertig gemacht. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Hatten das die bösen Geister in dieser Nacht gethan, als er das Rumoren gehört? Waren auch unsichtbare Mächte gegen ihn aufgestanden, da doch so viele sichtbare ihn quälten?

„Das haben böse Geister gethan!" rief er voll Entsetzen.

„Das glaub' ich nicht," versetzte klug der Knecht, „denn auf der Bachseite am Hause sieht man die Löcher, wo die Leitern gestanden haben, und die vielen Fußtritte sind im weichen Erdreich am Saume des Baches eingedrückt, die sind nicht von Geistern, sondern von den Burschen."

„Aber," rief er plötzlich, „ist denn der Schuppen erbrochen mit Gewalt?"

„Nein," sagte der Knecht, „da können tausend Augen auch nicht das Kleinste sehen, was auf Gewalt schließen ließe."

„Hatten sie denn den Schlüssel?"

„Den tragt Ihr ja in Eurem Kamisol; seht nach, da wird er sich finden."

Dies Kamisol hing aber vor dem Schlafengehen des Bach-Kurt unten in der Wohnstube auf und er nahm's erst mit, als

er schlafen ging, ließ es aber auf dem Treppengeländer hängen, wie er oft zu thun pflegte.

Er eilte hinauf und fand den Schlüssel richtig.

Seine Angst, Verwirrung, Verlegenheit wuchs mit jeder Minute.

„Sag', Lips," rief er dem Knechte zu, „ist denn das Wägelchen nicht herabzunehmen?"

„Das ist leicht gesagt und schwer gethan," antwortete Philipp, der Knecht. „Ihr wißt schon, wie die Leute gegen Euch gesinnt sind. Und wenn Ihr Hände voll Geld bietet, heute steigt Euch da Keiner hinauf und holt's Euch herunter. Uebrigens müssen das wenigstens fünfzehn Mann sein, sonst lassen sie's bleiben. Es ist kein Spaß! Das Haus ist hoch und der Wagen nicht leicht."

Das Alles war richtig; er konnte es nicht entkräften; aber eine Fluth von gräßlichen Flüchen und Verwünschungen quoll aus seinem Munde für und über Die, welche des Streiches Urheber waren.

Endlich setzte er sich nieder und die im Innern kochende Wuth löste sich in einen Strom von Thränen auf. War ja doch nun alle sein Planen, Dichten, Trachten vernichtet. Er konnte Aennchen nicht abholen, das Mittagsmahl blieb ihm alleine, sie sah sein Haus und seine Herrlichkeit nicht, und daß er so greulich blamirt, beschimpft und der Gegenstand jubelnden Spottes geworden war, das zerstörte vollends jede Hoffnung, das Mädchen zu gewinnen. Wie fiel es ihr jetzt ein, ihn zu wählen, der aller Leute Spott war, da sie, ehe er das gewesen, nichts von ihm hatte hören wollen? Das wurmte und kochte in ihm.

Daß bei der Geschichte auch der Jacob im Spiele sei, für den alle Bursche, ja das ganze Dorf Partei genommen, das stand ihm außer Zweifel, und der Haß wurde ein tödlicher.

„Seht 'mal, da drüben im Wirthshaus liegt der Linsenmeyer von Frankfurt am Fenster und lacht sich mit seiner dicken Frau schier todt!" sagte der Knecht.

Der Name Linsenmeyer gab seinem Grimm und Haß eine

andere Richtung. Er nahm eilig sein Kamisol, setzte sein Pelzmützchen auf und eilte, durch den Garten, auf weiten Umwegen zu Linsenmeyer zu kommen. Dort war noch eine Handhabe für eine glühende Rache zu finden!

5.

Wer Andern eine Grube gräbt,
Fällt selbst hinein!
Das soll Euch Allen, die Ihr lebt,
'Ne Warnung sein.
Altes Lied.

Der Zusammenlauf des ganzen Dorfs und der höllische Lärm, das Gelächter und all der Rumor hatte den Fürsten geweckt. Er fragte den Bedienten nach der Ursache, hörte aber hier nur Bruchstücke.

„Rufe mir den Amtsrath!“ befahl er und der Bediente eilte hinweg.

Bei dem Amtsrathe war eben Gabriel.

„Ich habe Sie schon frühe rufen lassen, weil ich mit Ihnen reden müßte, ehe Ihr Onkel von Frankfurt ankommt,“ sagte der Amtsrath.

Gabriel unterdrückte ein Lächeln über das Wörtlein „frühe,“ denn der Oheim war schon da, und dies Wörtlein hat, je nachdem die Person ist, welche es gebraucht, um auf die Zeit des Aufstehens hinzuweisen, gar verschiedene Bedeutung.

„Mein Oheim ist schon hier,“ sagte Gabriel. „Ich komme eben von ihm.“

„Wirklich?“ rief der Amtsrath. „Nun, die Frankfurter sind doch sonst keine Rothschwänzchen, was das Frühaufstehen angeht.“

„Leider ist ihm ein Unglück passirt,“ sagte Gabriel mit Theilnahme.

„So? Was denn?“

„Er hat eine Miethkutsche von Frankfurt und die brach Knall und Fall zusammen, etwa drei Viertelstunden von hier.“

„O, das bedauere ich sehr!“

Gabriel verbeugte sich dankend und fuhr fort:

„Ich habe den Wagner und Schmied hinausgeschickt. Die aber kamen eben zurück und sagten, der Kasten sei nicht mehr zusammen zu flicken, weil er morsch und schlockerig, wurmstichig und verdorben sei. Nun weiß der Himmel, wie ich die Familie meines Oheims nach Frankfurt zurückbringen soll. Das neue Wägelchen des Bach-Kurt's, das mir der Geizhals vielleicht geliehen hätte, sitzt, Sie werden es schon gehört haben, oben auf der Dachfirste seines Hauses.“

„Was sagen Sie da?“ rief erstaunt der Amtsrath.

„Belieben Sie nur an das Fenster zu treten,“ sagte Gabriel, „so werden Sie es selber sehen.“

Der Amtsrath lief zum Fenster, öffnete es, sah das blaue Wägelchen auf dem Dache, hörte das Halloh des Volkes und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Welcher böse Geist hat die Bursche regiert?“ rief er aus. „Das ist ja eine halsbrechende Arbeit. Und das haben sie in der letzten Nacht ausgeführt? Und warum? Erzählen Sie mir's doch!“

Gabriel war hiernach genöthigt, ausführlich dem Amtsrathe die Lage Jakob Köhler's, seine Stellung zu Obermüllers Aennchen, die Ränke des Bach-Kurt und die Abneigung des Obermüllers gegen eine Verbindung seiner Tochter mit dem armen Jacob, aber sein Festhalten an der Vermählung mit dem Bach-Kurt, auseinander zu setzen. Er mußte die Theilnahme des ganzen Dorfs an Jakob ihm darlegen und die daraus hervorgegangene Wahl zum Bachtanz. Er erzählte ihm ferner, wie (Bach-Kurt's Knecht hatte dem Peter ohnehin Alles verrathen, was Bach-Kurt vor hatte) der Bach-Kurt seinen Plan mit dem Abholen Aennchens angelegt; wie der Obermüller mit ihm unter einer Decke gespielt; wie die

Bursche gegen das Herkommen darauf eingegangen, weil der listige Peter bereits seinen Plan mit dem Wägelchen Bach-Kurt's entworfen gehabt und wie sie das nun zur Ergötzung des Volkes diese Nacht in's Werk gesetzt.

Der Amtsrath, der ohnehin für Jakob eingenommen war, klatschte in die Hände und wollte sich ausschütten vor Lachen über diese muthwilligen, aber köstlichen Streiche gegen den von allen Bewohnern Langenselbolds gehaßten Bach-Kurt.

„Es ist ein Act der Gerechtigkeit," sagte er, „den ich freilich nicht beloben darf, der mir aber doch viel Vergnügen macht. Käme nur für den braven Jakob etwas heraus!"

„Bei dem Namen Jakob," fuhr er fort, „fällt mir eben ein, warum ich Sie rufen ließ. Seine Durchlaucht, unser gnädiger Herr, haben mir befohlen, für Jakob die dreijährigen Zinsen zu bezahlen, die er Ihrem Onkel schuldig ist. Da dieser, wie Sie sagten, hier ist, so händige ich sie Ihnen hier ein und bitte Sie, mir die Quittung zu besorgen."

Er gab dem freundlich erstaunten Gabriel das Geld.

„Noch Eins," sagte er dann; „Sie haben vorhin der Verlegenheit Ihres Onkels und seiner Familie wegen der Heimfahrt nach Frankfurt gedacht. Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen erweisen kann, so steht meine Kutsche zu Ihren Diensten."

Gabriel wollte Das erbitten, was ihm der freundliche Mann zuvorkommend anbot. Er nahm es dankbar an und wollte sich eben entfernen, als der Bediente des Fürsten den Amtsrath dorthin beschied.

„Sehen Sie," rief der Amtsrath, „wie gut es ist, daß Sie mir die Geschichte erzählt; Seine Durchlaucht wollen gewiß Aufklärung über den Volksauflauf, und ich eile, diese zu geben."

Er grüßte Gabriel und ging. Dieser aber eilte zu seinem Oheim, ihm das Geld zu bringen, worüber dieser eben die Quittung schrieb, als der Bach-Kurt glühend und pustend in die Stube trat.

Der Lachreiz der Tante, welcher in einem Jahre nicht so viele Anläße und Anstöße erhalten, als an diesem Morgen, war noch nicht überwunden, als die seltsame Gestalt des koboldartigen Bach-Kurt's und die unendlich linkische Verbeugung, nebst Kratzfuß hinten aus, ihn auf's Neue zu einem fast convulsivischen Ausbruche brachte. Alle Mühe, das Lachen zurückzuhalten, war umsonst; es brach so kräftig und so hinreißend hervor, daß Lieschen, Linsenmeyer und Gabriel davon ergriffen wurden und fast willenlos einstimmten.

Der Zorn Dessen, der so komisch zu wirken das Unglück hatte, steigerte sich sehr; allein er fand es zu seinem Zwecke höchst dienlich, seiner Herr zu bleiben, und wie es auch innerlich in ihm gährte, so lachte er doch mit, als sei er eben nicht im Entferntesten gemeint.

Als endlich der erste überwältigende Ausbruch vorüber war und Linsenmeyer die Quittung geschrieben hatte, hob Bach-Kurt an, sein Anliegen auseinander zu setzen.

„Ihr seid ohnehin das Geträndel müde, da der Lumpes Euch keine Zinsen bezahlen kann und seid zu entfernt, ihm aufzuknien. Wenn Ihr mir die dreijährigen Zinsen nachlaßt, so geb' ich Euch Euer Geld baar und heute noch, und übernehme die Schuld des Jakob Köhler, oder vielmehr seines Vaters und seiner Mutter."

„Die Zinsen hat so eben Seine Durchlaucht, der Fürst, der hier ist, für die Wittwe Köhler bezahlt," sagte Linsenmeyer.

„Auch noch!" rief Bach-Kurt. „So wollt' ich, daß — —" Er verschluckte den Fluch, als er in Gabriel's drohende Miene blickte.

„Aber das Kapital könnt Ihr mir doch überlassen gegen einen kleinen Nachlaß?" sprach Bach-Kurt.

„Es steht mir lang gut," entgegnete Linsenmeyer.

„So geb' ich Euch das Geld baar, rund und ganz, in harten Thalern," sagte Bach-Kurt, „und Ihr braucht keinen Pfifferling nachzulassen."

„Ich brauche das Geld nicht," war Linsenmeyer's Antwort.

Seine Frau nickte ihm zu, was eigentlich aber von dem Gatten ganz anders verstanden wurde. Ihr gefiel Bach=Kurt's Anerbieten ungemein und sie wollte ihrem Mann andeuten, er soll es annehmen, allein der Lachkrampf stieß immer mehr und reden konnte sie jetzt nicht. Linsenmeyer legte dies Nicken zu Gunsten seiner Meinung aus.

Bach=Kurt kratzte sich hinter dem Ohr und war eben daran, dem eigentlichen Gläubiger selbst Vortheile zu bieten, um nur seinen gehaßten Nebenbuhler in die Hand zu bekommen, als an die Thüre geklopft wurde und auf den Hereinruf Linsenmeyer's der hübsche, freundliche Jacob mit anmuthigem Gruß eintrat.

Erstaunt sah er den Bach=Kurt an, dessen glühende Gesichtsfarbe in eine Todtenblässe überging, dessen Lippe in unsäglichem, wahrhaft tiegerartigem Grimme zuckte, und dessen Augen Todespfeile auf Jacob schossen.

„Ich bin der Jacob Köhler," sagte er, sich an Linsenmeyer wendend, „und komme, Euch die rückständigen Zinsen zu zahlen."

„Ist das der brave Bursche, der die köstlichen Erdbeeren für die Mutter gepflückt hat?" fragte Lieschen ihren lieben Vetter Gabriel.

„Ja," antwortete dieser und über das noch immer zuckende Angesicht der Mutter flog ein Ausdruck von Wohlgefallen und Wohlwollen.

„Die sind schon bezahlt," antwortete ihm Linsenmeyer. „Eben hat sie der Durchlauchtigste Fürst bezahlen lassen."

„Der Fürst?" rief Jacob aus und wußte nicht, was er sagen sollte. „Der gab mir ja auch das Geld für die Zinsen."

„Das geht mich nichts an," sagte darauf Linsenmeyer. „Du bist mir nichts mehr an Zinsen schuldig; aber ist es Dir Recht, wenn ich das Kapital hier an den abtrete?" Er deutete auf den Bach=Kurt.

Jetzt kam das erschreckende Erbleichen an den armen Jacob.

„An den?" fragte er endlich. „Ach, Herr Linsenmeyer," sagte er bittend, ja flehend, „seid menschlich! seid barmherzig! Ich wollte lieber dem Teufel und seiner Großmutter es schuldig sein, als dem!"

Das Wort war kaum ausgesprochen, als sich der ungeheuer muskelstarke Bach-Kurt wie ein blutgieriger Tiger auf seinen Feind stürzte und sich an seiner Kehle festkrallte. Jacob versuchte umsonst, den Rasenden von sich ab und sich Luft zu machen. Sie rangen und taumelten zur Erde, wo denn Bach-Kurt, auf Jacobs Brust knieend, ihn erdrosselt haben würde, hätte nicht Gabriel seine Hand in dessen Halsbinde gewühlt und ihn, selbst dem Ersticken nahe, genöthigt, sein Opfer fahren zu lassen.

Kaum hatte Bach-Kurt Jacob wüthend angegriffen, als die beiden Frauen in Todesangst: Hilfe! Hilfe! zum offenen Fenster hinausschrien.

Unten am Hause stand der Schultheiß und Steffen bei einem Haufen Männer.

Kaum vernahmen sie den verzweiflungsvollen Ruf, als sie herauf eilten und in's Zimmer stürzten.

Hier hatte sich unterdessen die Lage der Dinge wieder wesentlich verändert.

Natürlich war Bach-Kurt's Wuth gegen Gabriel gekehrt worden, der ihn gehindert hatte, seine Rache an seinem Feinde zu üben. Kaum frei von Gabriel's Hand, die er mit eiserner Faust bewältigte, so schlug er diesem mit der ganzen Wucht seines Armes so gewaltig auf den Kopf, daß er betäubt zur Erde stürzte, gab Linsenmeyer einen Stoß vor die Brust, daß er gegen die Wand taumelte, und stürzte sich wieder auf Jacob, der sich eben aufrichtete.

Ehe er aber jetzt sein Ziel erreichte, wurde die Thüre aufgerissen und der Schultheiß stürzte mit einem Haufen Männer herein.

Diese ergriffen den wüthenden Bach-Kurt und hielten ihn

so, daß er sich nicht rühren konnte. Während Gabriel in des jammernden Lieschens Armen wieder erwachte, erzählte Linsenmeyer den Hergang in der Kürze vollkommen der Wahrheit gemäß, und der Schultheiß ließ den Schäumenden, der sich gegen vier Männer wehren wollte, in das Ortsgefängniß abführen. Daß dies mit Püffen und Stößen verknüpft war, läßt sich denken. Als aber die Männer und Steffen mit ihrem Gefangenen vor die Thüre kamen, wendete sich der ganze Menschenstrom gegen den Unhold und begleitete ihn unter Verwünschungen zum Gefängnisse, wo der völlig Rasende brüllend seine Stirne wider die naßkalte Mauer stieß und sich geberdete, daß ihm Steffen drohte, ihn mit Handschellen und Ketten zu fesseln, wenn er nicht zur Ruhe und Vernunft zurückkehre.

In dem Zimmer, welches Linsenmeyer mit seiner Familie im Wirthshaus inne hatte, war in Kurzem die Scene eine völlig andere geworden. Frau Linsenmeyer war vom Lachkrampfe völlig genesen und widmete ihre ganze Sorgfalt den beiden Opfern der Wuth des bis zum Aeußersten gebrachten Bach-Kurt's. Sie wusch sie an, hielt ihr silbernes Bisambüchschen ihnen unter die Nase und fragte hundertmal in Einem Athem: ob es besser sei? —

Beide erholten sich sehr schnell wieder:

Der Schultheiß hatte indessen am Tische Platz genommen und schrieb den Kopf des Protocolls, zu welchem denn zuerst Herr Linsenmeyer, dann die Uebrigen nach der Reihe ihre Aussagen gaben.

Als es geendet war, begab er sich mit Jacob auf das Amt, um Bericht zu erstatten.

Mittlerweile wurde denn die Geschichte in allen Richtungen von der Familie Linsenmeyer besprochen, bei der Gabriel bleiben mußte, überglücklich, daß die Tante wohlwollend war und er in Lieschens Nähe sein durfte, wenn auch die Möglichkeit zu einem vertrauten Gespräch abgeschnitten blieb.

Ueber Tisch, wo es denn, trotz der Erschütterungen des Gemüths,

welche sie erlitten, der Frau Linsenmeyer an Appetit durchaus nicht gebrach, fragte sie Gabriel, ob er denn nichts von der Kutsche erfahren und bis zu welcher Stunde sie denn wohl fertig sein würde.

Jetzt erschrak sie aber denn doch ernstlich und fast mehr, als bei Bach-Kurt's Faustkampf, als Gabriel die trostlose Aussicht eröffnete und hinzufügte, der Kutscher sei mit den Pferden bereits auf dem Rückwege, die Rudera der erfahrungsreichen Carosse aber im Hause des Stellmachers, von dannen für sie keine Auferstehung zu hoffen sei.

„Aber um aller Welt willen, wie sollen wir denn heim kommen?“ rief sie. „Ueber Nacht bleiben, das geht einmal durchaus nicht, und von Gelnhausen eine Kutsche holen, das währt am Ende bis zur dunkeln Nacht? Zudem ist's hier herum niemals ganz just gewesen und der Büdinger Wald ist nächst dem Spessart die Generalherberge aller Räuberbanden von weit und breit!“ Sie schuckerte, als sie das sagte und fuhr eifrig fort: „Gabriel, ich bitte Dich um Alles und will Dir's hoch anrechnen, hilf, daß ich zu rechter Zeit auf anständige Weise fortkomme, damit ich in Frankfurt nicht das Stadtgespräch werde!“

„Dafür hab' ich bereits gesorgt,“ sagte Gabriel; wie könnte ich Sie, theuerste Tante, nur einen Augenblick in Sorge lassen. Eben, als ich vorhin bei dem Herrn Amtsrath war, wollte ich ihn um seine herrliche, neue Kutsche für sie bitten; da aber kam er mir unerwartet und ehe ich meine Bitte noch hatte vorbringen können, mit dem Anerbieten entgegen, Sie heimfahren zu lassen. Sie können also ohne Sorgen sein und nur die Stunde befehlen. wann der Kutscher vorfahren soll.“

Da war's, als ob ein Lichtstrahl der Verklärung auf das heiße Antlitz der Frau Linsenmeyer fiele. Voll Entzücken reichte sie dem Neffen über den Tisch hinüber die Hand und sagte:

„Das will ich Dir nicht vergessen! Aber dem Herrn Amtsrath

sollten wir doch eine Dankvisite machen! Das ist doch ein galanter und scharmanter Mann, das muß ich sagen."

„Dazu kann heute noch Gelegenheit werden," sagte Gabriel. „Denn wenn der Bachtanz beginnt, müssen wir doch auf die Brücke dort unten, wo wir näher sind, und dahin wird auch der Herr Amtsrath mit seiner Familie kommen."

Alles, was sich seit frühem Morgen Unglückseliges für den Bach-Kurt ereignet, wurde dem Obermüller brühwarm hinterbracht. Er war dadurch aus allen Fugen gerückt; ging theilweise in stillem Ingrimm umher, stellenweise fluchte er wie ein Türke. Dennoch aber schlichen sich auch andere Gedanken zwischen die dem erkorenen Eidam günstigen hinein, die sich denn damit zu thun machten, woher es doch kommen möge, daß ihm auch kein Mensch im Orte gut sei; er müsse doch daran selber die Schuld tragen. Als er nun aber endlich doch vernahm, daß er wie ein Meuchelmörder den Jakob angefallen und in's Gefängniß (in den „Bollos") sei gesetzt worden, da ergriff ihn denn doch ein Schauder.

„Nein," sagte er, „der soll mir nicht kommen! Auf meinem und meiner Vorfahren ehrlichem Namen ruht kein Makel und Flecken. Keiner hat je im Bollos gesessen. Das ist nichts. Hol' ihn der Henker! Rothe Harre und Erlenholz wachsen doch allemal auf Sumpfboden!"

Jetzt kam aber einer der Knechte und sagte:

„Herr, habt Ihr schon gehört, was der Bach-Kurt unserer Jungfer für einen Schimpf anthun wollte?"

„Was?" schrie der Obermüller. „Der rothe Hallunke wollte mein fleckenlos Kind beschimpfen? Lüg' mich nicht an, Stoffel, sonst jag' ich dich morgen fort!"

„Gott behüte mich, Herr," sagte der Knecht in aller Ruhe. „Ich war grad in's Schultheißen, als der Schultheiß das Protocoll las, das am Abend gestern der Dorfspieß Steffen gemacht —"

„Der Steffen ist ein ehrlicher Mensch,“ fiel ihm der Obermüller in die Rede. „Was hat der gesagt?“

„Der Bach-Kurt ließ gestern ihn in der Dämmerstunde rufen,“ fuhr der Knecht fort, „und wollte im seine zweijährigen Zinsen erlassen, wenn er in den Bach, wo der Tanz geschehen muß, ein paar dicke Steine heimlich lege, damit der Jakob und die Jungfer, wenn sie zuerst tanzten, in den Bach fielen! Das hat denn der Steffen zum Scheine zugesagt und ist fort und zum Schultheiß gegangen und hat es zu Protocoll gegeben.“

„Ei du Spitzbube!“ rief der Obermüller in größtem Zorn. „Also das ist deine geheuchelte Lieb' gewesen? Da soll doch lieber das siebzigjährige Löbchen, der Pferdejud von Gelnhausen, mein Kind kriegen, als der Heimtücker, der Hallunke!“

Das gab dem Alten den letzten Druck.

Wie besessen lief er in der Stube auf und nieder, murmelte in den Bart, fluchte, saß wieder stille da und konnte gar das rechte Gleis nicht mehr finden.

Bei Tisch aß er fast nichts, sah in Ein Loch und ärgerte sich nicht einmal drüber, daß Aennchen so heiter aussah wie ein Frühlingsmorgen.

Aennchen war schon stattlich geputzt und wenn ihr Vater auf sie hinsah und das liebreizende Mädchen mit dem alten, rothhaarigen Schurken in Gedanken zusammenhielt, kam es ihm doch vor, als sei er auf dem Wege gewesen, etwas zu thun, was weder Gott, noch Menschen habe gefallen können, aber ganz angethan gewesen, einen giftigen Dorn in seine Seele zu senken und sein geliebtes Kind elend zu machen. Er seufzte wohl einmal tief auf und dankte im Stillen Gott, daß es so gekommen.

Aber was wird's denn nun werden, dachte er, wenn sie warten, daß mein Aennchen komme? Das wär' ja wieder ein Schimpf, den sie schuldlos erlitte? Eine solche Reihe von Gedanken quälte ihn, als Aennchen nun geschmückt in die Stube trat. Sie trug die knapp um die schmale Hüfte anliegende Jacke von feinem schwarzen Tuche.

Vier bis fünf feine Tuchröcke, bauschten die Hüften auf und reichten bis zur Wade. Weiße Strümpfe von Baumwolle und niedliche Schuhe vollendeten den Putz. Auf dem reichen, glänzenden Haare saß das niedliche, gestickte Mützchen. Ein Strauß gemachter Blumen lag an der linken Schläfe und ein Sträußchen natürlicher Blumen hielt sie in der vor Freude und Lust bebenden Hand.

Etwas Reizenderes konnte man nicht sehen, als dieses Mädchen, und die dunkle Farbe des Kleides hob den Schnee der Haut und das sanfte Rosenroth der Wangen. Die schlanke, biegsame Gestalt und der kleine, wohlgeformte Fuß wurde durch diese Tracht ungemein gehoben. Schöner aber als Alles war das, gleich Sonnen strahlende Augenpaar.

Der alte Obermüller vergaß bei ihrem Anblick all' das Herzeleid dieses unglückseligen Tags. Er wußte es den jungen Leuten Dank, die seinem Kinde diese Ehre anthaten, selbst auf die Gefahr hin, daß sie, das reichste Mädchen der Gemeinde, mit Jacob, dem ärmsten Schlucker des Dorfes, tanzte.

„Uebrigens," sagte er vergnüglich zu sich selbst, „ist der Jacob unstreitig der schönste Bursch, der am End' alleine zu meinem Aennchen paßt — und — man kann ihm doch auch nicht das Geringste nachsagen. Er und seine Mutter, wie auch sein Vater, sind unbescholtene, brave Leute."

Dabei brach er jedoch, ordentlich erschreckend, ab; es war, als ob er sich fürchte, einem weitern Gedanken zu Gunsten Jacobs zu begegnen.

„Wo sie nur mit dem Wagen bleiben?" dachte er; denn auf seiner Wanduhr war's bereits halb Eins.

Er ging hinaus und stieg auf die Anhöhe neben der Mühle, wo er weithin den Weg gen Langenselbold überschauen konnte.

Aennchen war ruhig und in sich seelenvergnügt. Sie wußte besser Bescheid, als ihr Vater; denn in letzter Nacht, es war schon gegen Tag, flog ein Steinchen gegen ihr Fensterlein, das sie weckte.

Sie horchte auf.

Ein zweites Steinchen war das Zeichen, daß Jacob da war.

Sie kleidete sich rasch an und öffnete.

Und nun erzählte er ihr Peters Schalksstreich mit dem Bach-Kurt und sagte ihr dann, er würde sie nun mit dem Wagen und zwar vor allen anderen Tänzerinnen abholen; sie solle nur sich fein fertig machen und zeitig. Dann war er wieder am Stamme der Pappel hinabgeglitten, wünschte ihr noch einen süßen Schlaf und verschwand in dem Dunkel.

Da wußte sie nun, wie Alles stand, und mit ihrem Engelslächeln harrte sie des Augenblickes, wo er käme.

Endlich kam ihr Vater eilfertig auf die Thüre zugeschritten.

„Ich höre schießen im Dorfe," sagte er, „nun wirst Du nicht mehr lange zu warten brauchen. Ich will mich anthun und gehen," sagte er, legte sein Kamisol und seine weiße Schürze ab, zog den müllerblauen, langschößigen Rock mit den tellergroßen Knöpfen an, setzte den Dreimaster auf das grüne Pelzkäppchen, stopfte seine Pfeife, zündete sie an und ging.

6.

Die Fiedel klingt und hebt die Brust,
Beschwingt den Fuß zu des Tanzes Lust,
Und Alt und Jung strömt zu dem frohen Reigen.
Lied.

Mittag war vorüber.

Um die Brücke mitten im Dorfe sammelten sich Fremde und Einheimische in immer größeren Massen. Nur auf die Brücke durfte Niemand und der Raum am Bach unter der Brücke mußte leer bleiben. Wachen standen da mit alten Musketons von Anno 11, aus deren rostigem Lauf eine Kugel umsonst den Weg gesucht haben würde.

Jetzt sammelten sich die Bursche. Kräftige schöne Gestalten

waren's, die in den langen, blauen Jacken und Westen und den grünen, runden Pelzkäppchen gar schmuck aussahen.

Drei darunter trugen grüne Rosmarinsträuße im Knopfloche. Das waren die Tänzer, und unter ihnen stach wieder Jacob besonders hervor, wie an Größe, so an Schönheit der Gestalt und jugendlicher Frische. Niemand sah ihm mehr an, wie nahe er unter der mörderischen Faust des nun im Volllos rasenden Bach-Kurt's dem Erstickungstode vor Kurzem erst gewesen war.

Die Kunde hatte sich verbreitet, der verehrte Fürst sei selber im Schlosse. Da galt's, nicht vom gestrengen Herrn Amtsrathe, sondern von dem gnädigen Herrn selber die Erlaubniß zum Beginne des Festes zu holen.

Jetzt ging's piff! paff! Ein paar Dutzend Schüsse knallten und die Schaar der Bursche bewegte sich zu dem Schlosse hin und in dichten Massen folgte der Haufen Volks.

Am Schlosse angekommen, trat Jacob, als der erste Bachtänzer, vor und schritt die Treppe hinauf und zu der Thüre hinein.

Der Bediente hatte Befehl, ihn einzuführen.

Tief neigte er sich vor dem Landesherrn und sagte dann erglühend:

„Gnädigster Herr! Gestern hab' ich dumme Streiche gemacht. Ich war mit Blindheit geschlagen, daß ich meinen gnädigen Fürsten und Herrn nicht kannte. Heut' sind meine Augen klar und ich bitte demüthigst um Vergebung; aber zugleich komme ich im Namen der Jugend dieses Dorfs, um die Erlaubniß mir von Eurer Durchlaucht zu erbitten, daß der Bachtanz beginnen dürfe und daß es unserm gnädigsten Herrn gefallen möge, ihn anzusehen mit freundlichem Auge!"

Der Fürst sah ihn mit Vergnügen an.

„Hör' 'mal, Jacob," sagte er, „ich glaube, heute gefällst Du Deinem Mädchen über die Maaßen!"

„Ach," seufzte Jacob, „was kann mich das helfen?"

„Wie wär's, Alter, wenn der gestrenge Herr Revierförster bei dem Obermüller, dem alten Starrkopf, ein gut Wort einlegte?"

Jacob sah unter sich und drehte seine Pelzmütze in entsetzlicher Verlegenheit. Endlich ermannte er sich.

„Ach, gnädigster Herr," sagte er, „Ihr habt mich so mit Gnade überhäuft, daß —"

„Aha," lachte der Fürst. „Du willst mich als Freiwerber nicht?"

„Ach, Ihre Durchlaucht," sagte Jacob fast traurig, „das glaubt nicht — aber —"

„Nun — aber?" fragte der Fürst, der sich an der peinlichen Verlegenheit des schönen und braven Burschen weidete.

„Ach, nehmt's nicht quer," platzte er heraus, „das geht nicht!"

„Da will ich Dir doch zeigen, daß es geht," rief der Fürst „Du sollst hören, was ich ihm sage. Verlaß Dich auf mich. Einen guten Freund darf man in der Noth nicht stecken lassen, und wir sind, seit dem Erdbeerpflücken, gute Freunde geworden. Nun geht in Gottes Namen. Hebt Euren Bachtanz an. Ich will kommen und zusehen. Mach' aber nur Deine Sache gut! Ich will schon das Meine thun!"

Jacob verbeugte sich und ging.

Der Fürst lachte herzlich.

Jacob aber dankte Gott, daß er von dieser Unterredung erlöst war.

Als er heraustrat, rief er: „Vivat, unser gnädiger Fürst lebe hoch!" Und das „Hoch!" wirbelte aus viel hundert Kehlen in die Luft und wieder knallten die Flintenschüsse lustig drein.

Als sie zur Brücke zurückkamen, stand der geschmückte Wagen da. Die Musikanten saßen drauf. Sie begannen zu spielen, die Bursche schwangen sich drauf. Die raschen Pferde zogen an und im Fluge ging's nach der Obermühle.

Der Obermüller sah ihm schmunzelnd nach.

Während nun das Volk, die Fremden und die unendlich zahlreiche liebe Jugend von nah' und fern' den großen Kreis um

die Stelle schloß, wo der Tanz vor sich gehen sollte, kam Steffen in seinem besten Rocke, setzte sich hin, zog Schuhe und Strümpfe aus, nahm einen breiten, eisernen Rechen und untersuchte noch einmal den Boden des Baches, ob es nicht dem Bosfeinde, dem eingesetzten Bach-Kurt, doch möchte gelungen sein, seinen rachsüchtigen Plan auszuführen. Als er aber das hier wenigstens dreißig Fuß breite Bachbett rein von Hindernissen und fest fand, trug er in die Mitte des Bachbettes einen Tisch, drückte die Füße in den Kies des Bodens so fest ein, daß die dahinrollende Fluth ihn nicht umreißen konnte, stellte eine große Flasche mit Wein darauf, nebst einem Glase, und kam wieder an's Ufer.

Bis jetzt hatte Frau Linsenmeyer mit ihrer schönen Tochter im Fenster ihrer gemietheten Stube diesen Vorgängen zugesehen und hinter ihnen standen Linsenmeyer und Gabriel.

Die dicke Frau brannte vor Neugierde, den Tanz anzusehen, und konnte kaum dessen Beginn erwarten.

Sie sprach das aus.

„So lassen Sie uns hinunter gehen, beste Frau Tante," sagte Gabriel. „Leider ist der Standpunkt hier nicht der beste. Die Brücke verdeckt uns die Tanzenden, namentlich wenn sie von Zuschauern bedeckt ist, aber dann muß es schnell geschehen."

Er hatte das Wort noch nicht ganz ausgesprochen, als die Tante schon seinen Arm ergriff.

„Du mußt heute mein Führer und Schützer sein," sagte sie vergnüglich lächelnd.

Sie gingen und nahmen neben der Brücke Platz.

„Warten Sie nur," sagte die Wache, „wenn die Herrschaft drauf ist, laß ich Sie auch drauf."

In diesem Augenblicke stob das Volk auseinander. Die Hüte und Mützen flogen von den Köpfen.

„Der Fürst! Der Fürst!" hörte man halblaut summen.

Und in der Gasse kam die stattliche Gestalt des Fürsten

Wolfgang zu Ysenburg, nach allen Seiten seine Unterthanen und die Fremden grüßend.

Die Wache präsentirte den rostigen Musketon, und der Fürst trat auf die Brücke.

Hinter ihm kam der Amtsrath und seine Familie, die Rentei- und übrigen Beamten.

Als er sich Gabriel nahte, sagte er lächelnd:

„Es ist gut, daß Sie da sind.“ Jetzt sah er die Familie Linsenmeyer. Er grüßte höchst artig und sagte zu Gabriel gewendet: „Wohl die werthe Familie Ihres Herrn Onkels aus Frankfurt?“

Nun mußte sie Gabriel vorstellen.

Frau Linsenmeyer fand sich unendlich geehrt und stattete im Voraus in wohlgesetzter Rede ihren Dank für die zuvorkommende Güte in Betreff des zu leihenden Wagens ab.

Der Amtsrath ging mit der Gewandtheit eines feinen Weltmannes darüber weg und äußerte nur, daß es ihm doppelt Freude mache, eines Theiles einer so achtbaren Familie, andern Theils einem so braven jungen Manne sich gefällig erweisen zu können.

Damit brach er ab und that, als sähe er jetzt erst das bildschöne, schamhaft erglühende Lieschen, das sich sittig neigte.

„Ach,“ sagte er, zu Frau Linsenmeyer gewendet, „gewiß Ihre Jungfer Tochter und die Braut meines braven Gehilfen? Nicht wahr, Gabriel's Braut?“

Frau Linsenmeyer war in einer entsetzlichen Lage. Sie hielt es für unendlich ungezogen, dem so artigen Mann eine Frage zu verneinen — und doch — wir wissen ja wie's stand, obgleich der Himmel sich heute sehr aufgeklärt hatte. Sie konnte, sie durfte die Antwort nicht schuldig bleiben.

Tief neigte sie sich und sagte laut: „Ja!“

„Nun, nun, das ist ja schön, daß sich das so gemacht hat,“ fuhr der Amtsrath fort, der zwar von der eigentlichen Bewandtniß der Entfernung Gabriel's aus Linsenmeyer's Geschäft und Haus durch ihn selber unterrichtet war, aber aus dem Hierherkommen

der Eltern und der Jungfrau schloß, es habe sich Alles gegeben und Frau Linsenmeyer's Widerwille sei verflogen.

„Wünsche Ihnen zu dem braven Schwiegersohne Glück, Herr und Frau Linsenmeyer! Und Ihnen, schönes Kind, nicht minder," fuhr er fort. „Sie haben gut gewählt; Gott segne Ihre Verlobung!" Dann wandte er sich an Gabriel und sagte: „Sie aber haben das große Loos gezogen, Herr Gabriel, gratulire von Herzen. Ihr Bräutchen ist ja ein leibhaftiger Engel. Nun, werden Sie ein braver Ehemann!"

Er drückte ihm die Hand und sagte:

„Treten Sie doch mit den Ihrigen an die Seite meiner Frau und Kinder!"

Nun begrüßten sich die Frauen und es regnete Glückwünsche vom Himmel zu Hauf.

Frau Linsenmeyer ergab sich drein.

Gabriel aber dachte: Recht ist Recht! Bin ich Bräutigam, so will ich auch bei der Braut sein, und trat, während die Tante mit der Frau Amtsräthin plauderte und knixte, zu seinem Lieschen, das im Purpurglühen süßer Scham nicht wußte, wohin es sich wenden sollte.

„Braut!" sagte Gabriel mit dem ganzen Nachdruck eines unaussprechlichen Entzückens, und Lieschen sah mit brennenden Wangen zur Erde, aber ihre Hand drückte leise die seine.

Linsenmeyer lachte mit dem ganzen Gesicht, und hätte doch weinen mögen vor Lust und Freude; denn sein Herzenswunsch war zur Erfüllung gekommen in einer so wunderbaren Weise, daß er gar nicht sich zu fassen wußte.

Allen diesen Seelenstimmungen machte ein Tusch der Musik ein Ende und leitete alle Blicke auf den geschmückten Wagen, der eben jetzt daher rollte mit den Burschen und den drei reizenden Mädchen.

Der Fürst sah sie an und sagte zum Amtsrath:

„Welche ist des Obermüllers Tochter?"

„Die an Jacob's Seite!“ antwortete der Amtsrath.

„Wahrlich,“ sagte der Fürst, „die ist so schön wie die Braut Ihres Schreibers, die Sie eben beglückwünscht haben. Ein schönes Paar, ma foi! Die müssen auch ein Ehepaar werden, Herr Amtsrath!“

Der Amtsrath neigte sich.

„Lassen Sie mir nachher einmal den Obermüller rufen!“

Der Amtsrath lächelte vergnügt und sagte:

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

Jetzt traten die Musikanten in den Bach, wadeten vorsichtig durch und setzten sich auf den Tisch.

Dabei gab's komische Stellungen, welche das Volk zum Lachen reizten. Jeder ließ sich um so ungebundener gehen, als der gnädige Fürst selbst lachte.

Nur Frau Linsenmeyer hielt mit Macht an, um nicht in ihr convulsivisches Gelächter auszubrechen und dann selbst Gegenstand des Gelächters zu werden.

Die Musikanten stimmten und begannen eine Fanfare.

Die drei Paare waren abgestiegen und standen in Einer Reihe.

„Mein' Seel', sagte Frau Linsenmeyer zur Frau Amtsräthin, „das Pärchen rechts ist wunderschön!

Diese nickte bejahend.

Jetzt trat Jacob, sein herrliches Aennchen an der Hand, in den Bach und vor den Tisch, wo ihm der Musikanten einer das leere Glas reichte.

Er nahm sein Mützchen ab, verbeugte sich und hob mit lauter, klarer Stimme an:

„Gnädigster Fürst und Herr! Erlauben Eure Durchlaucht Eurem geringsten Unterthan, auf Hochdero Wohl zu trinken?“

Der Fürst nickte lachend mit dem Kopfe.

Jacob spülte sein Glas im Bach aus, ließ es sich füllen und hob an:

„Liebe Mitbürger und Gäste! Gestern war ich auf dem

Röthelberge und fand dort einen Herrn im grünen Jagdkleide. Der Herr war dem armen Jacob über die Maßen gnädig, und da vermeinte ich, es sei unser künftiger Herr Revierförster. Gott weiß, ich war wie ein Stockblinder! Als der mildreiche Herr fort war, fand ich seinen Geldbeutel, den er verloren. Ihr wißt Alle, was man findet, ist ein geheiligt Gut und es ist eines ehrlichen Christenmenschen Schuldigkeit, daß man's wiedergebe. So that ich und finde den Herrn im Schlosse bei unserm lieben, gütigen Herrn Amtsrathe. Himmel wie hüpfte mir das Herz im Leibe, daß ich dem gütigen Herrn den Beutel wiederbringen konnte! Da schenkte er mir Gold — ich wollt's nicht nehmen, aber der gütige Herr that's nicht anders und der Herr Amtsrath auch. Da dachte ich, du kannst für deine liebe, gute Mutter die rückständigen Zinsen bezahlen und dankte dem liebreichen Geber und dem lieben Gott; aber als ich heute meine Zinsen bezahlen will, sind sie schon bezahlt, und wer hat's gethan? Eben der mildreiche Herr. Und wer war's? Unser gnädigster Herr, Herr Fürst Wolfgang zu Ysenburg! Das mußt' ich Euch erzählen und nun ruf' ich aus Herzens Grunde: Gott segne unseren gnädigen Landesvater reichlich und ewiglich! Und dann heb' ich mein Glas und leer' es auf das Wohl unseres gnädigsten Fürsten und Herrn! Vivat hoch!"

Er leerte sein Glas.

Tausendstimmig klang's! „Hoch, dreimal hoch!" Und der Jubel wollte nicht enden, obgleich Viele Thränen in den Augen hatten.

„Das ist ein Teufelsjunge!" sagte Frau Linsenmeyer zu der Frau Amtsräthin und beide wischten ihre Augen.

Dem Fürsten selbst war es, das sah man ihm an, wunderlich ums Herz.

Jetzt erklang die Musik und Jacob faßte mit einem „Juchhei!" sein Aennchen und tanzte dreimal um den Tisch. Dann trat er ans Ufer und führte Aennchen in ein nahes Haus, um frische Strümpfe und Schuhe anzulegen, was er auch that.

Nun kam das zweite Paar. Der Tänzer trank auf das Wohl der gnädigen Frau Fürstin und der hochfürstlichen Familie und des hochfürstlichen Hauses Ysenburg. Wiederholter und nicht geringerer Jubel erschallte.

Der Dritte brachte das Wohl des Herrn Amtsraths und seiner Familie aus und auch hier zeigte sich die Liebe des Volkes zu dem milden und doch gerechten Beamten durch eben so laut hallendes Hoch.

Nun aber drängten sich alle Bursche mit ihren Mädchen zum Bach und Alles wirbelte, daß das Wasser zischte und schäumte. Plötzlich aber kam der Hauptspaß.

Trotz aller Vorsicht der um sich spähenden Musikanten hatte sich ein Schalk von jungen Burschen unbeachtet unter den Tisch gehockt und plötzlich warf er ihn mit aller Macht um, daß die fünf Musikanten mit lautem Geschrei und in den komischsten Stellungen kopfüber ins Wasser fielen.

Dies setzte dem Volksjubel die Krone auf. Ein Gelächter, desgleichen man kaum irgend hören kann, wirbelte auf. Selbst der heitere Fürst lachte herzlich und dies trug zu immer wieder neuem Aufbrausen nicht wenig bei.

Aber mit Schrecken blickte die Frau Amtsräthin ihre dicke Nachbarin an, die ganz aus allen Fugen war. Ihr Lachen schallte wie eine Trompete und dabei rannen ihr die Thränen stromweise aus den Augen.

„Gabriel, um Gottes willen, die Mutter!“ rief Lieschen aus, die voraussah, daß das ein neues Schau- und Lustspiel für das Volk werden würde, und Beide drängten sich durch, faßten die dicke Frau und führten sie eilig ins Zimmer des Wirthshauses.

Linsenmayer aber sagte zur Frau Amtsräthin:

„Entschuldigen Sie das unanständige Lachen meiner lieben Frau! Sie ist mit dem Lachkrampfe behaftet!“

Und dann eilte er ihr nach.

Er fand seine Frau im wüthendsten Gelächter, und da er

wußte, daß da nichts besser war, als wenn man sie allein ließ, bat er sie, sich auf das Bett zu legen und ging mit Gabriel und Lieschen in den Tanzsaal, wo die Musik schon erklang und die Paare in lustigem Wirbel sich drehten.

Auch Gabriel wollte Lieschen zum Tanze führen. Sie lehnte es ab, denn ihr war heute so wundersam zu Muthe, daß sie nicht tanzen konnte. Ihre Stimmung war so ganz dieser tollen Lust entgegen, daß sie Gabriel bat, mit ihr in den Garten zu gehen. Dort in der stillen Laube sank sie weinend an des Geliebten Brust, aber es waren nicht Thränen des Schmerzes, sondern die einer seligen Freude, denn die Mutter hatte sie ja als Brautpaar dargestellt und die Glückwünsche angenommen.

Ihr künstes und schönstes Hoffen war erfüllt und heute gab und nahm sie den Brautkuß in seligem Entzücken.

So saßen sie eine Stunde da und ihre Seelen waren voll Dankens und Preisens; da rief sie der Vater zur Mutter; der Lachkrampf war vorüber.

Sie saß da und breitete ihre Arme ihren Kindern entgegen.

„Gott segne Euch!“ sagte sie mit Rührung. „Gott hat es so gefügt und sein Wille geschehe! Seid gute Kinder, wenn einmal Eure Eltern alt werden!“

Auch der glückliche Linsenmeyer, der dem seltsamen Ereigniß noch nicht ganz getraut hatte, wagte es jetzt, sie an sein glückliches Vaterherz zu drücken und sie zu segnen.

„Nun aber, lieber Sohn, sorge, daß wir in zwei Stunden wegfahren können,“ sagte die Mutter. „Du fährst mit uns und bleibst bei uns.

Das ging aber nur in so weit, daß er sie nach Frankfurt begleitete. Denn er mußte bei dem Herrn Amtsrath noch drei Wochen ausharren, bis seine Stelle ersetzt sein würde.

Das sagte er der umgewandelten Mutter, die ihm noch die Pflicht auferlegte, den wahren Sachverhalt weder dem Amtsrathe noch sonst Jemandem zu sagen.

Während dies hier vorging, kam der Amtsdiener zu dem Obermüller, welcher hinter seiner Flasche saß und dem flinken Paare mit Lust zusah, wie sie sich im Tanze drehten.

Der Amtsdiener winkte ihm.

Ei, dachte der Obermüller, was will denn der?

Soll ich vielleicht dem Conrad Erlinger, dem vermaledeiten Bach-Kurt noch Zeugniß ablegen?

Hol' ihn dieser und der! Ich will Dir den Pfeffer salzen, wenn ich hin und zum Zeugniß komme. Wart' Spitzbube, ich will Dir Steine in den Bach legen! Die sollen Dir an den Kopf fliegen!

Er leerte seine Flasche, die ohnehin auf der Neige war, und folgte dem Amtsdiener auf's Schloß.

Er war während des Ganges immer nur mit dem Bach-Kurt beschäftigt und ging seinen gemessenen, gravitätischen Schritt.

Endlich erreichten sie das Schloß und der Amtsdiener führte ihn in die leere Amtsstube.

Nach einiger Zeit, die dem hochfahrenden Obermüller äußerst lang und ärgerlich wurde, kam der Bediente des Amtsraths, um ihn in den Saal zu führen.

Wie erschrak aber der Obermüller, als er plötzlich vor seinem Landesherrn stand, der nicht mehr so freundlich drein schaute, als dies auf der Brücke geschehen.

Er war, wie versteinert vor Schrecken; dennoch sammelte er sich so weit, daß er eine ehrerbietige Verbeugung zu Stande brachte.

„Seid Ihr der Obermüller?“ fragte der Fürst nicht eben sehr milde und freundlich.

Der Obermüller bejahte.

„Ihr habt,“ fuhr der Fürst fort, „wie ich hier gehört, mit dem Conrad Erlinger, den sie schlechthin den Bach-Kurt nennen eine Verbindung unterhalten, die zur Verheirathung desselben mit Eurem Kinde führen sollte. Kanntet Ihr diesen verworfenen Menschen, der Euch und Eurem Kinde die größte Schmach bereiten wollte und den braven Jacob Köhler wie ein Meuchelmörder anfiel?“

Der Obermüller war bleich wie ein Todter; aber er mußte Rede stehen. Sein Stolz, der sich vor Niemand beugen zu müssen meinte, war darniedergeschlagen. Er bejahte die Frage, ohne ihren ganzen Sinn begriffen zu haben.

„Wie?“ rief der Fürst zornig sich erhebend, „und doch habt Ihr ihm Euer Kind geben wollen, bloß weil er reich war? Pfui der Schmach! Habt Ihr vergessen, was ein Vater seinem Kinde schuldig ist? Wolltet Ihr es hinopfern dem Mammon, und wußtet doch, daß ihm das Herz brechen würde? Ihr seid ein Rabenvater, das sag' ich Euch!“

So Etwas war dem Obermüller noch nicht begegnet; so hatte noch kein Mensch mit ihm geredet; es würde es aber auch ein Anderer nicht gewagt haben, denn blöde war der Obermüller nicht und seine Hände waren ihm garnicht an den Leib festgewachsen, wie man von denen sagt, die die Leute gleich beim Kripps fassen.

Hier stand er vor Einem, wo das ein Ende hatte oder eigentlich keinen Anfang, nicht einmal das Widerreden. Er war so betroffen, daß er den Muth nicht mehr hatte, Etwas vorzubringen. Endlich aber sagte er:

„Ach, gnädigster Herr, so hab' ich das ja nicht gemeint. So hab ich ihn nicht gekannt, sonst hätt' ich ihn am Kripps gefaßt und vor die Thüre geschmissen, daß ihm der Seelsack gewackelt hätte!“

Der Fürst fuhr mit seinem Taschentuche gegen das Gesicht, um das Lachen über des Obermüllers derbe Redeweise zu verhüllen.

„Warum glaubet Ihr Eurem Kinde, warum anderen Leuten nicht?“ fragte der Fürst.

„Ach, Durchlauchtigster Herr,“ erwiederte der Obermüller, „Ihr wißt nicht, was das Sprüchwort sagt!“

„Was sagt's denn?“ fragte rasch der Fürst.

„Man muß heirathen wollen, um schlecht gemacht, und sterben, um gelobt zu werden,“ versetzte der Obermüller. „So ist es mir vorgekommen, als machten sie den Bach-Kurt schlecht, um ihm die Braut zu rauben.“

„Hat auch der Jacob Köhler ihn schlecht gemacht?“ fragte der Fürst.

Der Obermüller war von der Frage sehr betroffen. Er besann sich eine Weile und sagte dann etwas leise:

„Daß ich nicht wüßte!“

„Seht Ihr's,“ fuhr der Fürst fort; „und der hätt's doch am ersten zu thun Grund gehabt, da ihm der Unhold sein Mädchen rauben wollte. Ich will's kurz fassen: der Jacob Köhler ist mir sehr werth. Ich kenne ihn als musterhaft, brav und fleißig. Schon lange ist es mein Plan, eine neue Mühle in das Gründauthal zu bauen. Die geb' ich dem Köhler als Erblehen.“

Da fiel dem Obermüller das Herz in die Schuhe.

„Ach, Ihre Durchlaucht,“ rief er, „dann sind wir alle Beide caput!“

„Jacob Köhler wird sich schon seiner Haut wehren!“

„Aber er versteht ja das Mühlhandwerk nicht!“

„Da mag er sich einen tüchtigen Mahlburschen halten, von dem er's lernen kann!“

„Das lernt sich nicht so leicht. Er kann ja keinen Mühlstein schärfen!“

„Das ist keine Hexerei,“ sagte der Fürst. Er lernt's, denn er ist jung, eifrig, fleißig. Ich werd' ihm sagen, er soll ehrlich und christlich moltern, und dann bin ich gewiß, daß er eine tüchtige Kundschaft kriegt, wenigstens alle die, welche sich nicht die Haut wollen über die Ohren ziehen lassen.“

Der Obermüller verschluckte die fürstliche Pille, die nicht verzuckert war, und die ihn gehörig traf, und sann nach, wie da zu helfen sei.

Nach Allem, was der Obermüller aus des Fürsten Rede herausfingerte, war es dessen Absicht, dem Jacob einen Stein in's Brett zu setzen.

„Vielleicht,“ dachte der schlitzöhrige Müller, „kann ich einlenken. Gäb' ich vielleicht dem Jacob das Mädel, so ließe der Fürst den

dummen Gedanken fallen, noch eine Mühle zu bauen. Versuch's einmal!" dachte er.

„Mit der Mühle ist's eine kitzliche Geschichte, gnädigster Herr," hob endlich der Obermüller wieder an. Ich bin ein alter Kerl und brauch' für mich keine Bange zu haben, und meine Nachkommen mögen sehen, wie sie thun; aber es ist nichts; denn alsdann hat keine zu mahlen. Die Obermühle hat ihre zwei Gänge jetzt nicht alle Tage nöthig. Wenn's bloß für den Jacob eine Versorgung sein sollt', so wüßt ich eine bessere."

„Laßt 'mal hören!" rief der Fürst, dem es mit der Mühle so wenig Ernst war, wie dem Obermüller, und der die Sache eben nur als einen Schreckenberger benutzen wollte, was ihm halb und halb der Obermüller abgelurt hatte.

Ich muß sagen," begann der Obermüller, „daß mir der Jacob heute sehr gefallen hat. Hat Haar' auf den Zähnen und hat das Ding mit Euer Durchlaucht so gut gemacht, wie ein Pfarrer oder Schulmeister. Und wenn ich nehm', wie sie Alle für ihn sind als wären sie in ihn kopfüber vernarrt, so denk' ich, der wird eine Kundschaft mitbringen. — Wenn darum Euer Durchlaucht von der neuen Mühle wollen abstehen, so — wär' ich nicht ganz abgeneigt — — ihm — mein Aennchen zur Frau zu geben."

Das hatte ihm Mühe gekostet, bis er sich selber so weit überwunden hatte. Nun wagte er es auch, 'mal wieder den Fürsten anzusehen, der ein gar bärbeissiges Gesicht vorhielt, während er innerlich hätte vor Lachen bersten mögen.

Eine ziemliche Weile schwieg der Fürst, dann sagte er ernst:

„Das hättet Ihr eigentlich nicht verdient; allein aus Rücksicht auf den Jacob will ich's thun, wenn er nämlich Euer Aennchen will."

„He, wollen?" rief, sich ganz vergessend, der Obermüller. „Geht ihm auf Schritt und Tritt nach und leckt die Finger bis an den Ellenbogen! das Mädel will auch keinen Anderen und lieber eine alte Jungfer werden, wenn's den Jacob nicht kriegt."

„Das will etwas sagen," versetzte lachend der Fürst. „So geht und macht's heute noch fertig."

„Ich? gnädigster Herr?" fragte mit Schrecken der Obermüller. „Es ist heuer kein Schaltjahr, daß die Mädchen freien und hier ist das nicht Sitte; auch ist mein Kind keine so verlegene Waare, daß der Vater ihm einen Mann freien müßte. Mit nichten! Da kann nichts draus werden. Will der Jacob nicht freien, so mag er's bleiben lassen!"

Der Fürst konnte sich nicht mehr halten. Er platzte heraus in grundherzlichem Lachen.

„So geht nur," sagte er endlich, „und seid dem Jacob freundlich, er wird dann schon von selber anbeißen."

Der Müller ging, und als er draußen war, athmete er wieder leicht, trocknete sich den Schweiß ab und sagte halb laut:

„Der kriegt mich auch nicht mehr dazwischen! Alle Pest! Ich freien für mein Mädchen? Wart' ein Bischen! So ein Fürst versteht auch nichts vom Freien. Sollt' die Finger davon lassen! „Schuster, bleib bei Deinem Leisten," heißt's da auch, und Sirach sagt: „Was Deines Amts nicht ist, da lass' Deinen Fürwitz."

Der Fürst wollte bersten vor Lachen, als der Amtsrath eintrat, der im Nebenzimmer der Unterredung zugehört hatte und selber sich kaum halten konnte.

„Heute geht's wunderlich," sagte er. „Ich habe eine Freierei gemacht, ohne es zu wissen und zu wollen."

„Wie so?" fiel ihm der Fürst ein.

Da mußte denn der Amtsrath die Geschichte von Gabriel erzählen, die ihm Linsenmeyer, der sich für die Artigkeit mit dem Wagen zu bedanken gekommen war, erzählt hatte.

„Nein! Das ist ja wundervoll! rief der Fürst. „Eine komischere Geschichte, als die hier sich abwickelt, ist mir noch nicht vorgekommen. Nun will ich denn auch meine Freierei fertig machen, damit ich Ihnen nicht nachstehe. Lassen Sie mir den Jacob rufen!"

Das geschah, und der liebeglühende, glückselige Jacob kam. Die freundlichen Worte des Obermüllers, als er vom Fürsten zurückkam und das Zubringen eines Glases Wein hatten seine Hoffnungen neu belebt. Außerdem hatte ihm sein theurer Gabriel das schöne Lieschen als seine Braut vorgestellt; er hatte mit Lieschen, Gabriel mit Aennchen getanzt — wer war glücklicher, als er? —

Als ihn der Fürst sah, rief er ihm zu:

„Geh' hin und freie um Obermüllers Aennchen. Es ist Alles fertig und Du darfst nur freien!"

„Ist's wahr?" schrie Jacob und that einen Luftsprung, und ohne weiter ein Wort anzuhören, rannte er fort.

Alle diese Scenen machten dem Fürsten ein unsägliches Vergnügen. Er sagte zum Amtsrathe, daß er in Jahren keinen frohern Tag erlebt.

Jacob war dann in fliegender Hast in's Wirthshaus zurückgeeilt und rief Gabriel auf die Seite und bat ihn, sein Freiersmann zu werden, da es so Sitte sei.

Der säumte nicht und der Obermüller nahm ihn ungemein herzlich auf, gab aber nur unter einer Bedingung das Jawort, daß nämlich Jacob nach Hanau in die Herrnmühle gehe und dort das Mühlhandwerk aus dem Fundamente lerne.

Das versprach Jacob mit Freuden und so wurde denn sogleich die Verlobung gehalten und alle Anwesende jubilirten mit, als es bekannt wurde.

Jetzt eilte Jacob zum Fürsten und bat wegen seiner Ungehörigkeit um Vergebung und dankte dem edeln Fürsten für sein Glück.

Erst mit dem sinkenden Abend fuhr Linsenmeyer mit den Seinen nach Frankfurt zurück, wo denn Stengel's Lenchen große Augen machte und noch größere der gute, alte Vetter, als Frau Linsenmeyer Lieschen und Gabriel als Brautleute vorstellte.

Gabriel mußte freilich am Morgen mit dem Wagen zurück nach Langenselbold und noch drei Wochen bleiben, bis der Amtsrath einen gewichsten Schreiber gefunden hatte; allein gerade so lange dauerte auch die Proclamation in Frankfurt. Als er aber dann dorthin zurückkehrte, war die fröhliche Hochzeit.

Linsenmeyer übergab ihm nun Alles und setzte sich zur Ruhe, In ein Wirthshaus ging er, seinem Worte getreu, nicht mehr. wie sehr ihn auch Nachbar Stengel, der nun ganz ordentlich war dazu einlud.

Im Hause war Frieden fortan, kleinere Sträuße abgerechnet. Kein glücklicheres Paar umschloß aber das Gebiet der freien Stadt, als Gabriel und Lieschen.

Sie segneten den Bachtanz und Frau Linsenmeyer fand keinen Grund ihm zu fluchen; vielmehr machte sie es zum Gesetz, ihn alle Jahre zu besuchen, was sie auch getreulich hielten.

Im Wirthshause aber kehrten sie nie mehr ein, sondern auf der Obermühle, wo sie auch auf Aennchen's und Jacob's Hochzeit gewesen, wie umgekehrt Jacob und Aennchen auf der Gabriel's und Lieschen's.

Eigentlich hätte Jacob sollen zwei Jahre auf der Herrnmühle bleiben; aber der Obermüller meinte, als die Zeit des Bachtanzes im nächsten Jahre wiederkehrte, er habe schon etwas Tüchtiges gelernt und das Uebrige könne er noch bei ihm lernen. Er sei, sagte er lachend, die versalzten Suppen satt, die ihm das verliebte Aennchen auf den Tisch bringe; er wolle dem Lied ein Ende machen. Und als Jahresgedächtniß war der Kirchweihe Montag das Hochzeitsfest, und unter den Zuschauern standen diesmal zwei glückliche Ehepaare, Gabriel und Lieschen und Jacob und Aennchen.

Drüben aber hinter seinem Laden schielte der rothe Bach-Kurt auf die Glücklichen und seine Galle wuchs um ein Ansehnliches.

Er hatte die bittersten Früchte des Bachtanzes allein geerntet.

Acht Tage saß er in enger Haft, während es in seinem Hause

zuging nach dem Sprüchworte: „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken.“

Nach acht Tagen nahm ihn der Amtsrath in's Verhör und entließ ihn dann mit einem Ausputzer, der nicht beneidenswerth war.

Als er heimkam, fand er eine verzweifelte Wirthschaft. Die Arbeit lag, wo sie lag, und Knechte und Mägde thaten sich gütlich. Das blaue Wägelchen stand noch auf dem Dache, zum Anschirren bereit. Das mußte er herabholen lassen unter dem Hohngelächter der Langenselbolder, die nicht müde wurden, ihm einen Schabernack um den andern anzuthun.

Das Freien steckte er auf. Er führte ein Einsiedlerleben, Alle meidend, und von Allen gemieden, und als er, der Neidsack, der Niemanden das Seine gönnte, starb, folgte ihm fast Niemand zum Grabe. Lachende Erben theilten sich in seinem Reichthum und sein Gedächtniß erlosch gänzlich in Langenselbold.

Aber noch heute leben dort die Nachkommen Jacob Köhler's in Wohlstand und Achtung.

Ob in Nummer 81 in der Fahrgasse zu Frankfurt noch Linsenmeyer's wohnen, weiß ich nicht; aber es möchte auch schwer sein, das Haus zu finden, da die Stadt anders ist numerirt worden. Ob der Name noch zu finden ist, kann ich auch nicht sagen, da ich dort fremd bin. So viel aber weiß ich, daß noch vor vierzig Jahren Leute lebten, die sie gekannt hatten, und sie sprachen mit Achtung und Liebe von Gabriel und Lieschen, wußten mir noch zu sagen, Stengel's Lenchen habe einen Sattler geheirathet, nachdem ihr Vater am Schnappstrinken, zu dem er endlich gekommen, gestorben, und daß sie mit Linsenmeyer's gute Nachbarschaft und Freundschaft allezeit gehalten habe.

Der Vetter im Consistorium.

Eine Geschichte.

1.

Der Wittwe Stüblein.

Es war im Frühling des Jahres 1786, als in einer kleinen Stadt eine betagte Frau an dem weit geöffneten Fensterlein saß und eifrig strickte. Sie war nahe an den Siebzigen, aber an den Zügen der Matrone konnte man noch wahrnehmen, wie schön sie einst im Frühling ihrer Tage mußte gewesen sein. Sie trug eine sehr einfache, man konnte sagen ärmliche Kleidung, und auf ihrem edlen Antlitz spiegelte sich das milde Abendroth eines Lebens voll Leiden und Entsagung. Das Häuschen, an dessen Fenster sie saß, war eine Gärtnerwohnung, in welcher die Matrone eingemiethet war. Es lag an der Landstraße, die sich eine Anhöhe hinaufzog, und aus dem Fensterlein konnte man dieselbe, so weit es die hohen und weitästigen Aepfelbäume gestatteten, welche zu beiden Seiten gepflanzt waren, eine ansehnliche Strecke hin überblicken, — und dorthin richtete das Mütterchen seine Blicke mit einer Sehnsucht, die wohl ermessen ließ, daß sie ein theueres Wesen erwartete.

Die Sonne war eben hinabgesunken und schon trat der Vollmond im Osten in voller Pracht und milde leuchtend hervor. Die Luft war so milde und weich, die vom Felde her wehte; sie trug die wonnigen Düfte der zahlreichen, in vollster Blüthe stehenden Obstbäume in mächtigen Wellen daher, und eine Nachtigall sang

ihr herrliches Loblied in einem der blühenden Apfelbäume der Landstraße.

Ueberall war es stille, seit die Betglocke geläutet und das Menschenherz zum Danke gegen den gütigen Geber alles Guten aufgefordert, und süße Ruhe dem Müden gebracht, der des Tages Last und Hitze getragen hatte. Selbst die Heerden waren längst heimgezogen, und der Abendstern erglänzte schon neben dem leuchtenden Mond, und dennoch strickte die fleißige Frau unermüdet fort. Nur dann und wann sank die Hand auf den Schooß. War das aus Ermüdung oder ruhte sie nur darum, weil das Mütterchen hinauf blickte, wo der Herr wohnt und waltet, der nach dem heiligen Worte der Schrift „der Wittwen Mann und der Waisen Vater" ist? Noch eher aber war es Beides, denn sie gönnte sich kaum auf Augenblicke Ruhe am Tag, und die fromme Seele sandte ihre leisen Gebete hinauf zu dem Helfer in der Noth, getragen von Seufzern, die aus einer kummerwunden Brust emporstiegen; und wenn sie so hinauf blickte mit dem Ausdrucke betender Inbrunst, dann spiegelte sich der Mond in zwei Thränen, die langsam die gefurchte Wange herabrollten und es kund gaben, wie es im Herzen aussah.

Eine solche Tageszeit ist erst recht geeignet, auf die Tage zurückzublicken, die, wie der eben geschiedene, längst in's Meer der Zeit hinabgesunken waren. Es ergreift die Seele dann gern jene schwermüthige Stimmung, die ebensowohl die Erinnerung weckt, als sie von ihr getragen wird.

Auch die betagte Frau gab jetzt jenen längst verschwundenen Zeiten Raum in ihren Gedanken, und die wechselnden Bilder derselben gingen an ihrem Inneren vorüber. Da ruhte das Auge des Geistes auf einem kleinen Pfarrhause, das in einem reizenden Thal auf einer kleinen Anhöhe neben der alten Kirche lag, und die Häuser des Dorfes lagerten sich darum herum, friedlich und vertraulich, den Segen erwartend, der von der Höhe in's Thal sich ergoß in unsichtbaren, aber reichen Strömen. Da ruhte der Geistesblick auf

der Stube dieses Pfarrhauses, wo ein blühender Knabe, um Vater und Mutter spielend, sich tummelte; da schweifte er dann hinüber auf ein Grab auf dem nahen Friedhofe, von dem ein blühender weißer Rosenstock seine Blüthenblätter herab streute, — und jetzt sanken die Hände der Strickerin, und das Auge schaute, von Thränen bethaut, hinauf, wo Der ihrer harrte, dessen theure Hülle jenes Grab barg.

In diesem Augenblicke pochte es leise an die Thür und die betagte Frau schrak zusammen, weil das Pochen sie aus ihren Erinnerungen urplötzlich weckte. Es war die gutmüthige Gärtnersfrau, die, ein Töpflein Abendmilch in der Hand, hereintrat.

„Guten Abend, liebe Frau Pastorin," sagte die Frau, welche, im Alter der am Fenster sitzenden Strickerin nahe, oft um diese Zeit ein wenig mit der Wittwe zu plaudern kam, was sie besonders that, wenn Jene allein und dann ihren traurigen Erinnerungen überlassen war. „Wieder so fleißig bis in die späte Nacht, und wieder so traurig?" fuhr die Gärtnersfrau fort; „wenn ich Sie doch einmal froh fände! Aber das erleb' ich nicht!"

„Es ist nicht Jedem gegeben, heiter zu sein," sagte darauf die Wittwe mit einem mild-freundlichen Ausdrucke, „zumal wenn die vergangenen Zeiten vor der Seele vorüber gehen."

„Sie sollten nicht immer diesen Erinnerungen nachhängen," tadelte sanft die Gärtnersfrau.

„Kann man den Gedanken wehren an solchen Tagen?" fragte die Wittwe mit rührendem Tone. „Heute sind es gerade fünfzehn Jahre, da legte ich meinen lieben Mann in's kühle Grab; und was lag vor mir? O, Frau Gebhards, es ist hart für eine Pfarrwittwe, nach dem Verlust ihres Mannes alsbald das Haus verlassen zu müssen, an dessen Räume sich die theuersten Erinnerungen ihres Lebens knüpfen, und nun, gleichsam hinausgestoßen in die Welt mit ihrem Schmerz, eine Wohnung suchen zu müssen, die ihr fremd ist; mit schweren Sorgen ein Ringen und Kämpfen beginnen

zu müssen, daß sie früher nicht gekannt hatte. O, das ist bitter, sehr bitter!“

„Glaub's wohl,“ sagte mit inniger Theilnahme die Gärtnersfrau; aber Sie standen doch nicht allein. Sie hatten Ihren guten Sohn, und der Herr half gnädig durch, daß er ein so tüchtiger und braver Mensch wurde. Er ist ja ein junger Mann nach dem Herzen Gottes, wie David. Ist er doch schön wie Absalon, und wenn er auf der Kanzel steht und predigt, meint man, er wäre Johannes, der dem Herrn an der Brust geruht und den er lieb hatte. Er drückt es Einem ordentlich in die Seele hinein. Bei dem Herrn Inspector, nun, er ist ein Ehrenmann und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn, das muß wahr sein, aber mir kommt doch bei ihm, Gott verzeih's mir, so dann und wann ein Bischen der leidige Schlaf, und ich nicke ein wenig gegen meinen Willen und aus menschlicher Schwachheit; doch bei dem Herrn Gustav käme mir kein Schlaf, und wenn er die Predigt verzöge bis in die Nacht, wie es in der Apostelgeschichte steht. Ich kann's aber auch nicht lassen, sein Lob zu verkündigen, wo die Rede auf ihn kommt. Nun, es kann ihm der Segen Gottes nicht fehlen, und Sie wissen's ja, der Mutter Segen bauet den Kindern Häuser, und den hat er ja reichlich und verdient ihn so sehr.“

Die Pastorin hatte mit seligem Mutterherzen dem Lobe des geliebten Sohnes gehorcht, das über die Lippen der Frau Gebhards floß; aber bei den letzten Worten konnte sie doch einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, der aber nicht dem Umstand etwa galt, daß Gustav nicht in dem Maaße des Muttersegens würdig gewesen wäre, in welchem Frau Gebhards ihn ihm zuerkannte, sondern jenem, daß der verheißene Segen dem Mutterherzen zu lang ausblieb, — eine Ungeduld, die in dem Reichthum der Mutterliebe ihre Quelle hatte; denn Gustav mußte den Lebensunterhalt für sich und die theure Mutter mit großer Anstrengung verdienen, und wenn bis jetzt eine Pfarrstelle erledigt war, ging es ihm damit, wie dem Kranken am Teiche Bethesda, — wenn er sich bewarb,

hatte sie ein Anderer schon, obgleich Gustav die herrlichsten Zeugnisse vorzuweisen hatte.

Dem scharfen Ohre der Frau Gebhards war der leise Seufzer der Wittwe nicht entgangen.

„Es ist wahr," sagte sie, es hat ihm bis heute nicht glücken wollen mit einer Anstellung; aber wer weiß, was der liebe Gott mit ihm vor hat? Seine Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; aber sie sind höher als die unsrigen, so viel der Himmel höher ist, denn die Erde. Er verläßt fromme Menschenseelen nicht."

Die Wittwe faltete ihre Hände und blickte betend gen Himmel. In ihrem Angesichte drückte sich Glaube und Hoffnung aus.

„Ja, ja," fuhr die redselige Frau Gebhards fort, „ich meine gewiß zu sein, daß er ehestens eine Pfarrstelle erhalten wird, wenn er auch selbst wieder ohne eine aus der Hauptstadt käme. Die Hand des Herrn ist über ihm. Sie wissen, Frau Pastorin, meine Träume sind so ein Bischen prophetisch. In vergangener Nacht hab' ich geträumt, Sie wären mir mit freudestrahlendem Gesicht entgegen gekommen und hätten gesagt: Guten Morgen, liebe Frau Gebhards, wie Sie das so freundlich alle Morgen thun. Ei, seh' ich Sie denn einmal freudig? sagte ich zu Ihnen. Was ist Ihnen denn Gutes passirt? fragte ich, und Sie wissen's ja, wie lieb ich Sie habe, und wie ich meine, was Ihnen passirt, das passire mir. Ach, Frau Gebhards, liebe Frau Gebhards, glaub' ich, sagten Sie da, wie sollt' ich nicht froh sein? Unser Leid hat nun ein Ende, denn Gustav ist Pfarrer geworden! Wo denn? liebste Frau Pastorin, ruf' ich da voller Freude, wo denn? Ei, sagten Sie darauf, in — und wie Sie den Namen aussprechen wollten, bin ich voller Freude aufgefahren, und hab' meinen Alten angestoßen, daß er und ich wach wurden. Da hab' ich denn meinen Morgensegen gebetet, und Sie und den Herrn Gustav auch von Herzen miteingeschlossen, und mir ist's seitdem zu Muth, als wär' Ihr Leid am Thorschluß. Gott geb's!"

„Wohl geb' es Gott!" versetzte die Wittwe. „Nicht, als ob ich mich nicht zufrieden und glücklich fühlte; um mich ist's wahrlich nicht, sondern um meinen lieben Gustav, denn er plagt sich mit dem Unterrichte der Knaben den ganzen Tag. Abends studirt er bis tief in die Nacht. Sich selbst gönnt er Nichts; nicht einmal eine gute Pfeife Tabak raucht er, um ja auszukommen und keine Schulden zu machen."

„Ach, der liebe, gute Mensch!" fiel Frau Gebhard's ein. „Aber sagen Sie mir doch, warum haben Sie denn auch gar keinen Wittwengehalt? Ich meine doch, sonst hätten die Frauen der Pastoren einen Gehalt?

„Ach, leider ist in unserem kleinen Lande eine solche Anstalt nicht," sagte die Wittwe, „und — und — meine Bittschriften an unsern Fürsten und Herrn haben Nichts gefruchtet."

„Nichts gefruchtet?" rief Frau Gebhard's aus. „Das begreife, wer kann! Unser Herr ist doch so ein milder Herr, der so gerne gibt!"

„Das ist gewiß und wahr, Frau Gebhard's, aber wir haben einen Feind, und der ist unversöhnlich."

„Sie einen Feind? Sie? Das ist mir noch bunter. Wer, um Gottes willen, könnte Ihnen denn Feind sein?"

„Ach," versetzte die Wittwe, „das ist eine alte, traurige Geschichte, die ich ungern erzähle —"

„Kathrine!" rief in diesem Augenblick unten im Hause eine rauhe Mannesstimme, „Deine Milch ist angebrannt!"

„Da sehen Sie, wie er's macht!" rief Frau Gebhard's. „Hab' ich zu ihm gesagt: Jacob, sagt' ich, ich gehe ein wenig zur Frau Pastorin hinauf, die ist heute wieder so allein und so traurig, da ist's Pflicht, daß man sie ein wenig aufheitert. Ich stelle die Abendmilch auf, sagt' ich; kannst ein Bißchen Acht geben, daß sie nicht überläuft; heb'st sie ab, wenn sie steigt; aber, sag' ich, schüre das Feuer nicht zu stark, daß sie nicht anbrennt. Ein seelenguter Mann ist's, das muß ich sagen, der auch sein Geschäft versteht und

unverdrossen arbeitet, aber ein Tollpatsch ist er, wie alle Männer. Sie verstehen Nichts von Dem, was Küche und Haushaltung angeht, und lernen's auch nicht. — Nun," schloß sie, „ich glaube nicht, daß der Herr Gustav noch kommt. Es ist schon zu spät. Legen Sie sich zur Ruhe, liebe Frau Pastorin, Sie sind müde, und unseren alten Knochen thut die Ruhe wohl. Gute Nacht, liebe Frau Pastorin! Ich muß noch einmal Milch abkochen, denn mein Jacob trinkt die nicht, die so ein kleines Brändchen hat."

Sie reichte der Wittwe die Hand und drückte die ihre herzlich.

„Ihre Milch für morgen steht hier," setzte sie noch hinzu, als sie schon die Thür in der Hand hatte. „Sie kostet nichts, denn unsere Braune hat nach dem jungen Klee doppelt so viel gegeben als sonst. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten war sie zur Thür hinaus, und die Wittwe konnte kein Wort des Dankes anbringen.

„Die gute Seele!" sagte sie vor sich hin. „Segne sie Gott dafür! Unser Monatsgeld ist auch durch Gustavs Reise recht zusammengeschmolzen. Ich habe gewiß gespart, Gott weiß es, und er auch; aber man muß ja doch leben. — Ach, wie oft hat mich die treue Seele schon mit ihrem Troste aufgerichtet!"

Sie trat zum Fensterlein, blickte noch einmal auf die vom Monde beleuchtete Landschaft, und faltete dann ihre Hände.

„O, du milder, segnender Herr," betete sie, „laß' es in Gnaden wahr werden, was der Mund der gottesfürchtigen Frau mir verkündigt hat!"

Sie wollte zurücktreten vom Fensterlein, da die Kirchuhr des Städtchens eben die zehnte Stunde schlug, da rief von unten herauf eine volltönende, jugendliche Stimme: „Guten Abend, liebe Mutter!" Und aus dem tiefen Schatten der Bäume trat die Gestalt eines jungen Mannes hervor.

„Ach, mein Gustav!" rief die glückliche Mutter und eilte ein Licht anzuzünden.

Während dessen war der Candidat in die Gärtnerwohnung

eingetreten. Man mochte es deutlich hören, wie ihn die Gärtnersleute mit warmer Herzlichkeit willkommen hießen und wie er mit ihnen freundlich sprach. Dann war er in einigen Schritten die Treppe heraufgesprungen und trat staubbedeckt in das Stübchen der Wittwe, wo ihn die Mutterliebe mit aller Seligkeit begrüßte.

2.

Die alte traurige Geschichte.

„Das ist eine alte, traurige Geschichte, die ich nicht gerne erzähle," hatte die Wittwe der Gärtnersfrau gesagt, und dem war in Wahrheit so. —

Es war vor vielen, vielen Jahren, da lebte in der Universitätsstadt, die dem kleinen Staat angehörte, ein pensionirter Beamter in ganz guten Verhältnissen. Er besaß einen reichen Schatz, der sein Alter erheiterte und ihm jede Stunde versüßte, seine wunderschöne Tochter. Anna zählte damals neunzehn Jahre, und der unbeschreibliche Schmelz der frischesten Jugend, Reinheit und Unschuld lag auf dem Gesichtchen und der Gestalt, die beide kaum schöner gedacht werden konnten.

In dem Hause, welches der Rath Zündler bewohnte, hatten auch zwei Studenten ihre Wohnung, ein Jurist, aus einer der angesehensten Familien des Landes, Gerhard von Laubing, und ein armer Theologe, Gustav Altenberg.

Gerhard von Laubing wohnte im dritten Stock, über der Wohnung, welche der Rath Zündler inne hatte. Er besaß drei Zimmer, denn er war reich und lebte als Cavalier auf dem üppigsten Fuße. Altenberg hatte ein Dachstübchen und arbeitete fleißig.

Laubing hielt sich einen Bedienten und ein Reitpferd, kleidete sich prachtvoll und war unendlich eitel auf seine schöne Gestalt.

Daß alle Mädchen der kleinen Universitätsstadt in ihn verliebt seien, daran zweifelte er keine Minute; allein dennoch war nur Eine, die er liebte, aber auch mit allem Feuer seines Herzens, und diese Eine war Anna Zündler. Ihr seinen Adel, seinen Reichthum, seine glänzende Zukunft zu Füßen zu legen, konnte ihm keine Ueberwindung kosten; war sie doch ein Engel in allen Beziehungen und gebildet in jeder Richtung, so daß sie den Cirkeln, in denen einst seine Gemahlin glänzen sollte, nur Ehre machen mußte. Daß auch sie ihn liebe, — wie hätte daran ein Zweifel in seine Seele kommen können? War er ja doch adelig, reich, angesehen, schön, konnte er ihr doch ein Loos bieten, wie kaum ein Anderer. Und was mochte ihn hindern? Er war unabhängig; als Waise Herr seines Willens. So standen seine Aussichten, und an ihrem Gelingen war kein Zweifel bei ihm.

Droben im Dachstübchen wohnte der arme Altenberg, und es bemerkte fast Niemand im Hause, daß er da wohne, als ein Paar blaue Mädchenaugen.

Mädchenaugen eigneten sich absonderlich zur Polizeihandhabung. Die haben in einem Totalblick mehr weg, sind sicherer in ihren Ergebnissen als wir, wenn wir die schärfsten und längsten Beobachtungen angestellt haben.

So hatte Anna bereits bei dem ersten Blick auf Gustav herausgefunden, daß er wunderschöne und wundergute Augen habe; daß er um Vieles schöner sei, als alle anderen Studenten; daß er eine große Bescheidenheit an den Tag lege, dennoch aber sie allemal mit Erröthen anblicke, wenn er ihr begegne; daß er endlich erstaunlich fleißig in seinem Studium sei.

„Der gute Mensch muß arm sein!“ sagte sie zu sich mit einem leisen Seufzer des Mitleids.

Das aber schadete ihm in den Augen des bildschönen Mädchens gar nicht; im Gegentheil, indem sie sann, wie sie etwas möchte dazu beitragen können, seine Lage zu erleichtern, so mußte sie sich immer mehr mit ihm in ihren Gedanken beschäftigen, und

wie so oft in der Welt, war die Liebe auch hier an der Brust eines zarten Mitleids aufgewachsen, ehe Anna das für möglich hielt.

Wer war denn aber dieser Gustav Altenberg? — Das ist eben bald gesagt. Sein Vater war ein Pfarrer, der viele Kinder und wenig Einkommen hatte. Er selbst, der wackere gelehrte Mann, hatte seinen Gustav bis zur Universität herangebildet, und zwar in einer Weise, wie Wenige die Universität beziehen. Der Bibliothekar hatte ihn kennen gelernt, und war über das reiche Maaß seiner Kenntnisse wahrhaft erstaunt. Durch die Empfehlung desselben war Gustav in mehrere Familien der kleinen Universitätsstadt eingeführt worden und hatte durch den Unterricht, den er in französischer und englischer Sprache, damals noch eine Seltenheit, ertheilte, sich selbst eine schöne Hilfsquelle für seinen Aufenthalt auf der Universität eröffnet. Da er zugleich auch musikalisch war, und besonders eine sehr schöne Tenorstimme hatte, war er überall in diesen Familien gern gesehen, zumal sein Wandel auch den leisesten Tadel nicht aufkommen ließ.

Eine dieser Familien war mit dem Rathe Zündler befreundet. Dieser hörte da viel Lobens von einem Hausgenossen, den er selbst nicht kannte, und lernte ihn eines Abends kennen, als er am Clavier saß und bewundernswürdig schön spielte, was er aber erst gethan hatte, als man ihn auf's Dringendste darum gebeten.

Dem alten Zündler gefiel der junge Mensch, dem er mehrmals im Hause begegnet zu sein sich jetzt entsann. Er ließ sich mit ihm in eine Unterhaltung ein, die immer lebhafter und interessanter wurde. Sie führte Gustav immer tiefer in das Vertrauen des alten Herrn hinein, und als der Abend nahezu vorüber war, lud ihn Zündler ein, ihn bisweilen zu besuchen.

Diese Unterhaltung des alten, reichgebildeten Mannes mit dem jungen Studenten hatten ein Paar Mädchen mit besonderem Wohlgefallen beobachtet. Es war die Tochter des Hauses und Anna Zündler.

„Sag', Rosa," hatte Anna gesagt, „wie kommt eigentlich der hübsche Altenberg in Euern Familienkreis?"

„Das will ich Dir erzählen, liebe Anna," hatte Rosa gesagt. „Mein Vater ist der Freund des Bibliothekars. Der hat den jungen Mann verwunderlich herausgestrichen und gepriesen als den tüchtigsten aller Studenten, und zugleich als den anständigsten und gesittetsten."

„Das ist er auch ohne Zweifel," sagte Anna mit Wärme. „Er wohnt in unserem Haus, und ich habe sein Thun und Lassen beobachtet."

„So?" sagte Rosa, und sah ihre Freundin scharf an, mit einem so schelmischen Ausdrucke, daß Anna unwillkürlich erröthete.

„Wie Du auch gleich sein kannst!" schmollte Anna.

„Nun," begütigte Rosa, „ich meine nur, daß ein junger Mann, wie der schöne, gelehrte und brave Altenberg, schon die Aufmerksamkeit verdient, die ihm meine schöne Freundin zollt."

„Ich bitte Dich, Rosa!" sagte Anna leise, und erglühte im höchsten Purpur.

„Ist denn das etwas Unrechtes?" fuhr scherzend Rosa fort. „Mir gefällt er auch recht gut, und Du glaubst nicht, wie vortrefflich er im Französischen unterrichtet und im Clavierspiel, in dem er, wie Du eben selbst hörtest, ein größerer Meister ist, als unser alter Musiklehrer Brenner. Und wie singt er schön."

„Wirklich?" sagte Anna. „Singen hab' ich ihn noch nicht gehört."

„So soll er uns gleich einmal singen!" rief Rosa und verließ ihre Freundin, die mit den Augen ihr folgte.

Rosa trat zu Altenberg.

„Meine Freundin Anna wünscht gar sehr, daß Sie das schöne Lied vortrügen, welches Sie gestern bei Professor Wagner's sangen," sagte sie.

Altenberg's Blicke flogen dahin, wo Anna am Fenster lehnte. Sie sah diese Blicke und erglühte. Sie sah, wie er sich niedersetzte

und Rosa ihr winkte. Unwillkürlich fortgezogen, trat sie zu der Freundin, aber sie war so verwirrt, daß sie sich glücklich pries, daß Niemand nach ihr hinsah.

Als Altenberg einige Accorde griff und nach einem kurzen, passenden Vorspiel zu singen begann, stockte plötzlich das Gespräch bei den älteren Gliedern der Gesellschaft.

Der alte Zündler legte seine Tarockkarten nieder und sagte zu seinem Partner: „Da muß man ein wenig zuhören; wir wissen ja, wie das Spiel steht.“

Leise begann der Jüngling seinen Gesang. Es war, als hauchte er die herrlichen Töne seiner silberklaren Stimme nur so hin; dann schwoll sie an mit allmäligem Steigen bis zur vollen Kraft, und verschmolz dann gegen das Ende der Strophe wieder so leise hin, daß unwillkürlich jedes Herz ergriffen war, und in manches schöne Auge eine Thräne trat. Auch Anna fühlte, daß ihre Augen feucht wurden. Jede Faser ihres Herzens bebte. Sie war bis in's Innerste ergriffen.

Athemlos horchte die Gesellschaft.

Das Lied hatte vier Strophen.

Als Altenberg mit einer weichen Cadenz schloß, trockneten sich die Mädchen die Augen und dankten ihm mit wenigen, aber bedeutungsvollen Worten.

Er verbeugte sich stumm, aber man sah es ihm trotz seiner Verwirrung an, daß es ihm unendlich wohl that.

„Ich habe die Partie verloren!“ rief Zündler, seine Karten weglegend, aus. „Der Junge hat mir das Concept total verrückt. Ist das ein Gesang!“

Er stand auf und trat zu Altenberg, von dem sich die Mädchen in eine Fensternische zurückgezogen hatten.

„Hören Sie, junger Mann,“ sagte er, seine Hand mit Wärme drückend, „Sie haben mich in meiner Tarockpartie total verwirrt gemacht. Himmel und Erde, was Sie schön singen! Sie sind ja

ein Tausendsasa, der überall zu Haus ist. Spielen am Ende auch Violine?"

„Ein wenig, Herr Rath," sagte Altenberg bescheiden.

„Nun, wenn so Einer, wie Sie, ein wenig sagt, so weiß man, was das sagen will. Könnten wohl am Ende auch Gesangunterricht geben?"

„Ich glaube wohl," war Altenberg's Antwort.

„Das muß ich sagen," fuhr Zündler fort, „sitzt man da unter Einem Dach und weiß nichts von einander, bis ein günstiges Zusammentreffen Einem die Augen und Ohren aufthut. Ich liebe die Musik und habe Sie da vorhin zu mir eingeladen. Jetzt wiederhole ich diese Einladung ganz besonders."

Auf dem Heimwege sagte Zündler zu seiner Tochter: „Der Altenberg ist ein Capitaljunge. Hab' mich da mit ihm über Dinge unterhalten, mit denen man sonst solchen Gelbschnäbeln nicht ankommen darf, weil es spanische Dörfer für sie sind; aber Der ist zu Hause, wo man ihn anfaßt. Und wie Der spielt! Ich sage Dir, Anna, mein Kind, er ist ein Meister. Wenn ich mir da den alten, tauben Brenner denke, dem ich das Heidengeld bezahlen muß, so ist es ja gar nicht zu verantworten, daß man eine solche Gelegenheit unbenutzt läßt. Weißt Du was? Ich danke ihn morgen ab!"

Anna zitterte ordentlich, und wußte doch nicht warum. Der schöne Altenberg hatte doch so gar nichts Erschreckliches an sich.

„Aber der alte Mann, Vater!" sagte sie, um doch Etwas zu sagen.

„Aber der alte Mann!" rief Zündler aus. „Bin ich denn mit ihm verheirathet? Und arm ist Brenner nicht, daß man da aus Barmherzigkeit ein Uebriges zu thun sich verpflichtet hielte. Soll ich Deine gute Stimme unausgebildet lassen aus Rücksicht darauf, daß Dir der Brenner bis jetzt schlechten Clavierunterricht gab? Ne, ne, Kindchen, das ist Nichts. Ich will's schon fertig machen. Sorge Du nicht, und auf ein anständiges Geschenk zum

Abschied für den Alten kommt mir's auch nicht an. Es soll das Billet schon verzuckern."

Unter diesen Reden waren sie heimgekommen. Anna sagte dem Vater gute Nacht und ging in ihr Schlafgemach, um — nicht zu schlafen.

Wie hätte sie auch schlafen können? Wenn sie das Alles so bedachte, was ihr heute begegnet war, so ergriff sie eine unaussprechliche Unruhe. Der schöne Altenberg sollte ihr nun nahe treten, sie mit ihm verkehren, singen, musiciren. Das sagte ihr das Herz, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Und ohne zu wissen, wie es kam, stellte sie ihn gegen den zudringlichen Laubing, der wohl auch in ihren Kreis kam. Wie hob diese Vergleichung den stillen, bescheidenen, talentvollen Altenberg!

Nach einer kurzen Besprechung zwischen diesem und ihrem Vater war die Sache erledigt, und Gustav übernahm die Lehrstunden, täglich eine.

So war er denn mit einem Mal in eine seinem Herzen gefährliche Verbindung getreten. Das erste Zusammentreffen war peinlich. Das Mädchen aber ermannte sich schnell, und überwand die Verlegenheit. Auch in Altenberg stellte sich dadurch das Gleichgewicht her, und bald hatten die Stunden ihren Fortgang regelmäßig und mit sichtbarem Erfolge. Der Rath wohnte ihnen meistens bei, und dadurch war für Beide viel gewonnen; aber die Liebe nistet sich so stille ein, wurzelt so schnell und tief, daß, ehe man es meint, sie Herr des ganzen Herzens wird.

Laubing kam oft, aber er kam nicht, wenn Altenberg da war. Er sah und hörte nur die Fortschritte Anna's.

Das war denn Etwas für den alten Zündler, der seine Liebe für Altenberg gern gegen Jedermann aussprach. Da war denn des Lobens nach allen Richtungen kein Ende und — Laubing ahnte, daß ein gefährlicher Nebenbuhler ihm erwachse. Indessen beruhigte ihn sein überwiegendes Selbstgefühl. Wie sollte ein Mädchen, wie Anna, den bettelarmen Theologen ihm vorziehen? — Allein dennoch

trug er seitdem einen Haß gegen den Menschen, der mit Anna in eine nähere Berührung treten durfte, als er; denn Anna hatte eine so würdevolle Haltung, daß jede vertrauliche Annäherung fast unmöglich für Laubing wurde. Er nahm sich indessen vor, mit seinen Wünschen hervorzutreten, wie sich eine Gelegenheit dazu günstig würde finden lassen.

An diesem Plane wurde jedoch durch besondere Ereignisse viel geändert.

Laubing hatte seine dreijährigen Studien vollendet. Ein alter Oheim, dessen beträchtliches Vermögen ihm zufallen mußte, wurde gefährlich krank und wünschte dringend seine Rückkehr. Er mußte schnell abreisen, und zwar zu einer Zeit, wo Zündler mit Anna eine kleine Reise zum Vergnügen angetreten hatte.

War das auch für Laubing sehr unangenehm, so blieb ihm ja eine schriftliche Werbung übrig.

Er reiste ab und fand seinen Oheim nicht mehr am Leben. Die verwickelten Vermögensumstände ließen ihn kaum an etwas Anderes denken. Sie führten ihn in die Resienz des kleinen Staates, und dort drang man in ihn, seine Prüfung zu machen, weil man den reichen Cavalier dazubehalten wünschte.

Unter diesen Umständen konnte er seine Absicht nicht wohl eher ausführen, als bis er mit einer Stellung im Leben vor Anna hintreten konnte.

Dies aber verzog sich fast ein halbes Jahr, und dies halbe Jahr wurde entscheidend für ihn, für Anna, für Altenberg; denn als der Winter kam, konnte Zündler kaum ohne die Gesellschaft Altenberg's sein, so hatte er sich an ihn gewöhnt, so theuer war er ihm geworden. Da wuchs denn Altenberg mit der Familie in Eins zusammen. Fast jeden Abend brachte er mehrere Stunden bei ihnen zu und die gegenseitigen Gefühle wurden inniger und immer inniger, bis endlich das süße Geheimniß über die Lippen schlüpfte und der reinste und heiligste Lebensbund geschlossen war.

Rosa hatte wohl da die Hand mit im Spiele; denn ihr scharfes

Auge war nur zu bald, der Sache auf den Grund blickend, hinter das süße Geheimniß Anna's gekommen. Sie wußte es so zu leiten, daß die Glücklichen sich oft allein sahen. Und wie der alte Zündler zu Altenberg stand, so war Hundert gegen Eins zu wetten, daß er sein Ja und seinen Segen nicht versagen werde.

Da trat er eines Tages in Anna's Gemach und legte ihr einen duftenden Brief auf ihren Arbeitstisch.

„Lies ihn, Anna, mein Kind," sagte er. „Es ist eine wichtige, ernste Sache, die ein Mädchen in Deinem und ein Vater in meinem Alter nicht ohne ernste Erwägung lassen dürfen. Nur das Eine sage ich Dir. Ich war mit Deiner seligen Mutter so glücklich, wie ich Dich mit Deinem künftigen Gatten sehen möchte, und wir liebten uns. Du sollst nie eine Verbindung schließen, zu der Dich nicht Dein Herz hinzöge."

Mit diesen Worten ging er und ließ das Mädchen in einer außerordentlichen Spannung und Verlegenheit zurück. Sie ahnete fast, was der Brief enthalte und von wem er sei.

Mit zitternden Händen ergriff sie den Brief und entfaltete ihn. Ein kleines Briefchen, an sie überschrieben, lag darin. Sie erbrach es zuerst. Es enthielt eine feurige Liebeserklärung; allein es sprach auch die Ueberzeugung aus, daß sie ihn liebe. Es enthielt so viel Selbstgenügsamkeit, daß es einen höchst ungünstigen Eindruck hervorbrachte und die schönen Züge Annas mit einer Gluth des Unwillens bedeckte.

„Der eitle Thor!" rief Anna aus und warf das Blatt mit dem höchsten Unwillen weg.

In dem Brief an ihren Vater sprach er die Ueberzeugung aus, daß Anna ihn liebe; er wies auf seinen Reichthum hin und auf die Stellung, als Assessor des Hofgerichts, wie auch auf seine glänzende Zukunft. Der ganze Brief ließ es eben merken, daß er an eine Ablehnung seiner Anträge gar nicht dachte, ja er ließ es durchscheinen, daß sie keine Ablehnung finden könnten.

Anna war erbittert.

Sie trat zu ihrem Vater in das Gemach. Der alte Mann saß in tiefen, ernsten Gedanken da.

„Theurer Vater," sagte sie, „mich wundert, daß es der Herr nicht deutlicher ausdrückt, wie unverdient die Ehre sei für ein bürgerliches Mädchen, dessen Stellung und Habe bei Weitem nicht an die seine hinanreicht, solcher Anträge gewürdigt zu werden."

„Nimm's nicht so strenge, Anna, mein Kind; Du bist aufgeregt. Laubing ist kein böser Mensch."

„Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn zu wenig," sagte Anna. „Der eitle Thor ist mir von je zuwider gewesen. Um kein Gut möcht' ich ihm meine Hand geben."

„Du liebst ihn also nicht? Er meint es aber doch."

„Nun, ich glaube, er meint, daß alle Mädchen ihn lieben müssen, weil er eben der Herr von Laubing ist. Ich fühle auch keinen Funken von Neigung zu ihm.

„Darf ich das als Deine entschiedene Meinung hinnehmen?"

„Vollkommen, theurer Vater!"

Der alte Zündler seufzte leise und ging in seine Schreibstube. Der alte Mann erwog mit kühlem Verstande die Sache. Es wurde ihm schwer, den sonst ehrlichen und ehrenden Antrag abzulehnen. Er schrieb zwar noch nicht gleich und nahm die Sache noch einige Male auf; als aber Anna sich unumwunden dahin aussprach, daß sie lieber als Einsame durch's Leben gehen, als Laubing's Gattin werden wolle. Da griff er zur Feder, um die unangenehmen Zeilen niederzuschreiben und für die Ablehnung wenigstens die freundlichste Form zu suchen, was ihm wohl auch gelang, ohne daß aber die Sache selbst dadurch für Laubing hätte weniger bitter und niederschlagend gemacht werden können.

Die Wirkung war ätzend, furchtbar. Laubing war außer sich. Er mußte Urlaub nehmen und eine Reise antreten.

Verschmähte Liebe und tief verletzte Eitelkeit sind bei leidenschaftlichen Naturen ein nachhaltig wirkendes Gift. Die Liebe Laubing's zu Anna schlug in einen tödtlichen Haß um, und dieser

Haß wucherte in seinem Herzen fort und fort, selbst auch da noch, als er einer Andern seine Hand reichte.

Genaue Erkundigungen bei Freunden in der Universitätsstadt ließen, da sie der intimen Verhältnisse Altenberg's zu Zündler's erwähnten, die Ahnung in seiner Seele aufsteigen, dieser ihm längst verhaßte Mensch sei der Grund seiner Zurückweisung von Seiten Anna's, und auch auf ihn warf sich sein glühender Haß. Die aber, die dieser Haß traf, ahnten nichts davon; konnten es nicht ahnen, daß tausendfaches Leid in ihm seine Quelle finden sollte.

Altenberg hatte endlich auch seine Studienzeit vollendet, aber seine Anna zu verlassen war ein bitteres Weh. Zündler merkte an der elegischen Stimmung Beider zuerst, wie es um die Herzen stehe. Er beobachtete schärfer, und was er nur erst vermuthet, wurde zur Gewißheit.

Der Tag des Scheidens kam endlich; ihm selber war es sehr schmerzlich, da er Altenberg eben so innig achtete, als liebte.

Anna war tief gebeugt. Sie konnte den tiefen Schmerz nicht verhehlen, der ihr ganzes Denken und Fühlen ergriffen hatte.

Am Morgen traf Zündler sie in Thränen.

Er faßte ihre Hand. „Anna, mein Kind,“ sagte er bewegt, „es geht ein tiefes Leid durch Deine Seele; warum darf es Dein Vater nicht theilen, oder — heilen?“

Sie sank schluchzend an seine Brust, aber reden konnte sie nicht. In diesem Augenblicke trat Altenberg ein. Er blieb betroffen stehen.

„Kommen Sie,“ sagte der Rath; „Sie kennen den Grund dieser Thränen, und was sie hervorruft, theilen Sie.“

Altenberg trat bleich heran.

„Herr Rath,“ stotterte er, „es ist wahr. Grollen Sie mir nicht, daß ich Anna liebe, mehr als mein Leben.“

„Grollen?“ sagte der alte Mann und seine Stimme wankte. „Nein mein Sohn, wenn Anna Dich liebt, so sollst Du mir ein lieber Sohn sein.“

Da fuhr Anna herum und sah ihren Vater mit einem Blick an, der ihm in's Innerste der Seele drang.

„Ist es wahr, mein Vater?“ fragte sie, und preßte ihre Hände vor das Herz, das zerspringen wollte.

Mit Thränen im Auge nahm Zündler ihre Rechte und legte sie in die Altenberg's.

„Ist Dir diese Antwort genug?“ fragte er. — Da sanken Beide an sein Vaterherz, und der Herr im Himmel sagte Amen zu einem Bunde, der ihm wohlgefiel.

So war das Schicksal von zwei trefflichen Herzen auf immer verbunden, und Altenberg trennte sich von Anna, wenn auch den Scheideschmerz tief fühlend, mit dem seligen Bewußtsein, daß sie sein sei.

Noch im Herbste desselben Jahres brachte er ihr seine geliebten Eltern, und auch sie wünschten sich Glück zu der lieblichen, trefflichen Tochter.

Gustav machte seine Prüfungen und bestand sie mit einem seltenen, überaus glänzenden Erfolg; aber er mußte eine nur gering dotirte Stelle annehmen, wie es die Einrichtung des Landes gebot. Er führte seine Anna heim, in das stille Dörfchen, das im waldigen Gebirge lag, und ihr Vater wohnte bei ihnen. Anna wurde es leicht, in der Liebe zu ihrem trefflichen Gatten, die Freuden des geselligen Lebens in der Universitätsstadt aufzugeben. Sie lebte ihrem häuslichen Berufe, pflegte ihr häusliches Glück, und ihr Vater starb im beglückenden Bewußtsein, daß Anna glücklich sei, wenn auch Reichthum und Glanz ferne war von dem einfachen, bescheidenen Leben des Paares, das im Erfüllen seiner Pflichten und in seiner gegenseitigen Liebe sich glücklich fühlte.

Der Tod des verehrten und geliebten Greises warf einen tiefen Schatten auf ihr häusliches Glück. Es war das erste Weh, das sie traf. Es kam nicht unerwartet; es kam vom Herrn. So trugen sie es im frommen Ergeben in den heiligen Rathschluß Dessen, der Alles wohl macht; aber es war, als ob mit diesem

Hinübergehen eines treuen, vortrefflichen Herzens eine Reihe bitterer Erfahrungen beginnen sollte.

Der alte Zündler hatte sein Vermögen bei einem Handelshaus einer nahen, bedeutenden Handelsstadt zinstragend angelegt.

Urplötzlich traf Altenberg die Kunde, daß dies Haus ruinirt, daß ein treuloser Bankerott ausgebrochen und der Handelsmann entflohen sei. Er eilte in die Handelsstadt; aber er kam zurück mit der trostlosen Gewißheit, auch nicht einen Pfennig zu retten.

Anna war gebeugt, denn sie trug ein Pfand ihrer Liebe unter ihrem Herzen.

„Nicht meinetwegen trauere ich," sagte sie mit Thränen im Auge zu dem geliebten Gatten, „sondern — wegen der Zukunft Dessen, was uns die Liebe Gottes schenken wird."

„Du hast recht gesagt, theures Weib," erwiederte Altenberg. „Die Liebe Gottes wird uns ein Wesen schenken, in dem unsere Liebe sich, wie in einem Mittelpunkte, vereinigen wird; aber nicht wahr, meine Anna, die Liebe Gottes, die es uns schenken wird, wird auch über ihm und uns walten? Laß den Verlust uns verschmerzen. Es ist eine Prüfung, die unser Vertrauen bewähren wird. Geld macht nicht das wahre Glück des Lebens aus."

Solche Tröstungen gaben Anna ihre Ruhe, ihre volle Sammlung wieder. Sie sank an die treue Brust des Mannes, von dem sie lernte, das Unvermeidliche im Glauben zu tragen und dulden.

Und der Herr segnete sie mit einem wohlgebildeten Knaben, der nun ihr Glück vollendete. Auch Altenberg's Eltern hatten die Schuld der Menschennatur bezahlt. Das Erbe, was sie ihm ließen, war ungemein klein, aber es half doch Sorgen abwenden, denn die Pfarrstelle versorgte sie kaum mit dem Nöthigen. So flossen Jahre hin. Altenberg hatte sich um bessere Stellen gemeldet, aber Andere erhielten sie, und er darbte. Lange blieb es ihm ein Geheimniß, worin die Ursache lag, — bis er erfuhr, daß Laubing Präsident des Consistoriums geworden sei. Nun wußte er, wie es um ihn

stand. Nun kannte er die Quelle seines Zurücksetzens. Lauding trug einen unversöhnlichen Haß in seinem Herzen, dessen Früchte jetzt Altenberg zu ernten begann. Seiner Anna verschwieg er, was ihn drückte, um sie nicht noch tiefer zu beugen; aber er war Mann genug, mit der Waffe der Wahrheit und mit der Freimüthigkeit des guten Gewissens auf die Quelle seiner ungerechten Zurücksetzung hinzuweisen.

Lauding las mit Ergrimmen diese Eingabe, die zuerst in seine Hand kommen mußte. Er unterdrückte sie; aber sie blieb nicht unbeantwortet. Eine heftige Zurechtweisung voll Kränkungen, scheinbar aus dem Schooße des Consistoriums ausgegangen, traf Altenberg niederschlagend; aber er ermannte sich und forderte Thatsachen und Recht. Auch mit dieser Eingabe ging es, wie mit der ersten. Er wurde mit harten Worten zur Ruhe verwiesen, und eine leise Drohung wies auf Entlassung, Entsetzung hin.

Jetzt sah Altenberg, daß, wenn er nicht Alles auf's Spiel setzen wolle, er schweigen und dulden müsse. Innerlich knickte das den sonst so thatkräftigen Mann; allein Anna ahnete es nicht. Ihr zeigte er nur ein heiteres Angesicht. —

Um seinen Verhältnissen aufzuhelfen, und zugleich die Bildung seines Sohnes desto erfolgreicher bezwecken zu können, entschloß er sich, fremde Kinder in Erziehung und Unterricht zu nehmen. Anna nahm gerne die größere Last des Hauswesens auf ihre Schultern, da der geliebte Gatte eine so viel schwerere, verantwortungsvollere übernahm und ihres kleinen Gustavs Bestes dabei leitend war.

Ein erfreulicher Erfolg krönte diese Bestrebungen, allein eine große Verbesserung der äußeren Lage wurde und konnte um so weniger erzielt werden, als die Kosten des Hauswesens in fast gleichem Maße wuchsen und die enge Pfarrwohnung nur eine kleine Zahl von Zöglingen aufzunehmen gestattete.

Was aber das Schlimmste war, das blieb Anna's liebendem Auge nicht verborgen: ihres Gatten Gesundheit schwankte bedenklich.

Sieben Stunden Unterricht täglich waren eine Bürde, die er auf die Dauer zu tragen außer Stande war.

Als Gustav, ihr Sohn, in's fünfzehnte Jahr trat, war die Stunde gekommen, welche das Aufhören des kleinen Instituts energisch gebot. Der befreundete Arzt forderte es gebieterisch, wenn nicht die Tage Altenberg's sollten verkürzt werden.

So fielen denn die kleinen Hülfsquellen weg und an eine Versetzung auf eine bessere Stelle war nicht zu denken, da Laubing es nicht unterließ, Altenberg als einen unfriedlichen Mann mißliebig zu machen. Das nagte an dem Herzen des schuldlos leidenden Mannes und untergrub vollends seine wankende Gesundheit. Man konnte es sehen, daß er nicht mehr weit zum Grabe hatte.

Als endlich Gustav nahe der Universität war, reich an Kenntnissen und Gaben Gottes, erkrankte der Vater, der seine besten Kräfte aufgezehrt hatte; hoffnungslos lag er ein Jahr darnieder, und als der Nordwind kälter über die Stoppelfelder strich, als die Bäume ihre gelben und rothen Blätter auf die Erde streuten und der Wind sie in den Lüften trillte, als die Wandervögel einer wärmeren Heimath zuzogen, da ging auch sein Geist hinüber in die stille Heimath eines Friedens, der nicht mehr gestört wird.

Den Schmerz Anna's und Gustavs können Worte nicht schildern.

Nach einem Vierteljahre mußten sie den Ort verlassen, wo das theuere Grab war. Sie zogen in das Städtchen, wo wir sie in der Gärtnerwohnung fanden. Die Wittwe war Anna, und Gustav, der Candidat, ihr Sohn; und das war die alte Geschichte, von der die Wittwe so ungerne sprach. —

Schrecklich und tief empörend war es, daß der unedle Laubing auch da seinen Haß nicht enden ließ, als Altenberg's Herz gebrochen und seine Rache an ihm befriedigt war; daß er ihn fort und fort im Herzen nährte, und ihn die arme Anna, die verlassene Wittwe, tief empfinden ließ, und jetzt ihren trefflichen Sohn, der mit großer

Anstrengung die geliebte Mutter und sich ernährte, da Altenberg's Krankheit auch die letzten Sparpfennige aufgezehrt hatte.

Da im kleinen Lande manche nützliche Einrichtung fehlte, so hatten auch die Pfarrwittwen keine Anstalt, die ihre Sorgen milderte. Anna hatte auf den Rath der Freunde ihres seligen Gatten zweimal sich an den Landesherrn gewendet, um eine Unterstützung zu erhalten; allein Laubing's Arme reichten so weit, daß er auch hier die Hoffnungen vernichten konnte. Alle Bewerbungen Gustavs um erledigte Stellen suchte er zu entkräften, indem er darauf hinwies, daß er durch Errichtung einer Privatschule sein reichliches Auskommen habe, und Andere es darum eher verdienten, untergebracht zu werden, als er.

So wirkte die alte, traurige Geschichte fort und fort heillos für Mutter und Sohn, und die Tage der Prüfung schienen für die Dulderin diesseit des Grabes nicht enden zu wollen.

3.

Die Nachrichten, die Gustav mitbrachte.

Aus seinem Stübchen trat Gustav im gemächlichen alten Hausrock und setzte sich neben die Mutter, die mit bangem Herzklopfen seiner Mittheilungen harrte. Sie goß ihm eine Tasse Thee ein, um die er gebeten hatte, und sagte dann, ihn wehmüthig anblickend: „Wieder einmal umsonst? Nicht wahr, mein guter Gustav? Verschweige mir's nicht, ich bin schon darauf gefaßt!"

„Ich weiß es nicht, liebste Mutter, ob ich Das, was Sie vermuthen, so gerade bestätigen kann. Es ist eine ganz eigene Geschichte, die ich Ihnen wohl ausführlich erzählen muß."

„Sie wissen, daß ich erst am zweiten Tag in die Hauptstadt kommen konnte, wie wacker ich auch wandern kann. So war es denn Samstag Abends, als ich in einem kleinen Gasthofe meine

Wohnung nahm. Sonntags ist's so eigentlich nichts mit Besuchen, und da die Sitzung, welche über die Pfarrstelle zu Leiendorf entscheidet, erst am Freitag gehalten wird, so brauchte ich auch gerade nicht zu eilen, zumal ich meine Meldung nebst meinen Zeugnissen auf dem Secretariate bereits abgegeben hatte.

„Ich ging am Sonntag in den Frühgottesdienst und dachte den Nachmittag die herrliche Anlage zu besehen, welche etwa drei Viertelstunden von den Thoren der Stadt entfernt ist. Ich war nie dort gewesen, und man hatte mir sie so reizend geschildert, daß ich ein großes Verlangen empfand, mich in ihren Laubgängen zu ergehen, an der riesigen Fontaine mich zu erlaben und im Waldesgrün einmal wieder zu athmen, was man hier in der flachen Gegend ganz entbehrt. Im Schatten einer prächtigen Allee kam ich hin.

„Es war gegen Mittag, als ich ein einsames Plätzchen suchte, um mein bescheidenes Mahl, das ich in meiner Tasche trug, zu halten. An einem tiefen, schönen Teich, um den mächtige Trauerweiden ihre dünnen Aeste und Zweige im Winde bewegen und mit den Spitzen im klaren Wasser gaukeln, fand ich das gesuchte Plätzchen, und dort streckte ich die müden Glieder in's Gras.

„Es war so still in diesem Theile der Anlage, der eine blumenreiche Wiese bildete. Der Wind rauschte so wundersam in den Zweigen der alten Trauerweiden, daß ich endlich einschlief. Wie lange ich so geschlafen, weiß ich nicht, aber ein seltsam Traumbild umfing mich, als jener Zustand eintrat, wo das Erwachen nahe und doch alle Leibes- und Seelenkräfte noch gehalten sind. Es war mir nämlich, als nahte sich Jemand leise. Ich rang, wach zu werden; aber die Ermüdung von der Wanderung der beiden vorigen Tage war zu groß. Immer näher trat die Gestalt und endlich beugte sie sich über mich, und eine Blume fiel aus einem Strauße, den sie in der Hand hielt, gerade auf meine Augen.

„Ich erwachte und blickte in ein unbeschreiblich schönes Mädchengesicht, das sich eben niederbeugen wollte, die Blume vom Gesichte des Schläfers wegzunehmen, so leise als möglich.

„Sie fuhr in einer großen Verwirrung mit tiefem Erröthen zurück, und war verschwunden hinter dem Gebüsche, das an dieser Stelle sehr dicht war.

„Offenbar war es ihr Zweck gewesen, leise einen Büschel Vergißmeinnicht zu pflücken, die gerade neben meinem Kopfe herrlich und üppig blühten.

„Die Blume habe ich behalten, liebste Mutter, denn sie ist mir ein theures Andenken geworden. Es war ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren, unbeschreiblich schön, und in ihrem blauen Auge spiegelte sich eine gewiß reine, gute Seele! —

„Ich stand rasch auf, um — sie noch einmal zu sehen; allein mein Suchen war umsonst. Es waren der Fremden so Viele in der Anlage, daß es mir zuletzt als eine rechte Thorheit vorkam, dem Gedanken Raum zu geben, sie noch einmal zu sehen.

„Und dennoch geschah es.

„Als ich mich noch einmal der schönen Fontaine nahete, sah ich sie auf dem Rande des Bassins sitzen und einen Kranz winden. Jetzt erst bemerkte ich, daß sie in Trauer gekleidet war. Vielleicht ist der Kranz für das Grab einer geliebten Mutter, dachte ich, und die Sehnsucht, die Vergißmeinnicht zu besitzen, fand darin ihre Erklärung.

„Nicht weit von ihr stand ein ebenfalls trauernder Herr, der schon alt zu sein schien. Er sprach mit einem Anderen und wandte ihr und mir den Rücken zu.

„Ich weiß heute noch nicht, wo ich den Muth hernahm, aber ich nahte mich der Stelle, wo sie saß und an dem Kranze flocht, legte leise meinen Strauß Vergißmeinnicht auf den Rand des Bassins neben sie hin, und wollte, wie ich hoffte, mich unbemerkt entfernen; aber der Schatten machte sie aufmerksam. Sie blickte auf, sah die Vergißmeinnicht, erröthete tief, aber sah mich mit einem Gesichtchen an, das ich nie vergessen werde, so milde, so engelsmilde lächelnd, als wollte sie sagen: Du hast meine Gedanken errathen. Ich danke Dir.

„Ich ging schnell weg, aber als ich noch einmal umsah, nahm sie die Vergißmeinnicht und blickte noch einmal mir nach.

„Von da an sah ich sie nicht mehr — bis —“

„Nun, wie hat sich die Begebenheit weiter abgesponnen?“ fragte die Mutter.

„Leugnen will ich es nicht,“ fuhr Gustav mit kindlicher Offenheit fort, „daß es mich nach der Stelle hinzog, wo sie gesessen hatte. Sie war längst weg, als ich dahin zurückkam. Es lagen Blumen zerstreut, die sie zu ihrem Kranze nicht verwenden konnte.

„Ich bückte mich sie aufzuheben, — da glänzt mir etwas in's Auge. Ich bückte mich tiefer, und — es war ein Ring, ein einfacher Goldreif, mit dunkeln Haaren darein geflochten. Auf dem feinen Schilde standen die Buchstaben L. L. verschlungen.

„Ich hob ihn auf.

„Vielleicht, dachte ich, ein theures Kleinod! Vielleicht die Haare der theuern Mutter, für deren Grab sie den Kranz gewunden. O, daß ich sie wiederfinden könnte, denn der Ring war sicher ihr! Er war so enge, daß er nur für den niedlichen Finger eines so jungen Mädchens passen konnte.

„Ich lief durch alle Gänge des Gartens. Ich fragte die Gärtner, ob sie nicht ein Mädchen gesehen, dessen Gesicht und Kleidung ich genau beschrieb. Sie lachten, aber sie konnten mir nichts sagen.

„Am andern Morgen nahm ich meinen Ring in die Tasche, und ging vorerst, meine Meldungsbesuche zu machen.

„Ich fand eine kühle Aufnahme bei den Herren Räthen; der Eine meinte, es wären viele Bewerber da, und ältere als ich; der Andere verwunderte sich, daß ich unter den Bewerbern erscheine, da ich mir hier durch die Schule einen Wirkungskreis und ein nährendes Auskommen gegründet habe; der Dritte war am ehrlichsten. Ich traf ihn in seiner Amtsstube im Regierungsgebäude. Er hörte die Schilderung meiner Lage mit Theilnahme an.

„Junger Mann, sagte er, ich glaube, Ihrem würdigen Vater

ist ein schweres Unrecht geschehen; aber die Hand, die ihn gedrückt, ruht auch auf Ihnen, wenn auch gewiß so unverdient, als auf Ihrem würdigen Vater. Ich zweifle, ob es ihnen gelingen wird, die treffliche Stelle in Leiendorf zu erhalten. Sie ist zudem eine Patronatsstelle Sr. Excellenz des Herrn Ministers, der erst in diesen Tagen aus dem Bade in Töplitz zurückkehren wird. Aber wissen Sie was, melden Sie sich schriftlich bei Sr. Excellenz und beziehen Sie sich auf mich. Sie dürfen auf mich zählen.

„In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und es trat, einige Actenstücke in der Hand, ein hoher Mann herein, dessen Aeußeres finster war und unangenehm berührte; denn trotz dem Alter, das die Haare schon gebleicht, lag etwas Stutzerhaftes in dem Mann, etwas Abstoßend-Hochmüthiges. Ich weiß nicht, daß mich je ein Mensch so tief angewidert hätte.

„Der alte, biedere Rath verbeugte sich tief. Kurz und diplomatisch-einsilbig reichte er dem Rathe die Acten. Mich sah er nur flüchtig, aber mit einem stechenden Blick an, dann beachtete er mich nicht mehr.

„Als er sich entfernen wollte, nahm der Rath das Wort.

„Herr Präsident, sagte er, erlauben Sie mir, Ihnen hier einen Bewerber um Leiendorf vorzustellen, der sich eben die Ehre geben wollte, Ihnen aufzuwarten, jetzt aber, da sie nach der Sommerresidenz Sr. Durchlaucht sich zu begeben gedenken, dieses Glückes nicht theilhaftig werden kann.

„So? sagte er eisig kalt und blickte mich wieder mit dem stechenden, niederschmetternden Blick an. Wie heißt der Herr?

„Ich verbeugte mich tief und sagte, fest ihn ansehend: Gustav Altenberg.

„Es war, als ob ihn ein giftig Gewürm in diesem Augenblicke gestochen hätte. Es zuckte etwas über sein Gesicht, das Haß, Grimm und Verachtung einte.

„So? sagte er noch einmal, aber der Ton war entsetzlich, und dies: So? klingt noch in meiner Seele nach. Noch einmal

musterte er mich mit dem Blicke, der etwas Basiliskenartiges hatte, dann sagte er mit schneidender Kälte: Die Hoffnung auf Leiendorf können Sie fahren lassen. Excellenz ist Patron und hat die Stelle so gut als vergeben.

„Er reichte dem Rathe die Hand und ging, ohne mich eines Blickes mehr zu würdigen.

„Das war Herr von Lauking! sagte mit Wehmuth der alte Rath, als er von der Begleitung des Mannes zurückkam.

„Ich wußte es, sagte ich.

„Haben Sie ihn schon gesehen? fragte er.

„Das nicht, war meine Antwort; aber ich mußte es schließen, daß er es war. So würde, wenn ich auch ein Bettler wäre, der um ein Almosen flehte, Niemand hier mich behandelt haben!

„Der Rath seufzte tief auf. Leider haben Sie Recht. Er ist, seit seine Gemahlin gestorben ist und seine Finanzen zerrüttet sind, nur noch abstoßender und menschenfeindlicher geworden.

„Ich dankte dem wackeren Greise für sein Wohlwollen und ging.

„Mutter, Mutter, wie war mir, als ich aus dem Hause trat! Alle meine Hoffnungen mit einem Male, mit einem Worte schonungslos zertreten! Und dieser Mensch hatte kein Wort für mich, das entsetzlich Bittere zu versüßen, vielmehr drückte er absichtlich den Stachel recht tief in die Seele des Armen, den er haßt und verfolgt, wie er es von je gegen den seligen Vater gethan!“

Die Mutter hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sie schluchzte laut. Es waren die bittersten Erinnerungen ihres Lebens wach geworden. Die „alte Geschichte“ mit all' ihrem Weh und Schmerz stand wieder lebendig vor ihr.

Gustavs Züge zeigten einen tiefgenährten Unmuth und Unwillen. Er kannte theilweise den Grund jenes Hasses. Die Mutter hatte einst unwillkürlich eine Aeußerung fallen lassen, die ihn ihm verrieth; aber mehr hatte es ein Brief gethan, den er unter den Papieren seines Vaters gefunden hatte. Er war an einen Freund gerichtet gewesen, aber wahrscheinlich nicht abgesendet worden. Er

enthielt die „alte, traurige Geschichte," von der die vielgeprüfte Anna nicht gerne sprach.

Jedes Gefühl, auch das schmerzlichste, erleidet seinen Wendepunkt.

Ruhiger geworden, sagte die Mutter: „Du bist noch nicht am Ende Deiner Erzählung, mein Sohn; fahre fort, ich bin gefaßt, noch Bittereres zu hören!"

Gustav seufzte und fuhr dann fort:

„Ich rannte die Straße hinauf, um schnell mein Ränzel umzuhängen und den Staub von meinen Füßen zu schütteln. Verworrene Gedanken durchkreuzten meinen Kopf, aber keiner kam zur Klarheit als der, schnell heimzukehren mit meinen vernichteten Hoffnungen.

„Da kam ich an einer Kreuzstraße vorüber, wo ein Haufen Menschen um einen Ausrufer stand.

„Wer ihn doch gefunden hätte! sagte neben mir eine arme Frau. Das machte mich aufmerksam und brachte den Ring mir wieder in's Andenken.

„Ich trat zu dem öffentlichen Ausrufer und fragte, um was es sich handle.

„Es ist gestern in den Anlagen ein Ring verloren worden, dessen Finder eine ansehnliche Belohnung erhält, wenn er den Ring wiederbringt, sagte er.

„Ist es ein einfacher Haarring? fragte ich.

„Der Mann bejahte meine Frage.

„So habe ich ihn gefunden, sagte ich. Wollen Sie ihn?

„Nein, nein, versetzte der Ausrufer. Sie müssen ihn selbst hintragen. Es ist ganz nahe. Dort in dem großen Hause, Nr. 41. Ich will Sie hinführen.

„Der Mann führte mich einige Häuser weiter, zog an einer großen Thür die Klingel und ein Bedienter trat heraus.

„Der Herr will den Ring überbringen, sagte er zu dem Bedienten.

„O, das ist schön, versetzte dieser. Sie bringen Freude in das Haus. Kommen Sie!

„Der Bediente führte mich eine Stiege hinauf, auf der Teppiche lagen. Alles verrieth ein sehr vornehmes Haus. Endlich öffnete er eine Thüre, bat mich, einzutreten, verbeugte sich und ging.

„Ich stand in einem prachtvollen Saal. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden. Reiche Geräthe standen umher. An den Wänden hingen herrliche Oelgemälde in breiten goldenen Rahmen. Eines derselben zog mich vor allen an. Es war, wenn mich nicht Alles täuschte, das Bild der Schönen, welcher ich die Vergißmeinnicht im Parke gereicht hatte. Ich stand im Anschauen dieses Bildes versunken, als sich hinter mir eine Thüre öffnete.

„Als ich mich umwendete, stand sie vor mir in all' ihrem Liebreiz.

„Wir standen einander gegenüber, erröthend und so betroffen, daß Keines ein Wort zu finden wußte.

„Endlich gelang es mir, mich zu sammeln.

„Vielleicht bin ich so glücklich, stotterte ich, Ihnen ein schwer vermißtes Gut wiedergeben zu können. Ich fand gestern diesen Ring an der Fontaine, wo Sie — den Kranz wanden. Mit großer Freude lege ich ihn in die Hand der rechtmäßigen Eigenthümerin.

„O, Mutter, da hätten Sie dies Engelsgesicht sehen sollen! Es war in tiefe Gluth getaucht, aber sie ging in eine Verklärung über, wie ich Aehnliches nie gesehen. Ihre Hand zitterte, als ich ihn hineinlegte. Sie sah ihn mit Entzücken an, drückte ihn an ihre Lippen, und zwei Thränen, es waren gewiß Freudenthränen, rannen über die Wangen.

„Gottlob! Gottlob! daß ich ihn wiederhabe! rief sie in seliger Freude und nun schlug sie das große, herrliche Auge mit unbeschreiblichem Ausdrucke zu mir auf. Dank! tausend Dank Ihnen, der Sie mir dies unschätzbare Gut wiedergeben. Ach, fuhr sie in einer schönen Begeisterung fort, wenn ich Ihnen sage, daß es die

Haare einer theuern Mutter sind, daß sie mir diesen Ring am Tage meiner Confirmation gab, — dann erst werden Sie fühlen, welchen Werth er für mich hat, und wie hoch ich Ihnen verpflichtet bin.

„Die zwanglose Natürlichkeit, die kindliche Innigkeit dieser Worte ergriffen mächtig mein Herz. Ich dachte an Sie, meine theure Mutter, und fühlte mich unaussprechlich glücklich, dem trefflichen Mädchen ein solches Gut erhalten zu haben. Alle Scheu, aller Zwang, alle Verlegenheit war von meinem Herzen genommen.

„Ich verstehe diese Gefühle; ich kann sie ganz nachempfinden, sagte ich, denn auch ich habe eine vortreffliche Mutter.

„Sie sah mich freundlich an, aber mit Wehmuth sagte sie: Sie haben sie noch, o, wie glücklich sind Sie dann! Jetzt aber erblaßte sie plötzlich. Sie mochte an die verheißene Belohnung denken, und hatte doch den Muth nicht, sie mir anzubieten.

„Ich schätze mich glücklich, hob ich wieder an, um sie aus der Verlegenheit zu ziehen, Ihnen eine so große Freude gemacht zu haben. Die Erinnerung an diesen glücklichen Augenblick und — an zwei andere wird mir nie erlöschen. Doch habe ich eine Bitte. — Ich bitte mir eine dieser Rosenknospen aus, als Erinnerungszeichen dieser glücklichen Stunde!

„Sie hatte zufällig zwei kaum erblühte Rosenknospen in der Hand.

„Obgleich tiefe Gluth ihr Antlitz bedeckte, reichte sie mir schnell eine dar.

„Ich dankte innig für die Rose und verbeugte mich, um mich zu entfernen.

„Sie sah mich an und sagte: O, möchte Ihnen, wenn Sie einst sollten das Unglück haben, ein theures Gut zu verlieren, eben so uneigennützig der Finder es zurückgeben. Doch — um Ihren Namen darf ich wohl bitten, damit ich weiß, wem ich so hoch verpflichtet bin.

„Den kann ich Dir sagen, liebe Anna, sprach in diesem Augen-

blicke eine rauhe, unfreundliche Mannesstimme, der Herr ist der Candidat Altenberg! Aber was führt Sie zu meiner Tochter? richtete der Unwillkommene jetzt die Frage an mich.

„Schon hatte ich ihn angeblickt und Eiseskälte durchrieselte meine Adern, denn es war der Präsident von Laubing, der mit entsetzlichem Ausdrucke vor mir stand. Er sah mich starr und zornig an.

„Ich verbeugte mich tief und sagte fest, denn der Mann hatte mich aus allen meinen Himmeln gerissen, daß ich so glücklich gewesen, den Ring zu finden, den das Fräulein verloren habe.

„Aha, sagte er mit einem zermalmenden Hohne, Sie wollen wohl die Belohnung eincassiren, die Anna versprach? — Geh', Kind, sagte er zu dieser, hole Geld, der Herr hat Eile! —

„Ich fühlte, wie eine dunkle Gluth in mein Gesicht stieg. Jeder Nerv meines Körpers bebte. Das Mädchen wurde todtenbleich und hielt sich an einer Stuhllehne.

„Ich richtete mich stolz auf, sah ihm fest in das Auge und sagte mit bitterem Tone: Sie irren, Herr Präsident! Ich bin dadurch reich belohnt, daß ich Ihrer Fräulein Tochter ein theueres Gut habe zurückgeben können.

„In der That, sehr generös! sagte er in gleichem Ton. Ich dächte aber, Sie hätten nichts wegzuwerfen.

„Jetzt fühlte ich, wie jede Rücksicht schwand, wie ich reden mußte, mochte folgen, was da wollte!

„Wenn ich das Loos der Armuth mit meiner theuern Mutter trage, sagte ich kalt, so trage ich es durch eine fremde Schuld. Dem, der sie trägt, möge es Gott verzeihen; aber unedel muß ich es nennen, einen Gedrückten in solch' einem Augenblick an sein unverdientes Loos zu erinnern.

„Ich grüßte kurz und kalt und wendete mich zur Tochter: Nehmen Sie meinen Dank für Ihre milde Freundlichkeit!

„Ich verließ das Zimmer.

„Ein edler Stolz hob meine Brust. Meine Armuth war nicht mehr drückend.“

„O Gott! o Gott! wie wird das enden!“ rief die weinende Mutter und rang die Hände.

„Wie Gott es fügt,“ sagte Gustav. „Er wird's wohl machen. Ihm habe ich Alles anheimgestellt im Gebet, als ich ruhiger geworden war.“

Die Mutter war außer sich. Sie war trostlos. Der Sohn bot Alles auf, sie zu beruhigen, was ihm endlich gelang.

„Noch bin ich nicht am Ende, theure Mutter,“ hob er nach einer langen Unterbrechung wieder an. Lernen sie auch den Hoffnungsstrahl kennen, der diesem düstern Augenblicke folgte.

„Ich eilte in mein Wirthshaus, zahlte meine kleine Zeche und eilte zum Thore hinaus. Es war Nachmittag.

„Wie mein ganzes Innere in Aufruhr war, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich rannte die Straße dahin, als brenne mich der Boden an meine Sohlen. Endlich erreichte ich im dichten Wald eine Anhöhe. Ich fühlte, daß ich ruhen mußte, denn meine Kräfte ließen nach. Eine Bank am Wege bot einen Ruheplatz.

„Aber, wie die leiblichen Kräfte ihre Spannung verloren, so auch die des überreizten Innern. Ich stemmte meine Ellenbogen auf die Kniee, bedeckte mit beiden Händen mein Gesicht und ein Strom von Thränen brach hervor. Ich war in einer Stimmung, wie noch nie in meinem Leben. Die Welt hätte in Trümmer gehen und mich mit verschlingen können, ich hätte es nicht bemerkt.

„Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter, und eine tiefe, wohlwollend klingende Stimme sagte: Junger Mann, der Mensch, der verzweifelt, hat keine Religion!

„Ich fuhr erschrocken auf.

„Vor mir stand ein alter Herr. Das Haar war schneeweiß; das Gesicht edel; die ganze Gestalt hatte etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Sie haben Recht, sagte ich; aber darin irren Sie, wenn Sie einen Verzweifelnden in mir zu finden meinen. — Es gibt Lebens-

sagen, die ein Menschenherz aus den Fugen heben können, das ist gewiß; aber mein Glaube steht zu fest, als daß ich verzweifeln könnte.

„Gut, sagte er; aber ein Menschenherz, das aus den Fugen gehoben ist, dürfte der Verzweiflung nicht ferne sein! Sehen Sie mich einmal an, fuhr er fort, ich bin dem Grabe nahe, wo man weder mit Worten, noch weniger mit Gefühlen spielt. Ich sage Ihnen, Sie haben mir aufrichtige Theilnahme eingeflößt. Ich habe hier gestanden, als Sie kamen. Sie sahen mich nicht. Ich habe Sie beobachtet. Es muß ein entsetzliches Schicksal Sie getroffen haben. Mein Herz ist Ihnen offen; öffnen Sie einem alten Manne das Ihre. Denken Sie, ich sei Ihr Freund. Der Arzt kann nur helfen, wenn er die Krankheit kennt. Vielleicht hat mich Gottes Hand hierher geführt, daß ich Ihr Arzt werde. Fassen Sie Vertrauen zu mir. Ich bin dessen nicht unwerth und zum Helfen bin ich bereit, sofern es in meiner Macht steht.

„Er setzte sich neben mich, faßte meine Hand und sagte: Nun, mein Sohn, reden Sie!

„Die Last meiner Seele war zu schwer. Die Bürde mußte abgewälzt werden. Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm Alles sagen, Alles, was mich drückte, Alles, was die trübe Vergangenheit in ihrem Schooße trug und was die Gegenwart so unerträglich machte.

„Es floß im vollsten, reinsten Vertrauen über meine Lippe, und ich beichtete Alles ohne Rückhalt, ohne Hehl."

„Nanntest Du auch Laubing's Namen?" fragte angstvoll die Mutter.

„Nein, theure Mutter; den verschwieg ich; aber als ich geendet hatte, sagte der edle Greis: Ich kenne den Mann, den Sie so edel waren, nicht zu nennen. Er ist der Präsident von Laubing. Er hat Ihnen viel, sehr viel Böses gethan, und sie fluchen ihm nicht, das ist christlich, das ist Ihrer würdig.

„Wenn ich nun aber die Lage, in der Sie sich befinden, über-

blicke, sagte er plötzlich von tiefem Ernst in einen heitern Ton übergehend, so will es mir vorkommen, als wären Sie in der Lage des Candidaten in der Chur Brandenburg. Kennen Sie die Geschichte?

„Ich verneinte.

„Nun so will ich sie Ihnen kurz erzählen. In der Nähe von Berlin lebte zur Zeit des kräftigen Mannesalters Friedrichs des Großen auch ein Candidat, der, wie Sie, etwas Tüchtiges gelernt, gute Zeugnisse und ein achtungswerthes Leben für sich hatte; aber es wollte ihm durchaus nicht glücken, eine Anstellung zu finden. Es menschelt halt überall, und es menschelte auch stark im Consistorium zu Berlin. Da galt Gunst und Empfehlung mehr als Verdienst, und wer keinen Vetter im Consistorium oder in dessen Nähe hatte, konnte als Candidat grau werden. Der in Rede stehende Candidat entbehrte aller dieser Vorschubmittel und hatte auch nicht einmal die Gabe, sich geltend zu machen. Er war nahe daran in seiner Noth und Armuth zu verkommen. Eines Tages, wo er sich wieder um eine Stelle beworben und keine Zusage empfangen hatte, lief er, da er Sanssouci noch nicht gesehen hatte, um sich zu zerstreuen, dorthin, und kam in den königlichen Garten. Er kannte den großen Monarchen nicht und hätte ihn wohl gerne einmal gesehen.

„Eine besondere Fügung des Himmels war es, daß Friedrich, lustwandelnd im Garten, zu ihm kam und sich mit ihm in ein Gespräch einließ.

„Der Candidat sprach frisch von der Leber weg, und der König fand Gefallen an seinen gesunden Ansichten und gediegenen Urtheilen. Endlich sagte Friedrich: Nicht wahr, Er ist Candidat der Theologie?

„Ja Herr! war des Candidaten Antwort.

„Wie ich merke," fuhr Friedrich fort, „blüht Sein Weizen auch nicht. Sein Röcklein ist sehr fadenscheinig."

„Ich kann mir kaum so viel durch Privatunterricht verdienen,"

sagte der Candidat, „daß ich mein Leben durchbringe. An Anderes darf ich nicht denken. Seit sieben Jahren bewerbe ich mich um alle erledigten Pfarrstellen; aber mir geht's wie dem Kranken am Teiche Bethesda. Wenn ich komme, ist immer ein Anderer vor mir in's heilende Wasser gestiegen."

„Wie kommt denn das? Hat Er vielleicht einen Flecken im schwarzen Rocke?" fragte der König.

„Herr," sagte der Candidat darauf, „lesen Sie diese Zeugnisse und ich bin der Antwort auf diese scharfe Frage überhoben."

„Er reichte dem König ein Päckchen Papiere.

„Der König öffnete es, las sie, legte sie ruhig wieder zusammen und gab sie zurück.

„Nun," nahm er darauf das Wort, „diese Zeugnisse sind vortrefflich; darum begreife ich es aber um so weniger, daß Er keine Stelle kriegt?"

„Ich begreife es leider nur zu gut," sagte der Candidat: „ich habe keinen Vetter im Consistorium."

„Steht's so?" fragte der König und runzelte seine Stirne. „Weiß Er was, ich will Sein Vetter sein!"

„Das wird mir wenig helfen," sagte lächelnd der Candidat, der den König für einen untergeordneten Beamten hielt.

„In diesem Augenblicke trat ein Adjutant des Königs aus einem Seitenwege, stand und grüßte ehrfurchtsvoll.

„Der Candidat sah das, betrachtete seinen Begleiter und in diesem Augenblicke fiel's ihm wie Schuppen von den Augen.

„Ach, Eure Majestät!" rief er bebend aus —

„Laß Er's gut sein," sagte der König lachend. „Ich denke, der Vetter soll Ihm schon helfen.

„Von Kleist," rief er darauf dem Adjutanten zu, „setz' Er sich gleich mit diesem Herrn hier in einen Hofwagen und fahr' Er bei dem Oberconsistorialrath Teller vor. Sag' Er ihm, dieser Mann habe keinen Vetter im Consistorium, da wolle der König sein Vetter

sein. Man solle ihm auf der Stelle die erledigte Pfründe geben, um die er sich beworben hat.“

„Der Candidat wollte sich entschuldigen, aber der König sagte lachend: „Geh' Er hin und mache Er Seinem Vetter keine Schande!“

„Das Ende der Geschichte ist kurz dieses: der Candidat erhielt die Pfründe auf der Stelle, und ihm war geholfen.

„Nun bin ich weder ein Friedrich, noch ein Fürst, sondern bloß ein Mann, der vielleicht etwas für Sie thun kann. Ich will auch einmal Ihr Vetter sein, und Sie sollen von mir hören. Seien Sie gutes Muths. Gott befohlen!

„Der Reisewagen war unterdessen zur Höhe gekommen. Der Herr sprang, ehe ich ein Wort sagen konnte, hinein und der Wagen rollte fort.“

„Großer Gott! was wird das geben? Wie wird das enden?“ rief angstvoll die Mutter.

Und wieder sagte Gustav: „Ich habe die Wahrheit geredet. Gott wird Alles lenken!“

4.

Der Vetter im Consistorium.

Am andern Morgen begann Gustav seine Schule wieder. Die Knaben drückten alle des geliebten Lehrers Hand, und rüstig ging es wieder an das Werk. Ihm war dies Wirken eine rechte Wohlthat; denn seine Seele wurde aus den Grübeleien und Träumereien herausgerissen, denen er sich hinzugeben in Gefahr war; allein selbst mitten in die grammatischen Regeln trat das liebliche Bild Anna's von Laubing.

Die Mutter hatte sich Alles zusammengestellt, zurechtgelegt, und wie ein Alp lag es auf ihrem Herzen, daß ihres Sohnes Offenheit so groß gewesen gegen einen Unbekannten, von dem man

ja doch nicht wußte, welchen Gebrauch er davon machte. Zwar hatte der Mann sich auf eine Weise benommen, die Vertrauen erwecken konnte und mußte, allein wie war die Welt heutzutage? Wie waren die schönsten Worte oft so trügerisch!

Wochen kamen und gingen in's Land und jenes Wort des Fremden: „Sie sollen von mir hören!“ blieb — ein leeres Wort. Zwar wollte es Anfangs den Jüngling tief niederbeugen; allein er hatte zu oft Täuschungen erlebt und erfahren in seinem noch so jungen Leben, daß er sich am Ende darein ergab.

Er wußte es ja nicht, daß die genauesten Erkundigungen unter der Hand angestellt wurden nach ihm, seinen Eltern, seinen und ihren Geschicken, seinem und ihrem Thun und Lassen. Ihm blieb es ja unbekannt, was sich an dem Orte zutrug, an dem die Entscheidung erfolgen mußte.

Der Minister von B. ließ eines Morgens den Präsidenten von Laubing bitten, alle diejenigen Papiere und Acten, sowie die Meldungen und Zeugnisse, welche sich auf die Besetzung von Leiendorf bezogen, ihm zu übersenden. Dies geschah und der Minister durchblätterte sie. Ganz zuletzt fand er die des Candidaten Altenberg nebst seinen Zeugnissen in den von dem Inspector beglaubigten Abschriften. Im Actenvermerk standen von Laubing's Hand die Worte: „Ist nicht zu beachten, da er ein unzufriedener Querulant ist, der das Consistorium bei jeder Vacanz belästigt, während er in seinem Wohnort eine einträgliche Schule gegründet hat. Zudem sind Alle, welche sich beworben haben, als Candidaten älter und müssen also, ohne die Meinung des hohen Herrn Patrons beschränken, oder Einfluß darauf üben zu wollen, eher berücksichtigt werden.“

Der Minister warf die Acten zornig auf den Tisch.

„Also immer noch der alte, unvertilgbare Haß aus verschmähter Liebe. Menschenherz, Menschenherz, wie bist du unergründlich! Laubing ist sonst ein redlicher Mann; er hat ein gutes Herz, möchte ich sagen; und doch diesen endlosen Haß! Und er lebte, wie es heißt, nicht unglücklich mit seiner verstorbenen Frau. Sie soll,

wie man mir sagte, eine vortreffliche Frau gewesen, und seine Tochter, ihr Abbild, soll ein treffliches Mädchen sein. — Er nannte sie Anna, wie seine erste Liebe hieß. Sollte dies die Erinnerung ewig wach halten? — Welche Räthsel!"

Einige Tage später kam der Präsident von Laubing zu ihm, zu einer vertraulichen Besprechung.

Der Minister war ein Mann, der in der Schule des Lebens gereift war. Obwohl Diplomat vom Fache und wohl kennend jene feine Kunst, welche die Sprache nur als eine Gabe ansieht, die Gedanken zu verhüllen und zu verbergen, war er unter anderen Umständen, welche nicht in das Gewebe diplomatischer Verhandlungen einschlugen, wieder ganz Mensch und ein edler Mensch dazu. Eingedenk, daß er zu Gustav gesagt: — denn er war jener Fremde, der ihm bei der Bank auf der Anhöhe im Walde die Hand auf die Schulter gelegt hatte, und dem Gustav so offen Beichte gesessen — „Ich will Ihr Vetter im Consistorium sein," hatte er über ihn, seine Thätigkeit und sein Leben die umfassendsten Erkundigungen in der Stille eingezogen, und der alte biedere Rath, der selbst an Gustav einen so warmen Antheil genommen hatte, war ihm dabei die Rechte gewesen, die Alles that, was nöthig war, um den Schleier von diesen Verhältnissen wegzuziehen. Jetzt sah der Minister völlig klar. Was Gustav in offener Zutraulichkeit ihm offenbart hatte, lag als sonnenklare Wahrheit vor ihm da. Er erkannte in ihm einen jungen Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und Talenten, wie ihn die Gemeinde in Leienborf brauchte, und er — der oft den halben Sommer mit seiner Familie in Leienborf wohnte — sich ihn nicht nur zum Umgange, sondern zum Unterrichte seiner beiden jüngsten Kinder wünschte. Er war daher entschlossen, Gustav Altenberg zur Pfarrstelle in Leienborf zu präsentiren. Daß diese Präsentation, wenn er seinen Wunsch in die Wagschale legte, durchgehen würde, konnte kaum bezweifelt werden.

So standen die Verhältnisse, als Laubing bei dem Minister eintrat. Das finstere Antlitz des Mannes war noch finsterer, als

sonst gewöhnlich, und eine Blässe lag darauf, die auf eine große Gemüthsbewegung zurückzuschließen gestattete.

„Sie sehen bleich, Herr Präsident," sagte der Minister, als Laubing sich niedergelassen hatte.

„Wohl möglich, Excellenz," erwiederte er, nachdem er für die Theilnahme auf eine feine Weise gedankt. „Meine Tochter ist leidend seit einiger Zeit, und doch das einzige Gut des Herzens, das mir geblieben, da mag es erklärlich werden, daß die Seele des Vaters sich gedrückt fühlt."

„Wissen Sie was," sagte der Minister, „lassen Sie sie auf einige Zeit mit meiner Familie nach Leiendorf gehen; die Landluft wird ihrer Genesung jedenfalls heilsam sein."

Der Präsident verbeugte sich dankend. „Excellenz begegnen allzu huldvoll in eben dem Grade meinen Wünschen, als denen der Aerzte."

„Desto besser," versetzte der Minister; „so ist die Sache abgethan. Nächste Woche reist meine Familie nach Leiendorf. Sie wird sich der Gesellschaft Ihrer Fräulein Tochter freuen. Doch in Bezug auf Leiendorf: wie steht es um die Besetzung der Pfarrstelle?"

„Das Consistorium harrt der Präsentation, um unbedingt den Wunsch Eurer Excellenz zu erfüllen, da es ganz in Eurer Excellenz Wünschen liegen muß, die Stelle mit einem ausgezeichneten Manne zu besetzen. Die Acten sind in Eurer Excellenz Händen."

„Ich habe die Acten durchgelesen und geprüft," sagte der Minister, „aber ich finde gerade den, welchen ich präsentiren möchte, als ungeeignet bezeichnet. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wen ich im Auge habe? — Ich kann nur allein den Candidaten Gustav Altenberg wählen."

Der Präsident verfärbte sich. „Altenberg?" rief er dann mit Leidenschaft aus, ganz die Lage und das Gegenüberstehen des Ministers vergessend.

„Gerade diesen!" sagte der Minister kalt, aber betont.

„Eure Excellenz werden es entschuldigen, wenn ich meine Verwunderung vielleicht nicht in der gehörigen Weise äußere. Ich kenne diesen jungen Mann.“

„Ich auch!“ sprach der Minister kalt und ernst.

„Er ist hochfahrend, trotzig und anmaßend —“

„Ach, Sie schließen das aus der letzten Unterredung, welche Sie mit ihm in Ihrer Wohnung hatten,“ fiel ihm der Minister mit scharfem Tone ein. „Ich glaube, Herr Präsident, wie er da sich benahm und sprach, so mußte ein Ehrenmann reden, der schuldlos zertreten wird, der Dank verdiente und Hohn erntete.“

Der Präsident war sprachlos. Er wagte es nicht, den Minister anzusehen, der diese Umstände kannte, die ihn, das sagte ihm sein Gewissen, in einem so verwerflichen Licht erscheinen ließen.

„Ich erstaune, daß Euer Excellenz solche specielle Dinge kennen, bei denen nur drei Personen anwesend waren, von denen nur Eine die Mittheilung kann gemacht haben, die, wenn ich es nicht unter meiner Würde hielte, es so zu bezeichnen, Partei war, und natürlich das, was sie veröffentlichte, in ihrem eigenen Interesse und mit der Schminke der Selbstsucht verändert verlautbart hat,“ sagte anscheinend mit aller Ruhe der Präsident.

„Sie mögen von Ihrem Standpunkt aus Recht haben, so zu reden, Herr Präsident,“ sagte darauf der Minister und runzelte seine Stirne; „aber eine Thatsache darf nicht aus ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit gerissen werden. Bedenken Sie das, und lassen Sie es mich hier, wo wir, beide Greise, vor Gott stehen, aussprechen, daß ich diese Vergangenheit bis in Ihre Jugend hinab genau, selbst bis in die feinsten Beziehungen kenne. Ich bin Ihr Richter hier nicht, der ist über uns Allen, Herr Präsident, und das schreckliche Wort: Thue Rechenschaft! wird an uns Alle ergehen, aber das halte ich für meine Pflicht, Sie daran zu erinnern, daß es Zeit ist, in sich zu gehen, daß es Zeit ist, der unversöhnlichen Rache ein Ziel zu setzen und gut zu machen, was Sie, Herr

Präsident, Sie, an einer schuldlosen Familie verschuldet haben. Der Vater ruht im Grabe. Kummer über Verfolgung hat ihm das Herz gebrochen. Ein edles Weib, hoher Achtung werth, darbt mit ihrem Sohne seit Jahren, und die Last eines unvertilgbaren Hasses ruht auf ihr und ihrem Sohne. Herr Präsident, fühlen Sie, was das heißt? Es ist Zeit für Sie zur Buße. Machen Sie gut, was Sie übel gemacht. Ich erwarte den Antrag auf eine bedeutende Pension für die darbende Wittwe Altenberg, und Ihr Sohn muß Pfarrer in Leiendorf werden. Ich sehe, daß meine Worte nicht auf den Weg gefallen sind, wo sie zertreten werden. Ermannen Sie sich! Von nun an sind die beiden Menschen unter meinem Schutz, und jede Kränkung würde zur Entlarvung Derer führen, die sie sich beigehen ließen. Die Folgen liegen nahe. Sie kennen nun unsere gegenseitige Stellung. Ich lasse Sie hier allein. Sammeln Sie sich, ehe Sie mein Haus verlassen. In diesem Zustande darf Sie Niemand sehen!"

Er stand auf und ging in ein Zimmer nebenan und überließ den Zerknirschten sich selbst und seinem inneren Richter.

Er saß da wie eine Leiche. Starr waren die aus ihren Höhlen heraustretenden Augen. Er zitterte am ganzen Leib und die Gedanken rasten in seinem Kopfe umher, weil keiner Halt gewinnen konnte. Sein Herz pochte hörbar und sein Gewissen war in einer Weise zum Erwachen aufgerüttelt worden, daß es sich nicht mehr zur Ruhe einlullen ließ. Alles war wahr, was der Minister gesagt. Die Hand Gottes hatte ihn in den Worten dieses Mannes gefaßt.

Lange, lange saß er da, nach Fassung ringend, ohne sie gewinnen zu können. Endlich kamen ihm Thränen. Er schlug an seine Brust, bekannte dem Unsichtbaren, Ewignahen seine Schuld und flehte um Vergebung.

Er schrieb mit zitternder Hand den Antrag auf eine bedeutende Pension für die Wittwe Altenberg. Er faßte das Schreiben ab, durch welches Gustav Altenberg zum Pfarrer in Leiendorf ernannt

wurde, und schickte Beides durch den Kanzleidiener an die Räthe, die im erwachenden Gefühle früheren Unrechts, dessen stillschweigende Werkzeuge sie gewesen, mit Freuden unterzeichneten, obgleich sie die wundersame Gesinnungsänderung des Präsidenten Laubing nicht begriffen.

Als beide Documente wieder in seiner Hand waren, legte er das Gesuch um seine Pensionirung hinzu, das er, während jene unterzeichnet wurden, abfaßte. Alle drei sandte er dem Minister.

Dieser erstaunte über das Pensionsgesuch des Präsidenten.

„Der Mann ist besser, als ich gedacht," sagte er, und befahl seinen Wagen.

Er fuhr zum Präsidenten.

Er fand ihn im Bette, fiebernd.

Schmerzlich beklagte er diese Wendung der Sache. Er bat Laubing, der übrigens ein tüchtiger Mann in seiner wichtigen Stellung war, das Gesuch um Entlassung zurückzunehmen, und verhieß ihm, daß die Kenntniß der vorgefallenen Dinge keinen Einfluß auf ihre gegenseitige Stellung haben solle. Den Minister bestimmte zu diesem menschenfreundlichen Schritte das Wissen um die ungeheuer zerrütteten Vermögensumstände des Präsidenten, den Eitelkeit und Prunksucht in diesen Abgrund gestürzt hatten.

„Bitte," sagte Laubing, „erwähnen Euer Excellenz der Dinge nicht mehr. Ihre Mahnung an die Buße ist nicht ohne Erfolg geblieben. Ich weiß, was mich erwartet; aber gerade dieser Schritt ist der Anfang meiner Buße. Ich bin unwürdig des Vertrauens, das ich genoß, unwürdig der Stelle, an der ich stand. Daß ich um eine Pension gebeten, ist nur um meines Kindes willen, denn ich verdiene sie nicht; aber ich bin ein Bettler. Alle meine Habe wird daraufgehen, meine Schulden zu bezahlen, in die mich meine Eitelkeit gestürzt hat. Lassen Sie Alles so, wie es ist, Excellenz."

Er war nicht zu überreden.

Der Minister verließ ihn nicht ohne Sorgen für sein Leben; aber er hatte die Beruhigung, daß es im Innern dieses Mannes zu einem heilbringenden Umschlage gekommen war.

5.

Der unerwartete Besuch.

Das, was zwischen dem Minister und dem Präsidenten vorgefallen war, blieb ein Geheimniß. Ein Billet des Ministers an die Räthe des Consistoriums legte diesen ein unverbrüchliches Schweigen in Bezug auf die Besetzung der Pfarrstelle von Leiendorf auf. Während dessen ließ er die Bestallung ausfertigen und schrieb einige Zeilen an den Inspector in dem Orte, wo Gustav wohnte, deren Inhalt Niemand kannte.

In der folgenden Woche ließ der Inspector Gustav zu sich bitten.

„Herr Candidat," sagte er zu ihm, „ich fühle mich nicht so recht in der Stimmung, nächsten Sonntag zu predigen. Eine Menge unangenehmer Arbeiten lastet auf mir. Wollten Sie nicht für mich eintreten?"

Gustav, der sich glücklich fühlte, wenn er seinen heiligen Beruf ausüben konnte, sagte freudig zu und eilte heim, sich an die Arbeit zu machen, zu der ihm nicht viele freie Stunden zugemessen waren.

Die letzte Zeit war für ihn wieder eine rechte Zeit der Prüfung gewesen; die Hoffnungen, die er hegen zu dürfen geglaubt hatte, waren erblichen, denn der Fremde, der aus so tiefem Ernste plötzlich in einen gewöhnlichen Scherz übergegangen, den er, wie es alte Leute wohl gerne zu thun pflegen, an eine Anekdote knüpfte, hatte auch nicht das Mindeste von sich hören lassen, und der Gedanke lag nahe, daß er sein Vertrauen an einen Unwürdigen verschwendet

habe; ja noch mehr, er bereuete tief seine Unklugheit, ihm zu rücksichtslos sein Inneres, seine Verhältnisse, das Thun Laubing's erschlossen zu haben, und manche quälende Besorgniß kam über ihn, die eigentlich in der Mutter vielbeängsteter Seele ihre Quelle hatte.

Zu diesem Schmerze hatte sich ein anderer gesellt, der auch in dem liebevollen Mutterherzen einen, wenn auch schweigenden, doch tiefen Anklang fand, ohne daß es übrigens Gustav ahnete. Daß das holdselige Kind des gehässigen Laubing einen außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, konnte ihm so wenig, als der Mutter verborgen geblieben sein. Schon im Garten zu W. war ihre Erscheinung ihm als die lieblichste vorgekommen. Sie hatte ihn angeblickt, daß ihm der Strahl dieses wundervollen Auges in die Seele drang. Wer mochte es dem Jünglinge hoch anrechnen, daß er bewegt war, wie nie; daß dies Bild sich ihm eingeprägt; daß er sie liebte?

Anna stand wachend und im Traume vor seiner Seele, und nur am Claviere hauchte er sein Gefühl aus in den weichsten und rührendsten Klängen. Und sie war Laubing's Tochter; sie stand hoch und unerreichbar über ihm, und des Vaters Haß ließ vollends dem ungetrübten Blicke eine unübersteigliche Kluft erkennbar werden. Da hatte er gerungen und war endlich dazu gekommen, seine Liebe in's Grab zu legen, wie die Rosenknospe hingestorben war, die sie ihm gereicht hatte. Seitdem legte sich eine stille Schwermuth über seine Seele, wie der herbstliche Nebel über eine schöne Landschaft. Dennoch war auch hier ein religiöses Gefühl Meister geworden über eine Regung des Herzens.

So stand es um seine Seele, als der Inspector ihn bat, für ihn eine Predigt des nächsten heiligen Tages zu übernehmen.

Als er sich niedersetzte und das heilige Buch zur Hand nahm, da weilte er bei der herrlichen Stelle des Evangeliums, wo die Jünger mit dem Herrn über den See fahren, er entschläft und sich der Sturm erhebt, des See's Wellen aufwühlend, daß sie das Schifflein zu verschlingen drohen. Sie wecken den Herrn, der ihren

Glaubensmangel straft; er spricht ein allmächtig Wort; der Sturm legt sich, und das heilige Buch sagt so bedeutungsvoll: „Und es ward ganz stille!“ Er konnte nicht weg von der Stelle, die so bedeutsam für sein inneres Leben war, und er nahm sie zum Text einer Predigt, wie sie inniger, beziehungsreicher, salbungsvoller nie aus seiner Seele gequollen war. Er hatte sie in einem Zuge niedergeschrieben; er trug sie die ganze Woche in seiner Seele herum, hier und da ändernd und verbessernd, bis endlich, heiß ersehnt, der heilige Tag kam, daß er sie, als ein Zeugniß eigener, innerer Erfahrung ausströmen lassen konnte im lebendigen Wort.

Endlich läuteten die Glocken. Die Gemeinde strömte zum Gotteshause. Begeistert und begeisternd sang die Gemeinde das bedeutungsvoll gewählte Lied Paul Gerhard's: „Befiehl du deine Wege,“ und nun war der Augenblick gekommen, wo Gustavs Lippe kund thun sollte, wie jeden inneren und äußeren Sturm des Herrn Wort zur Ruhe bringt, daß es ganz stille wird.

Nie hatte er inniger und darum hinreißender gepredigt. Die Gemeinde hing an seinem Munde; man konnte die Athemzüge hören, solche Stille der Andacht, der hingebendsten Aufmerksamkeit herrschte in der Kirche. Alle waren ergriffen, erhoben, erbaut. Ueber Alle, wie über ihn, war der Friede Gottes gekommen.

Er eilte heim. Seine Seele war so voll, daß sie sich noch ausströmen mußte. Er setzte sich an sein Clavier. Ohne es selbst zu wissen, war es die Melodie des wunderherrlichen Liedes, die er spielte, die er kunstreich und fugenartig behandelte und die ihn noch einmal in die heiligen Regionen emportrug, in denen seine Predigt sich bewegt.

Er hatte es nicht bemerkt, daß leise die Thüre hinter ihm aufgegangen war und sich Jemand in des Vaters Sorgenstuhl am Ofen stille niedergelassen hatte. Die Mutter war noch zu einer befreundeten Familie gegangen und weilte länger, als sie sonst pflegte.

Lange hatte Gustav gespielt. Endlich schloß er begeistert mit einer Fermate, die das Amen zu seinem melodischen Gebete war.

Er stand auf und trat gegen das Fenster mit gefaltenen Händen. Nach einer Weile drehte er sich um — und vor dem Erschreckenden stand — der Fremde. Er ergriff des Candidaten bebende Hand und drückte sie mit Wärme.

„Sie werden vielleicht an mir irre geworden sein, mein junger Freund, aber ich nicht an Ihnen. Ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich bin heute Ihr Zuhörer gewesen, und komme, Ihnen zuerst für die Erhebung zu danken, die mir Ihre vortreffliche Predigt gewährt hat, und habe Ihnen dann noch einen Dank abzustatten, den für Ihr treffliches Spiel, dessen stiller Zuhörer ich hier gewesen bin, und das vollständig den Eindruck Ihrer Predigt fortgesetzt und vollendet hat."

Er sah so freundlich in des Candidaten Augen, daß das Erschrecken schnell von diesem wich. Er bat den Fremden, sich doch in des Vaters Sorgenstuhl niederzulassen, und sagte: „Es haben nur gute Menschen darin gesessen!"

Der Fremde lächelte.

„Nun," sagte er, „möge denn ihr Geist auf mich übergehen, wenn ich mich noch einmal darin niederlasse! Nun setzen Sie sich aber zu mir. Ich habe Ihnen Mancherlei zu erzählen, denn in der Hauptstadt, wo ich wohne, ist Mancherlei vorgegangen, was Sie interessiren wird. Zuerst ist Herr von Laubing freiwillig von seinem Amte zurückgetreten und hat eine sehr anständige Pension. Er wird Ihnen nicht mehr schaden! Mit ihm die beiden alten Räthe, die seine Creaturen gewesen sind. Nur der Eine wackere Mann, der Ihnen so freundlich rieth, ist im Amte geblieben."

„Großer Gott," sagte Gustav erbleichend, „es wird doch nicht das, was ich in unbewachter Offenheit Ihnen mitgetheilt habe, die Ursache dieser Veränderungen sein? Ich würde mich in meinem Gewissen belastet fühlen, und habe jene Unbesonnenheit schwer beklagt!"

„Seien Sie ganz ruhig," versetzte der Fremde. „Sie haben ja die vollste Wahrheit gesagt; aber zu Ihrer Beruhigung bemerke

ich bloß noch, daß der Rücktritt der Herren freiwillig war. Das ist aber nicht Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Auch Leiendorf ist besetzt. Sie haben dem guten Rathe des würdigen alten Consistorialrathes Folge geleistet, und ich, Ihr Vetter im Consistorium," setzte er lachend hinzu, „habe auch meinen Senf hinzu gethan, und — der Minister hat Sie präsentirt."

„Großer Gott!" rief Gustav erschreckend. „Ich habe erst hintennach gehört, daß Leiendorf eine der besten Stellen des Landes ist und daß ich darauf nicht die mindesten Ansprüche habe. Die Stelle gehört einem alten verdienten Manne."

„Das ehrt Sie, junger Mann," erwiederte der Fremde; „aber der Minister hat sich nach Ihnen erkundigt, und was er gehört, konnte ihn nur in seiner Meinung bestärken. Da er den Sommer über in Leiendorf mit seiner Familie wohnt, so ist er auch ein wenig eigennützig. Er hat noch, obgleich er den Sechzigern angehört, einen Sohn von vierzehn und eine Tochter von elf Jahren. Sehen Sie, da speculirt der Mann auch ein wenig auf den Unterricht dieser Kinder und namentlich auch auf die Musik, deren Freund er ist und die er in seiner Familie sehr pflegt. Ueberdies wünschte er dorthin einen tüchtigen Prediger. Ich will Ihnen ganz ehrlich sagen, daß er mich hierher geschickt hat, Sie predigen zu hören und Ihnen auf den musikalischen Zahn zu fühlen. Da hab' ich's denn besser nicht treffen können, und ich bin in beiden Beziehungen im Stand, Ihnen Zeugnisse beizulegen, wie sie eben der Minister wünscht."

In diesem Augenblick überhob der Eintritt der Mutter Gustavs diesen einer Antwort, zu der ihn seine Verlegenheit nicht würde haben kommen lassen.

Gustav stellte sie vor, die den fremden Herrn demüthig begrüßte.

Der Fremde bewies ihr eine hohe Achtung und bat um die Erlaubniß, in seinen Mittheilungen fortfahren zu dürfen.

„Der Präsident von Laubing scheint," sagte er, „übrigens sich vollständig umgeändert zu haben. Wie ich gehört habe, so ist eine seiner letzten Amtshandlungen gewesen, für Sie, würdige Frau, eine recht anständige Pension von Sr. Durchlaucht zu erbitten. Ich zweifle nicht an der Gewährung; wie er dann auch auf Ihre Bestallung als Pfarrer in Leiendorf angetragen hat."

Die Wittwe saß starr da. Sie war bleich geworden und zwei heiße Thränen rannen über ihre Wangen. Ihre Hände waren wie zum Gebete gefaltet und ihre Lippe zuckte.

„Gott segne ihn dafür!" sagte sie endlich kaum hörbar.

„So ist's recht, würdige Frau!" versetzte mit Rührung der Fremde. „Wir sollen segnen die Hand, die uns geschlagen hat, und beten für unsere Verfolger. So lehrt's uns der Herr!"

„Und Du Pfarrer in Leiendorf?" sagte sie, Gustavs Hand ergreifend, und sah ihn dabei selig an.

„O Herr," wendete sie sich dann zu dem Fremden, „Sie sind ein Segensbote Gottes! — Ach — der Abend meiner Tage will sich noch aufklären! Ja, Gustav, der Herr hat den Sturm beschworen und es wird ganz stille! Sein Name sei gelobt!" setzte sie begeistert hinzu und drückte des Sohnes Hand.

„Amen!" sprach der Fremde und zerdrückte eine Thräne, die ihm in's Auge trat.

Da klopfte es an der Thüre.

Der Postbote trat herein und überreichte zwei große Briefe, denen Gustav nicht ansah, daß alle Postzeichen fehlten und sie also hier auf die Post gelegt waren. Der eine der Briefe war an seine Mutter überschrieben.

Sie nahm ihn, öffnete ihn und las. Er enthielt die Zusicherung einer Pension von dreihundert Thalern.

Ihre Thränen rannen ungehemmt.

„Da lies, Gustav!" sagte sie, „Dreihundert Thaler Pension sichert mir der gnädige Fürst zu! O, so viel hatte dein armer Vater kaum Besoldung!"

„Es ist der späte Abtrag einer gerechten Schuld!“ versetzte der Fremde.

Und Gustav reichte ihr bebend sein Patent als Pfarrer in Leiendorf.

„O Gott, o Gott!“ rief die Mutter. „Es ist zu viel auf einmal!“

Da sanken Mutter und Sohn sich in die Arme und der Fremde stand in seligem Anschauen da. Es war eine Scene, die jedes Herz hätte ergreifen müssen.

„Und Sie, Sie,“ rief Gustav. „Sie sind der Wohlthäter meines Lebens geworden!“ Er faßte seine Hand und drückte sie.

„Möge Gott Ihnen vergelten in reichem Segen, was Sie für mich thaten!“

Der Fremde schüttelte, keiner Antwort fähig, den Kopf, nahm seinen Hut und wollte gehen.

„Ach,“ sagte Gustav verlegen, „verlassen Sie uns nicht! Theilen Sie unser einfaches Mahl! Sie sind Besseres gewohnt, aber — theilen Sie einmal das Mahl der Armuth.“

Er blieb und theilte das höchst einfache Mahl, man sah es dem Mann an, wie glücklich er war.

Nach Tisch sagte er, daß er noch ein Kleines zu besorgen habe und dann wiederkehren würde. Er ging schnell weg — aber er kam nicht wieder, und als Gustav im Gasthofe fragte, war er abgereist.

„Wer ist's?“ fragte die Mutter den Sohn, und erst jetzt fiel es ihm ein, daß er nach seinem Namen nicht gefragt.

Sie blieben still in ihrem Glücke zusammen diesen Tag; aber gegen zwei Uhr klopfte es leise.

Frau Gebhards kam herein.

„Ach, du lieber Gott,“ sagte sie, „ich habe Sie, Frau Pastorin, in Thränen gesehen und doch nicht traurig, wie sonst. Da mögen Sie es mir schon zu Gute halten, daß ich, wahrlich nicht aus

Neugier, sondern in herzlicher Theilnahme komme und frage, was Ihnen denn begegnet ist?"

Nun erzählten sie es denn der treuen Seele ausführlich.

„Sehen Sie," sagte sie überglücklich, „mein Traum ist wahr geworden! O, was wird mein Alter sagen? Nun wird er doch endlich einmal Etwas darauf geben! Ja, ja, mein lieber Herr Pastor, es ist ewig war, der Eltern Segen baut den Kindern Häuser! Es bleibt ewig wahr, was sie heute wieder gepredigt haben. Der Herr hat Ihnen Gnade gegeben. Er sei gelobt!"

6.

Der Pfarrer von Leiendorf.

Die Wolken waren verzogen. Der Himmel lachte so heiter über Mutter und Sohn. Die Theilnahme im Städtchen war aufrichtig und herzlich.

So kam denn endlich der Tag der Abreise. Alle Bewohner des Städtchens nahmen rührend Abschied von den beiden trefflichen Menschen, besonders leid that es den Familien, deren Kinder Gustav unterrichtet, und den Knaben selbst, deren Liebe und Hochachtung er sich in hohem Grade erworben hatte.

Am schwersten aber war der Abschied von der guten Frau Gebhards und ihrem Manne, der weniger in Worten ausdrücken konnte, wie er es so treu meinte, als seine zungenfertige, gutmüthige Frau.

Von ihren Segenswünschen begleitet, fuhren die Glücklichen endlich ihrer neuen Bestimmung zu. Sie hatten mehrere Tagreisen. Die Gegend war bergig und rauh, durch welche ihr Weg sie führte; aber allmälig wurde sie milder, fruchtreicher. Die Berge waren

weniger hoch, die Thäler lieblicher, die Dörfer wohlstehender. Sie nahten sich der Gegend, wo in hügeligem Lande reiche Fruchtfluren, üppige Obstbäume ein mildes Klima weissagten.

Es war an einem warmen, schönen Tag, als sie endlich Leiendorf im Thale vor sich liegen sahen.

Dies war ein schönes, reiches Dorf, das an einem bedeutenden Bache lag, der sich durch ein fruchtbares Thal schlängelte, dessen Höhen ein schöner Wald krönte.

In Gustavs Herzen lebten ernste Gedanken. Sein heiliger Beruf trat in seiner Schwere und Verantwortlichkeit vor seine Seele; aber auch das Vertrauen wuchs in seiner Brust, daß der Herr ihm beistehen würde, damit er ihn recht ausrichte.

Herzlich bewillkommnete die Gemeinde ihren neuen Seelsorger, dem ein so guter Ruf vorausgegangen war. Wie im Triumphe wurde er zur Pfarrwohnung geleitet.

Als sie dort ankamen, trat ein hoher Mann aus der Thüre ihnen entgegen, seine Brust war mit Orden geziert. Die Männer der Gemeinde traten ehrerbietig zurück. Staunend erkannte Gustav — den Fremden.

Er reichte ihm herzlich die Hand und sagte: „Es ist billig, daß ich Sie auf der Schwelle Ihres Hauses begrüße. Ich bin der Patron Ihrer Kirche, der Minister von B. Dort droben blickt meine Wohnung herüber. Lassen Sie uns gute Nachbarschaft halten!“

Da erbleichte Gustav und bückte sich tief vor dem Manne, der, ein Werkzeug des Herrn, in seine letzten Geschicke so wesentlich eingegriffen hatte.

„Nicht so, nicht so, liebster Pfarrer!“ sagte der edle Mann, „Sie kamen mir mit Vertrauen, Offenheit und Freundschaft entgegen, als Sie mich noch nicht kannten; lassen Sie denn auch jetzt dies Verhältniß fortdauern, aus dem, wie ich hoffe, manche schöne

Stunde für uns erblühen soll! Schlagen Sie ein, auf gute Nachbarschaft!“

Er reichte Gustav seine Hand hin, und dieser schlug, überwältigt von der Güte des Ehrenmannes, ein.

„Nun aber kommen Sie,“ sagte er zur Mutter; „Sie müssen vor Allem die Wohnung kennen lernen, wo Ihnen ein neues Leben erstehen soll und, so Gott es will, wird.“ Er führte die Mutter in's Haus und zuerst in das Wohnzimmer. Da standen einfache, aber schöne neue Mobilien und vorzüglich ein neues treffliches Clavier. Ueberall war für das Nöthige gesorgt in einfacher Weise, aber echt und gut.

Dann sagte er den Ueberraschten: „Das Alles gehört Ihnen! Es fehlt nichts, als eine wackere junge Hausfrau, der lieben Mutter eine liebe Tochter. Da hat aber meine Vetterschaft ein Ende,“ schloß er lachend; „denn da ziehe ich mich bescheiden zurück, und lasse Gott und Sie selbst sorgen! Heute Mittag aber bitte ich Sie, mein Brod mit mir zu theilen, und da es Zeit ist, so lassen Sie uns gehen.“

Wie strömten da die Herzen von Dank über, und wie einfach wies ihn der edle Mann ab!

Als sie in's Schloß traten, empfing die Ministerin auf eine wohlthuende, herzliche Weise die Mutter Gustavs. Bei Tisch erschienen die beiden kleineren Kinder, die Gustav unterrichten sollte, und die älteste Tochter; allein wie erbebte Gustav, als Anna, Laubing's schöne Tochter, an ihrer Hand eintrat!

„Ich habe Ihnen zu sagen vergessen, daß Sie eine Bekannte träfen,“ sprach der Minister, Gustav vorstellend.

Er kannte die Lage Beider, und nur seiner Gewandtheit gelang es, das Bittere, was die Erinnerung hatte, zu tilgen.

Anna kannte das Verhältniß nicht, das einst zwischen ihrem Vater und der Mutter Gustavs bestanden; sie wußte es nicht, wie tief die Wunden waren, die seine Hand ihr geschlagen; aber es

war ein Zug ihres Herzens, der sie zu dieser ehrwürdigen Frau hinlenkte. Sie saß neben ihr: sie erwies ihr eine ungeheuchelte Ehrerbietung; sie schloß sich mit wahrer Liebe ihr an; aber die Empfindungen ahnete sie nicht, die das Herz der Vielgeprüften erfüllten; sie wußte die Thräne nicht zu deuten, die dann und wann hervorbrechen wollte. Und dennoch that der milden Frau diese Liebe so wohl.

Gustav sah dies Werben um der Mutter Liebe mit seliger Freude! O, auch für ihn hatte sie manches liebreiche Wort, manchen Blick, der freilich tief in seine Seele drang, und einen alten Kampf erneuerte, den er siegreich bestanden zu haben meinte. Wie kamen die süßen Erinnerungen über ihn, wie eine erhebende Weihe, als ihn nach Tisch der Minister bat, sich an das Instrument zu setzen. Er vergaß ganz seine Umgebung, er lebte in der Welt seiner seligsten Gefühle. Die Erinnerungen seines vergangenen Lebens und die helle Aussicht in die Zukunft — Alles verschmolz in seiner Seele zu einem Ganzen, welches sich in seinem freien Spiel ausprägte. In einem ergreifenden Adagio hatte er begonnen. Die Accorde waren tief ergreifend. Dann wurde sein Spiel lebhaft, feurig; die Hoffnung einer bessern Zukunft tagte; der Sonnenblick der Liebe fiel wonnig in sein Leben; aber jetzt zogen die Wolken am Horizonte herauf. Ein wilder Sturm brauste durch die Saiten; doch auch dieser Sturm legte sich, und leise verschmolzen die Accorde, fast hinsterbend. Alle Hoffnungen waren erblichen an Anna's Rosenknospe; aber aus diesem tiefen Weh eines hingebenden Schmerzes erstand siegend der Glaube. Ein ernstes Spiel voll Kraft und Weihe drückte dies aus, und in dem wieder meisterhaft fugirten Chorale: Nun danket alle Gott, endigte der Spielende. Der Minister stand hinter ihm.

Als er geendet, beugte er sich über ihn und sagte: „Ich habe Ihr Spiel vollkommen verstanden. Es ist das Bild Ihres

Lebens in letzterer Zeit gewesen. Ich danke Ihnen für diesen Genuß!"

Und zu der Familie wendete er sich und fragte: „Hab' ich zu viel gesagt?"

„Nein, nein!" riefen Alle begeistert.

Nur Anna schwieg. Sie saß stille da, aber die innere, tiefe Bewegung ihrer Seele war in ihren Zügen zu lesen. Sie redete den ganzen Abend kein Wort mehr, so hatte sie Gustavs Spiel ergriffen; aber oft ruhte ihr Blick auf ihm mit dem Ausdrucke reiner Liebe, die ihr Herz bewegte.

Von nun an begannen für Mutter und Sohn Tage eines ungetrübten Glückes. Seinem Amt und Berufe widmete sich Gustav mit hingebender Liebe und Treue. Der Unterricht im Schlosse des Ministers war ihm eine wahre Freude, denn der Erfolg war erfreulich, besonders in den Stunden der Musik, welche er der Aeltesten der Kinder des Ministers gab. Sie hatte eine schöne Stimme, und meist nahm auch Anna daran Theil.

Gegen Abend mußten Mutter und Sohn im Schlosse sein. Das gestaltete sich bald zum Herkommen. Da wurde dann musicirt und die Abende waren genußreich und schön.

Anna's Gesundheit stellte sich schnell her. Sie blühte wie eine junge Rose, und der Minister, dessen scharfes Auge die Verhältnisse schnell durchdrang, sah gar wohl, wie der junge Pfarrer einen gewaltigen Antheil an dieser raschen Genesung hatte, allein er sah auch, wie gerade dieser immer mehr an Heiterkeit einbüßte. Er bemerkte ein scheues Zurückziehen des jungen Mannes, aus dem dennoch die Ohnmacht der Herrschaft über seine Gefühle oft hervorbrach, und er wußte genug über den Herzenszustand Beider.

7.

Ein Wendepunkt.

Der Präsident von Laubing war in der Hauptstadt geblieben, als seine kränkelnde Tochter mit der Familie des Ministers nach Leiendorf ging. Er war froh, daß Anna nicht anwesend war, als der Sturm, den er über sich hereinbrechen sah, unaufhaltsam kam.

Er war in seiner Jugend verschwenderisch und eitel gewesen und war es geblieben in seinem späteren Leben, nur daß seine Person mehr zurück und sein öffentliches Leben an deren Stelle trat.

In späteren Jahren trafen ihn manche Verluste. Er wagte Speculationen in Staatspapieren; er spielte in Hoffnung eines Alles ersetzenden Gewinnes in auswärtigen Lotterien; aber die Speculationen endeten mit Verlust ansehnlicher Summen, die Lotterien täuschten ihn; sie verzehrten die Einsätze und gaben nichts wieder. Das erfuhr Niemand. Er galt fort und fort als sehr reicher Mann. Nur er und seine auswärtigen Gläubiger wußten, wie es um ihn stand, und diese Gläubiger nicht einmal genau, weil ja Keiner von dem Andern wußte, und Jeder glaubte, der Einzige zu sein, der darum sich hinlänglich gesichert hielt.

Da kam sein Rücktritt vom Amte. Die Gläubiger stellten sich ein und sahen nun erst mit Schrecken, daß ein Concurs eingeleitet werden mußte. Der Minister erfuhr wohl diesen längst erwarteten Erfolg, allein er verschloß das für Anna so unaussprechlich beugende Verhältniß in seiner Brust. Er befürchtete noch mehr.

So war denn das Unausbleibliche über Laubing gekommen. Alle seine Habe, sein glänzendes Haus, seine Pferde und Equipagen reichten nur eben hin, einen Theil seiner Schulden zu decken. Nicht einmal das Landgütchen, welches er ererbt, blieb ihm als Zufluchtsort. Er hatte es seinem Hauptschuldner verschrieben, der es an sich zog.

Da blieb denn nichts übrig, als die Hauptstadt zu verlassen, und, wie es der Minister vorausgesehen, in eine kleine Landstadt zu übersiedeln, wo eine einfache Miethwohnung sein stiller Aufenthalt wurde.

Er schrieb das seiner Tochter nach Leiendorf so schonend, als er es vermochte, und drückte den Wunsch aus, daß sie dort seine Einsamkeit theile.

Das war ein Blitz aus heiterm Himmel für Anna zunächst. Nicht, daß sie das glanzvolle Leben vermißt hätte. Ihr Sinn war der ihrer bescheidenen Mutter. Sie konnte das missen, was ihr nie recht zugesagt; aber was ihr Vater einbüßte, was er litt, das wußte sie, und das war es, was sie beugte.

Gustav stand ferne; aber es zog ein neues Weh durch seine Brust. Anna's Leid war sein Leid; ihr Scheiden ein Ereigniß, an das er nur mit schwerem Herzen denken konnte; indessen, es mußte ja doch einmal eintreten.

Am Abend vor ihrer Abreise war er im Garten des Ministers. Alle waren traurig, weil es der letzte Abend ihres Zusammenlebens war, das so schön gewesen. Wie ein Alp lag's auf den Herzen.

Gustav zog sich in den Garten zurück. Seine Gefühle waren zu mächtig, als daß er sich nicht hätte Sammlung suchen müssen. Auch Anna wollte noch einmal alle die schönen Orte sehen, an die sich eine heilige Erinnerung knüpfte.

In einem entfernten Theile des Gartens trafen sie sich und standen plötzlich einander gegenüber; aber sie erschracken nicht.

„Die schönsten Tage sind vorüber," sagte Gustav und sein Blick traf den ihren, der feucht war.

„Auch für mich," sagte sie bedeutungsvoll, und ein schwerer Seufzer rang sich aus der gedrückten Brust. Sie dachte an ihren Vater, aber auch an das Scheiden von dem Manne, den sie, das war ihr klar geworden, mit heiliger Liebe umfaßte.

„Bei jedem Scheiden, selbst bei dem schmerzlichsten, letzten,

bleibt uns die Hoffnung des Wiedersehens," sagte er weich. „Das ist der goldne Schimmer, den die untergehende Sonne auf die Landschaft wirft."

„Es ist schön, dies Bild," erwiederte bewegt das Mädchen, „und in ihm wird Scheiden und Sterben leicht."

„Das ist eine heilige Wahrheit," versetzte Gustav, ihre Hand fassend. „Gedenken Sie unsers ersten Scheidens? Damals glaubte ich, daß ich nie mehr in ihr Auge sehen würde, und jetzt, und so oft erfreue und erfreute ich mich dieses Glückes." Er blickte auf den Haarring, den er damals ihr wiedergab, und den sie als einzigen Schmuck stets an ihrer Hand trug. Sie bemerkte das und erglühte. „Dieser Ring," sagte er, „führe uns einst wieder zusammen. Er ist ein Sinnbild der Ewigkeit. Er verheißt mir ein Wiedersehen!"

„Hier oder dort!" flüsterte sie leise.

„O, Anna, Anna!" rief er dahingerissen von seinem Gefühl; „es gibt auch eine Ewigkeit des Gefühls! Möge Sie dieser Ring, der Ihnen so theuer ist, einmal daran mahnen, daß er an ein Gefühl erinnert, das hier lebt."

Er legte die Hand auf sein Herz. Beide schwiegen, aber Anna's Thränen rieselten leise über ihre bleichgewordenen Wangen. Beide standen lange stumm vor einander.

„Ich bewahre eine Rosenknospe als ein Heiligthum; sie ist erblichen," sagte er; „aber die Erinnerung nicht, die sich an sie knüpft. Ich legte damals ein Sträußchen neben Sie nieder. Sie nahmen es auf. Wissen Sie den Namen der Blumen noch?"

Sie erhob feierlich ihr Auge zu ihm.

„Ich weiß ihn noch," sagte sie ernst, „und vergesse ihn nicht!"

Da beugte er sich auf ihre Hand und hauchte einen Kuß darauf. Er fühlte einen leisen Druck seiner Hand, — wie ein flüchtiges Reh enteilte das Mädchen.

Er aber stand wie gebannt an der Stelle und ging dann, ohne Abschied genommen zu haben, aus dem Garten.

Niemand erwähnte später dessen. Nur der Minister war unbemerkter Zeuge des Scheidens Beider, ihrer Unterredung gewesen. Er vermied es, von Anna zu reden, und wenn auf sie mit den Worten herzlicher Liebe die Rede kam, zog er Gustav in ein anderes Gespräch.

Gustav trauerte lange um Anna. Ihre Gedanken, ihre Gefühle umrankten sein Bild.

Seltsam berührte es sie, wenn der Vater, war er Herr seines Trübsinnes geworden, einmal von ihm, von dem er ja wußte, daß sie ihm in Leiendorf oft nahe gewesen war, mit Achtung und Anerkennung sprach. Es that ihr so wohl, diese Aenderung seiner Gesinnung wahrzunehmen; aber sie schwieg dann.

Laubing's Kräfte schwanden zusehends. Anna erkannte es mit unsäglichem Schmerze. Schwand ja doch mit dem geliebten Vater ihre einzige, letzte Stütze hin!

Darüber sprach sie sich in ihren Briefen an die mütterlich sie liebende Ministerin aus.

Die edle Frau, die mit dem Herbste nach der Residenz zurückgekehrt war, tröstete sie mit reicher Liebe, und sagte ihr dann den Schooß ihrer Familie als Zufluchtsort zu.

Das richtete den Kranken auf.

„O, nur noch einmal möchte ich Anna sprechen," sagte er.

„Welche Anna?" fragte die Tochter, und kalter Schrecken durchrieselte sie, weil sie meinte, er rede irre.

„Komm' Kind," sagte er, seine magere Hand nach ihr ausreckend; „setze Dich zu mir. Ich muß den Schleier von einer Partie meines Lebens wegziehen, daß Du klar sehest. O, richte mild, mein Kind, über Deinen armen Vater!"

Und nun erzählte er ihr, ohne etwas zu verhüllen, seine jugendlichen Beziehungen zur Mutter Gustavs. Er zeigte ihr

seine Liebe zu ihr in ihrer Fülle und — auch den Umschlag dieser verschmähten Liebe in den glühendsten Haß, weil dadurch sein Leben elend geworden war. Er sprach es aus, daß Altenberg ihrer Liebe würdiger gewesen sei, als er. Auch die Verfolgungen Altenberg's verschwieg er nicht, nicht die Härte gegen die einst so geliebte Anna.

„Ich habe,“ fuhr er nach einem minutenlangen Schweigen fort, indem er Kraft zum Reden schöpfen mußte, „ich habe den Haß aus meiner Seele herausgerissen mit der Wurzel; ich habe meine Sünden erkannt und bereue sie tief, tief! Durch den Minister kenne ich die Scene Eures Abschieds. Er war unbeachteter Zeuge derselben. O, meine Anna, der Gedanke beseligt mich, daß Du Gustav einst Deine Hand reichen wirst, wie Du ihm Dein reines Herz gegeben hast; er beseligt mich, weil Du, mein Kind, so das Unrecht Deines Vaters vergüten hilfst. Ach, mache ihn recht glücklich. Schaffe ihm, wenn Du kannst, das Leben zum Himmel! Und seine Mutter, diese Anna, die ich einst liebte und so elend machte, o, ich flehe Dich an, trage sie auf Deinen Händen. Das wird mir den Tod versüßen und mich jenseits erquicken. Sprechen kann ich sie nicht mehr; aber in meinem Schreibtische findest Du einen Brief an sie, den gebe ihr, ehe Du ihre Tochter wirst. Und nun segne Euren Bund der Herr im Himmel, wie ich ihn segne! Er hat Euch zusammengeführt. Ich sehe darin einen Lichtstrahl seiner Gnade für mich!“

Er sank müde zurück.

Anna war in einem Wechsel der Gefühle ihm gefolgt, der ihr Wesen tief erschütterte. Aber welch ein Trost kam in ihre Seele!

Weinend warf sie sich über den Vater. Er umfing sie mit seinen Armen und drückte sie innig an sich.

Der Arzt kam darauf, nach dem Kranken zu sehen. Er fand eine merkwürdige Veränderung in seinem Zustande, das Leben schien

allmälig zu erlöschen, und als die zwölfte Stunde schlug, war Anna eine Waise.

Ihr innerstes Wesen war durch die Mittheilungen ihres Vaters und durch seinen Tod in einer Weise erschüttert, die den Arzt für ihre Gesundheit fürchten ließ; aber Anna's Glaube war stark. Sie trug ihr Geschick als wahre Christin. Als sie ihre Angelegenheiten geordnet hatte, begab sie sich wieder zur Familie des Ministers. Wie ein Kind in's Vaterhaus, so kam sie dorthin. Sie fand eine Mutter, einen Vater, Geschwister. Ueberall umgab sie eine Liebe, die so rührend als innig war. Dem Minister, der sie mit Liebe um ihr volles Vertrauen bat, und seiner edlen Gemahlin, theilte sie in kindlichem Vertrauen Alles mit, was ihr der Vater gesagt.

In dem kommenden Frühling ging indessen die Familie nicht nach Leiendorf, sondern in ein böhmisches Bad, wo sie den Sommer verweilte.

Der Minister hielt es jedoch für geeignet, Gustav Eins und das Andere als Wink mitzutheilen.

Das war eine Botschaft, die mit einem Male den stillen Trübsinn heilte, in dem er versunken war. Er schrieb an Anna: er legte ihr sein Herz offen dar, auf dessen Grunde sie nur ihr Bild erblickte, umgeben von der Glorie einer reinen, heiligen Liebe.

Auch der Mutter hatte er seine Liebe zu Anna in kindlicher Offenheit bekannt, und ihr Segen war ihm geworden. Der Winter ging vorüber, ohne daß sie sich sahen; aber mit den ersten Schwalben kam auch die Familie des Ministers nach Leiendorf.

Welch ein Wiedersehen erwartete die Glücklichen!

Als Gustav seine Anna vom Schlosse hinüber zur Mutter führte, da umfing sie sie mit den Armen mütterlicher Liebe.

Anna war von der Bedeutung dieses Augenblickes so durchdrungen, daß sie niederkniete und mit demüthig gesenktem Haupt um den mütterlichen Segen bat, und betend legte die Mutter die Rechte ihr auf's Haupt, und die Linke zum Himmel erhebend, sprach

sie: „O, du Herr aller Gnade, segne sie und lass' ihr dein Angesicht leuchten! Lass' aufgehen aus der Saat in Haß eine reiche Ernte in Liebe, aus der Saat in Thränen eine Ernte in Freuden, und wie du hier einest, was feindlich getrennt schien, so eine dort in vergebender Liebe die Vollendeten, und lass' uns einst Alle als Selige dich preisen!"

Auch Gustav war neben Anna niedergekniet, und „Amen!" sagten sie Alle, und die Mutter zog ihre Kinder an ihr Herz und auch die Jenseitsversöhnten waren selig in dieser Stunde.

Nicht lange nach diesem heiligen Augenblicke wurde Gustavs und Anna's Lebensband gesegnet am Altare des Herrn. Und ihre Tage waren Tage des Glücks, und Anna's Liebe machte der Mutter Lebensabend so glücklich, wie es ihr Vater gewünscht, wie sie es vor Gott gelobt hatte, und wie ihr liebevolles, treues Herz es sie lehrte.